
R G B WH GR BL
Grey Scale #13
C M Y K
Part Code ST1316
DANES-PICTA.COM
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19
Colour Chart #13
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black
Inches
Centimetres

In Weimar als Preußischer Gesandter

Erwerbs-Buch Nr. 8353

In Weimar als Preußischer Gesandter

Ein Buch der Erinnerungen an Deutsche Fürstenhöfe 1894—1897

5177.
3 H.

Von

Ludwig Raschdau

Gebietskreisbücherei

1939

Verlag von E. S. Mittler & Sohn / Berlin

9(43)

32304/2

Alle Rechte aus dem Gesetz vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.
Copyright 1939 by E. S. Mittler & Sohn, Berlin.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei, Berlin.
Printed in Germany.

Einführung.

In den folgenden Blättern setze ich die Aufzeichnungen fort, die ich unter dem Titel „Unter Bismarck und Caprivi" herausgegeben habe [1]). Während ich sie dort aber zu einer zusammenhängenden Erzählung verarbeitete, lasse ich sie hier in der Form erscheinen, in der ich sie nach den täglichen Erlebnissen vor mehr als 40 Jahren festgelegt habe. Ich sah mich dazu durch den häufigen Wechsel des Aufenthalts veranlaßt, zu dem mich die Beglaubigung an fünf Fürstenhöfen sowie der häufige Besuch der Reichshauptstadt und verschiedene Reisen im In- und Ausland nötigten.

Für den Leser, der das frühere Werk nicht kennt, sei bemerkt, daß ich nach fast zehnjähriger Tätigkeit im Berliner Auswärtigen Amt, von der ich sieben Jahre in der Politischen Abteilung verbracht habe, zum preußischen Gesandten bei den thüringischen Staaten mit dem Sitz in Weimar ernannt worden war. Die Unmöglichkeit einer ersprießlichen Zusammenarbeit mit dem ältesten Rat der Abteilung, Geheimrat v. Holstein, hatte zu der Trennung geführt. Es war zwar ungewöhnlich, daß ein Beamter nach langjährigem Zentraldienst eine Verwendung erhielt, die mehr Anforderungen an höfische und gesellschaftliche Eignung als an politische Erfahrung stellte, indessen war von vornherein nur eine kurze Beschäftigung in Aussicht genommen, die sich dann aber auf drei Jahre ausdehnte.

So sind es denn auch nur vereinzelt politische Vorgänge, die hier zu erzählen sind, in der Hauptsache ist es der Verkehr mit den Höfen und den zugehörigen Kreisen. Ich habe das Wort des Geschichtsschreibers v. Treitschke bestätigt gefunden, daß gerade in den deutschen Kleinstaaten (anders als in dem einen und anderen deutschen Mittelstaate) nationale deutsche Gesinnung vertreten sei. In diesem Geiste habe ich mich gegenüber den Monarchen, den Behörden und der öffentlichen Meinung verhalten können. So durfte ich, ohne meiner Pflicht untreu zu werden,

[1]) Im Verlage E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1939.

mein Preußentum zurücktreten lassen und das gemeinsame deutsche Interesse in den Vordergrund rücken. Den Großherzog Karl Alexander von Sachsen hat dieses Verhalten zu der wiederholten Bemerkung veranlaßt, daß ich auch sein Gesandter sei.

Die Enge der öffentlichen Verhältnisse brachte es mit sich, daß, wenn ich in meinen vorausgegangenen Schriften mancherlei Wissenswertes zur Geschichte der Zeit beibringen konnte, ich hier im wesentlichen auf die Schilderung von Personen, Sitten und Gebräuchen angewiesen war, die heute zumeist bereits einer verschwundenen Epoche angehören. Aber gerade deshalb mag es angebracht sein, sie in der Erinnerung festzuhalten. Dann aber habe ich hier erzählen können, wie sich zwischen einem schon vermöge seines Alters ehrwürdigen und nicht nur um sein eigenes engeres Land verdienten Fürstenhause und einem zunächst wenig willkommenen fremden Vertreter nahe persönliche Beziehungen gebildet und über die Amtszeit hinaus erhalten haben. So konnte ich aus meiner Weimarer Tätigkeit statt des Capua, vor dem mich einst meine Freunde gewarnt hatten, das Gedächtnis an einen deutschen Fürsten mitnehmen, der der Erneuerer der weihevollsten deutschen Burg und Freund und Stütze erster deutscher Meister gewesen ist, und nicht minder an eine hochsinnige Fürstin, die ihr Leben bis tatsächlich in die letzten Stunden der Sorge um das Andenken unseres größten Dichters mit Hingebung gewidmet hat.

Wie ein dunkler Schatten erscheint daneben die Erwähnung der Vorgänge, die schließlich den Anlaß zu meiner freiwilligen Trennung vom Auswärtigen Dienst gegeben haben. Die Bemühungen des Geheimrats von Holstein, mich in meiner amtlichen Tätigkeit zu schädigen, sind zu charakteristisch und werfen ein zu deutliches Licht auf jene bereits früher geschilderten persönlichen Verhältnisse, haben mich auch in meinem amtlichen Verkehr mit dem Großherzog zu oft beschäftigt, als daß ich sie nicht in diesem Zusammenhang in ihrer befremdlichen Tatsächlichkeit hier wiedergeben sollte.

So lege ich diese Begebnisse von drei Weimarer Jahren in bunter Mannigfaltigkeit, wie sie mir der Zufall in die Feder geliefert hat, dem Leser vor, von dem Wunsch geleitet, das Bild jener bereits fernen Zeit mit einigen Farben zu vervollständigen, die der vollen Wirklichkeit entnommen sind.

Berlin, Sommer 1939.

Ludwig Raschdau.

Inhalt.

Seite

1894 1

Amtsantritt in Weimar / Meiningen / Weimarer Hofgesellschaft / Schwarzburg-Rudolstadt / Varzin und der neue Reichskanzler / Urteile über Hohenlohe / Verstimmung der Bundesstaaten

1895 10

Kaisers Geburtstag / Am Gothaer Hof / Das Haus Schwarzburg-Sondershausen / Herzogin von Koburg-Gotha / Aufregung in Meiningen / Ausländer auf deutschem Thron / Großherzogin Sophie / Preußischer Bahnerwerb / Staatsrat in Berlin / Bismarcks Geburtstag / Großherzog von Baden / Kaiser Wilhelm II. Hofluft / Poschingers „Neue Tischgespräche" / Der Kaiser auf der Wartburg / Schimonoseki / Deutsche Stellung zu Japan / Weimars russische Beziehungen / Intrigen im A. Amt / Veränderungen im A. Amt / Bismarck und der Bund der Landwirte / Beseitigung Stambulows / Am Genfer See / Krieg-in-Sicht-Artikel 1875 / Gespräche mit Hohenlohe / Minister Witte in Berlin / Das Knackfußbild / Goetheschätze im Weimarer Archiv / Gesandter Dr. Busch / Theosophie in Weimar / Botschafter von Schweinitz / Botschafter von Bülow / Entlassung Ministers von Köller / Besuch des Großherzogs beim Papst / Besuch in Schönhausen / Minister von Miquel / Deutsche und Polen / Besuch in Friedrichsruhe Gespräche mit Bismarck / Bismarck über das „Schwarze Kabinett" / Bismarck über Napoleon I. / Bismarck und die Philosophie / Am Jahresschluß

1896 53

Kleinstaaterei / Festmahl im Weimarer Schloß / Transvaalfrage / Der Herzog von Koburg / Feier der Reichsgründung / Bismarck zum Krügertelegramm / In Sondershausen / Kaisers Geburtstag / Erbfolge im Hause Schwarzburg / Verstimmung des Kaisers / Spannung zwischen Kaiser und Meiningen / Kaiserrache / Papierne Politik / Dr. Peters im Reichstag / Weimarer Geselligkeit / Herzog Johann Albrecht / Hochzeit in Koburg / Verstimmung des Kaisers / Auf der Wartburg / Der Kaiser in Wiesbaden / Das Krügertelegramm / Schwarzburger Erbfolgefrage / Kyffhäuserdenkmal / Schloß Beichlingen / Ordensverleihungen / Im Auswärtigen Amt / Einweihung des Goethe-Schiller-Archivs / Gesellige Pflichten / Minister Miquel / Politische Begabung der Deutschen / Stilles Weimar / Höfische Gunstbezeigung / Im preußischen Staatsministerium /

Seite

Montenegro / Ungarn / Nachteile des Kleinstaats / Bei Reichskanzler Hohenlohe / Abgang Dr. Kaysers / Liszt in Weimar / Abdankungsgerüchte in Meiningen / Erbprinzessin Charlotte / Gesandter Brandt über China / Enthüllungen Bismarcks / Rückversicherungsvertrag / Bedenken gegen Rückversicherungsvertrag / Pressestimmen / Verhältnis zu Rußland / Kaiserbegegnung in Wiesbaden / Ultramontanismus / Bei der Erbgroßherzogin / Deutsche Fremdländerei / Prozeß Leckert-Lützow / Marschall im Prozeß / Prozeß gegen Tausch / Krisengerüchte / Denkmalfeier

1897 109

Deutsche und spanische Malerei / Über studentische Mensuren / Kaiserin Augusta / Die „Zukunft" über Holstein / Kaisers Geburtstag / Unsere auswärtigen Vertreter / Kaiserreise nach England / Asiatische Politik / Hofball / Wildenbruchs Heinrich-Tragödie / Kretafrage / Goethebearbeitung / Politische Mißgriffe / Gedenkfeier für Kaiser Wilhelm I. / Tod der Großherzogin Sophie / Beisetzungsfeier / Beileidsbezeugungen / Testament der Großherzogin / Höfische Ratgeber / Mangelndes deutsches Selbstgefühl / Urlaubsreise / Der Kaiser und die Marine / Wolffs Telegraphenbüro / Treitschke / Zustände in Österreich / Wiener Parlament / Budapest / In Serbien und Rumänien / Bukarester Gesellschaft / Eugen Richter im Reichstag / Das Militärstrafgesetz / Kiderlen-Waechter / Fürst Münster / Bei Hohenlohe / Das Vereinsgesetz / In Friedrichsruh / Bismarck über die Deutschen / Keudell und Abeken / Bismarck über Österreich / Über den Prozeß Tausch / Kaiserin Augusta / Geheimrat Klehmet / Die Lippische Thronfolgefrage / Wechsel im Auswärtigen Amt / Berufung Bülows / Bülow und Philipp Eulenburg / Bismarck über die Personalveränderungen / Fürst von Schwarzburg über Miquel / Besuch in Wilhelmsthal / Der Großherzog als Wirt / In Thalstein bei Cümpling / Besuch auf Schloß Altenstein / Beim Herzog von Koburg / Die Lippische Erbfolge / Bestimmung nach Lissabon / Ablehnung des Lissabon-Postens / Unterredung mit Bülow / Der allmächtige Holstein / Bülow empfiehlt Lissabon / Endgültige Ablehnung Lissabons / Der Großherzog über die Abberufung / Erlaß Bülows / Abschiedswanderungen / Verderblicher Einfluß der „Zukunft" / Abschiedsbesuch in Meiningen / Goethe-Shakespearefeier in Weimar / Abschied von Koburg / Unterredung mit Bülow / Kampf gegen Holsteins Intrigen / Gespräch über die innere Lage / Miquel über die Polenpolitik / Letzter Tag in Weimar / Abschied von Weimar / Würdigung des Großherzogs

1894.

3. Dezember. Am 22. November war ich in meinem neuen Amtssitz eingetroffen, machte noch am gleichen und am nächsten Tage zahlreiche Besuche und ordnete meine Haus- und Stallverhältnisse. Montag, den 26., empfing mich der Großherzog in feierlicher Audienz in Anwesenheit des Ministers von Groß. Der Fürst hatte die große preußische Generalsuniform angelegt. Ich hielt ihm eine wohlvorbereitete Antrittsrede, in der die Grüße des Kaisers, oder richtiger, da ich Vertreter Preußens war, des Königs, dann die Trauer um den Tod des Thronerben [1]) überall, wo der Name Weimar bekannt sei, schließlich die Bitte um gleiches Wohlwollen wie das meinen Vorgängern bewiesene, zum Ausdruck kamen. Der Großherzog antwortete in längerer Rede, erwähnte den angekündigten Besuch des Kaisers und fragte dann nach meiner Vergangenheit und nach meiner Frau, deren Name ihm gut bekannt schien. Der alte Herr ist in Vorurteilen befangen und sieht die Entsendung eines bürgerlichen Vertreters nicht gern. Ich verdenke ihm diese durch ein langes Herkommen bedingte Auffassung nicht, und es wird Zeit kosten, ihn an den neuen Zustand zu gewöhnen. Die Großherzogin dagegen war auffallend liebenswürdig und äußerte sich sehr freundlich zu Dritten über die Begegnung, so daß die Hofkreise damit die Richtung erhielten. Ich habe diese Aufnahme wohl ihrem Schwiegersohne, dem einstigen Botschafter Prinzen Heinrich VII. Reuß zu verdanken, mit dem mich vieljährige Beziehungen — seit unserer Zusammenarbeit in Konstantinopel — verbinden.

Bei der Nähe der Verwandtschaft der Häuser Weimar und Hohenzollern wollte der Kaiser persönlich dem verstorbenen Erbgroßherzoge das letzte Geleit geben; er meldete sich mit der Kaiserin an, doch gab diese die Reise auf, als das Großherzogliche Paar gegen den Empfang sein körperliches Unvermögen eingewandt hatte. Darauf meldete sich der

[1]) Der Thronerbe Carl August war an der Riviera am 20. November 1894 einem langwierigen Nierenleiden erlegen.

Kaiser krank, und schließlich kam der Prinz Friedrich von Hohenzollern ohne Begleitung, was etwas wenig schien. Die Trauerfeier war ernst und würdig, der zeremonielle Aufwand, auch beim folgenden Frühstück und Empfang, vollzog sich nach großen Mustern.

Ich begegnete wiederholt der Prinzessin Reuß, die mir, wie immer, ihr Wohlwollen bekundete. Ihre Schwester Herzogin Johann Albrecht ließ mich aus freien Stücken zu sich bitten. „Was macht Ihr Freund Holstein?" war eine ihrer ersten Fragen. „Hoheit scheinen meine Beziehungen gut zu kennen", antwortete ich, ließ mich aber nicht weiter aus. „Sie sind vorsichtig", erwiderte sie lächelnd. Vielleicht werden sich diese Beziehungen über das Oberflächliche hinaus gestalten lassen. Über den Kaiser höre ich in den höfischen Kreisen zuweilen Urteile, die nicht immer Wohlwollen verraten, und die ich zunächst zu überhören scheine.

6. Dezember. Vorgestern in Meiningen gewesen, um meine Kreditive zu überreichen. Ich verbrachte eine unangenehme Nacht, da mir plötzlich vor Station Meiningen einfiel, daß meine Vollmacht in Weimar zurückgeblieben, und die Audienz nicht gut aufzuschieben war. Ich mußte das Schriftstück mir um Mitternacht mit denkbarster Beschleunigung durch einen der Diener nachbringen lassen. Herzog Georg ist etwas schwer von Wort, macht aber sehr gute Figur mit seiner hohen Gestalt, dem eindrucksvollen Kopf und dem wallenden Vollbart. Der Hofstaat ist sehr eingeschränkt, gleichwohl erfolgte große Auffahrt mit altertümlichem Galawagen, die Wache unter Gewehr. Der Fürst empfing mich allein und sprach nach den üblichen Einführungsreden über den Weimarer Trauerfall. Daran schloß sich eine Festtafel mit etwa 26 Gedecken. Ich hatte vorher, nachdem ich die Uniform gegen den Zivilrock vertauscht, der morganatischen Gattin des Herzogs, Frau von Heldburg, meine Aufwartung gemacht. Ich nahm an der Tafel zwischen ihr und dem Herzog Platz. Sie ist liebenswürdig und anspruchslos und verleugnet nicht ihre bescheidene Herkunft. Sie ist noch immer von ansprechendem Äußeren, ihre Züge gewinnen durch ein lebhaft bewegtes Auge. Der Fürst war nicht gut auf Berlin zu sprechen. Er erzählte mir vertraulich einen Satz aus der Thronrede, die am nächsten Tage vor dem Reichstage gehalten werden solle, wonach der (Miquelsche) Plan der Mehrüberweisungen an die Bundesstaaten fallen gelassen sei. Man habe aber diese gar nicht gefragt. So ginge das aber nicht, das sei Verfassungsbruch. Überhaupt, was heiße „Reichsregierung?" Eine solche gebe es doch nicht, sondern nur „Verbündete Regierungen". Die Äußerungen des

Herzogs, die ich abzuschwächen suchte, indem ich von einer vielleicht nicht ganz korrekten Gewohnheit sprach, rühren ohne Zweifel von seinem Minister von Heim her. Dieser erschien mir in längerer Unterhaltung als recht kritischer Herr. Er fing gleich damit an, wie überrascht er von dem Abgang Caprivis gewesen sei. Vollen Vertrauens in die weitere Entwicklung sei er, wie die übrigen Landesminister, von der Berliner Konferenz an dem kritischen Tage zurückgekehrt und habe seinen Augen nicht getraut, als er unterwegs ein Extrablatt über die Entlassung Caprivis in die Hand bekam.

Der Herzog hat mir auch sonst Ansichten geäußert, die unabhängiges Denken bekunden. Über den neuen preußischen Agendenentwurf entwickelte er ablehnende Anschauungen. Zahlreicher Kinderbesitz schien ihm von zweifelhaftem Werte; er sagte nicht, bei welcher Ziffer die Bedenklichkeit beginne. Die Stunden schwanden schnell dahin.

Von Radowitz und Busch [1]) erhalte ich Briefe, in denen sie sich, ganz ähnlich wie ich, Gedanken über die letzten Vorgänge des Kanzlerwechsels machen.

11. Dezember. Allmählich treten wir, soweit es die Hoftrauer gestattet, der Weimarer Gesellschaft näher; sie beobachtet sehr aufmerksam bestimmte höfische Formen. Dieser Kreis besteht aus etwa hundert Namen, deren Liste mein Vorgänger mir übergeben hat, und die die eigentliche, scharf gesonderte Hofgesellschaft bilden. In ihr bin ich der einzige Nichtadlige, was mich nicht weiter anficht, wenn es auch für heutige Verhältnisse auffallend ist.

Gestern habe ich an einer vom Großherzog veranlaßten Treibjagd teilgenommen mit bescheidenem Erfolg. Ich stand an einer berühmten Stelle, am sog. zweiten Kaiserstein, dort, wo einst 1808 der große Korse sich aufhielt, in anmutiger Gegend, die unter blendendem Winterreif lag. Am Abend lud uns als erster der Oberschenk von Helldorff, den man hier als einzigen Politiker in der Gesellschaft rühmt, ein, um uns mit einigen Persönlichkeiten bekannt zu machen. Man war auch hier von der gerichtlichen Verfolgung der Sozialdemokraten, die bei dem Hoch auf den Kaiser im Reichstag sitzen geblieben waren, überrascht. Ich äußerte mich auf Fragen über die juristische Seite, die Zweckmäßigkeit der Maßregel berührte ich nicht. Seit einigen Tagen verlautet wieder von verschiedenen aufsehenerregenden Äußerungen des Kaisers, so z. B.,

[1]) Radowitz, Deutscher Botschafter in Madrid; Busch, Deutscher Gesandter in Bern.

daß die jetzt dem Reichstag überwiesene Umsturz-Vorlage Vorfälle wie den erwähnten zu verhindern bestimmt sei. Sollte niemand dem Kaiser den wirklichen Inhalt dieses Entwurfs mitgeteilt haben? Besprochen wurde auch das kaiserliche Telegramm an Frau Lesseps, das ihren Gatten als den „größten Mann in der Wissenschaft" bezeichnete. Diese Dinge gehen ohne Hindernis in die Welt, und man schüttelt auch hier den Kopf dazu.

15. Dezember. Fürst Günther von Schwarzburg-Rudolstadt hatte mir Unterkunft in seinem hoch über der Stadt gelegenen Schlosse Heidecksburg angeboten. Wagen holten mich und meine Begleitung vom Bahnhof ab, und Hofmarschall von Klüber empfing mich vor dem Eingang des Schlosses. Staatsminister von Starck, der mich gleich nach meiner Ankunft besuchte, machte den Eindruck eines unterrichteten und ernsten Beamten. Es liegt ihm ein Eisenbahnabkommen mit Preußen am Herzen, sowie die feierliche Einweihung des großen Kyffhäuser-Denkmals im Sommer 1896, der der Kaiser beiwohnen soll. Nach der Audienz, die sich in würdigen Formen gestaltete, namentlich, wenn man sie nach den Verhältnissen des kleinen Landes bemißt, erfolgte die Vorstellung bei der jungen Fürstin Anna, deren Bruder im Auswärtigen Amt unter meiner Anleitung gearbeitet hat. Ich hatte von der Schweigsamkeit des Fürsten gehört und suchte daher meinerseits über die Pausen hinwegzukommen. Beim Festmahl saß ich rechts neben der Fürstin, die ein anmutiges Frauchen ist, natürlich, einfach, anspruchslos, mit Tituskopf, vergnügten Augen und fröhlichem Lachen, doch zart und bleich. Es heißt, daß die Ehe kinderlos bleiben würde, nachdem die Fürstin im vorigen Jahr in Folge eines Falles bei Begrüßung ihrer sie besuchenden Eltern eine Fehlgeburt erlitten hat. Der Umstand ist von Wichtigkeit, da dieser Zweig des Hauses Schwarzburg dann ausstirbt, und der Zusammenfall der beiden Fürstentümer Schwarzburg in Frage kommt. Es waren wohl acht Kammerherren zugegen und ebensoviel höhere Beamte, sämtlich reich dekoriert. In dieser Kunst hat es unser Vaterland in Zahl und Abstufungen ungemein weit gebracht, und es wird eine mühselige Aufgabe für mich sein, dieses Kapitel eingehender zu studieren. In einem Ländchen, dessen Einwohnerzahl noch weit von der Hunderttausend entfernt ist, erscheinen Schloß, Fürst und Hofstaat etwas übertrieben. Aber es scheint, daß das Volk diese ansehnliche Vertretung nicht entbehren möchte.

Wir haben heute zum erstenmal einige Bekannte zu Tisch gebeten,

darunter den sächsischen Gesandten von Minckwitz, ferner den Enkel Schillers von Gleichen-Rußwurm und Frau von Helldorff, eine vortreffliche Kennerin der nachgoetheschen Zeit.

16. Dezember. Graf Henckel von Donnersmarck, der erste Hofbeamte des Großherzogs, begleitete mich auf einem Spaziergange nach Schloß Belvedere. Der liebenswürdige alte Herr ist über gewisse Vorgänge im Auswärtigen Amt wohl unterrichtet, so auch über die Duellforderung Holstein—Graf Guido Henckel. Danach hat sich der Kaiser persönlich mit diesem Vorgang befaßt. Er hat bei einem Besuche in Eisenach meinen Begleiter geradezu gefragt, ob seine Söhne das Duell für den bejahrten Onkel Guido auszufechten beabsichtigten. Welche Mittel müssen angewandt worden sein, um den Monarchen derart für Holstein, den er eigentlich nur durch Phili Eulenburg kennt, zu interessieren! Den kaiserlichen Stallmeister Grafen Wedel, den man in einem Berliner Theater mit Graf Henckel hatte verkehren sehen, hat der Kaiser vor die Wahl zwischen sich und dem Umgang mit dem Letzteren gestellt. Die verderbliche Tätigkeit des „Austernfreunds", wie ihn der „Kladderadatsch" getauft hat, ist auch hier genügend bekannt und ebenso die Stellung, die ich gegen Holstein eingenommen habe. „Ihr Ruf ist Ihnen vorausgeeilt", bemerkte der Graf. Um so weniger brauche ich mit meiner Auffassung zurückzuhalten.

Auch hier wurde mir die Tatsache bestätigt, die ich schon früher gehört, daß die Prinzessin Reuß, die eine leidenschaftliche Verehrerin Bismarcks ist, bei einer Begegnung dem Kaiser den Rücken gekehrt habe. Dieser Vorfall mag nicht gerade beigetragen haben, diesen gegen den Botschafter nachsichtiger zu stimmen, als die Kamarilla seine Entlassung betrieb.

In Varzin ist die Parole ausgegeben, den neuen Kanzler Fürst Hohenlohe in der Presse gut zu behandeln. Namentlich die „Berl. N. Nachr." verteidigen ihn lebhaft. Ihr Schriftleiter Jacobi ist gleich in der ersten Woche bei Hohenlohe gewesen und hat die Versicherung erhalten, daß er dem Fürsten Bismarck einen Besuch abstatten werde. So ist die Stimmung der Presse dem neuen Kanzler im allgemeinen günstig. Er gibt dazu den Agrariern die schönsten Worte, ebenso wie dem Zentrum. Wenn dann freilich die Einlösung kommt — — —

20. Dezember. Die Berliner Verhältnisse werden hier in wenig erfreulicher Weise besprochen. Ich sah heute den Staatsminister von Groß und seine Frau, die den letzten Verhandlungen im Reichstage beigewohnt haben. Den Eindruck, den Hohenlohe machte, schilderten

sie als unerfreulich, seine Kanzlerschaft als von voraussichtlich kurzer Dauer. Groß, der mit dem Kanzler eine halbe Stunde verkehrt hat, meinte, er sei ja sehr liebenswürdig und auch klar in dem, was er sage, aber es fehle ihm doch die Vertrautheit mit der inneren Verwaltung und Gesetzgebung des Reichs, und man merke sehr seine physische und geistige Müdigkeit. Hoffentlich werde er im Reichstage nicht wieder auftreten, denn dieser Aufgabe wäre er nicht gewachsen. Groß erklärte, nicht zu wissen, wer die strafrechtliche Verfolgung der im Reichstage sitzen gebliebenen Sozialdemokraten angeregt habe. Daß ich Legationsrat Kayser in einem Briefe nach Berlin als vermutlichen Ratgeber bezeichnet und von dort die Bestätigung erhalten habe, verschwieg ich Groß. Allgemein betrachte man den Schritt als nicht gehörig überlegt. Ich meinte, er habe vielleicht den Nutzen, daß die Disziplinargewalt des Reichstagspräsidenten verstärkt wird. Die Zweckmäßigkeit der Verfolgung konnte ich nicht verteidigen.

Zum erstenmal das Theater hier besucht, wo die Oper „Fidelio" gespielt wurde, mit einem für die kleine Residenz ausgezeichneten Orchester. Wir hatten Frau von Richthofen in unsere Loge eingeladen, die Gattin des deutschen Mitglieds in der aegyptischen Schuldenverwaltung, die hier ständig lebt, eine immer kränkelnde Frau und durch schnelle Worte bedenklich. Sie verbreitet überall, daß wir eng befreundet seien und gibt sich damit einen Schein von Berechtigung, in unserem Namen zu sprechen.

29. Dezember. Die Weihnachtsfeiertage haben wir in Berlin zugebracht. Die Lage wird allgemein als schwierig bezeichnet, indem man die Kanzlerschaft Hohenlohes für kurzlebig hält. Er sucht sich Freunde zu machen, hat mit Bismarck sich gut gestellt, mit Graf Herbert eine einstündige Unterhaltung gehabt und will sich demnächst in Friedrichsruh zeigen. Holstein ist darüber sehr unwirsch, und Marschalls Stellung wird wieder als unsicher angesehen, da der Kaiser eine starke Abneigung gegen seine Persönlichkeit bekunde. Wie ich von Graf Karl Wedel bestätigt höre, hat Holstein in dem Augenblick der Ankunft Hohenlohes in Potsdam diesem kurz vor seiner förmlichen Ernennung ein Schreiben zukommen lassen, wonach er um seinen Abschied bitte, falls Marschall ausscheide. So halte Hohenlohe diesen, obgleich er auf ihn als auswärtigen Leiter nichts gebe. Die schlimmsten Angriffe aber richten sich jetzt leider gegen den Kaiser.

Es ist Tatsache, daß jetzt auch der König von Württemberg, der einer

der Getreusten war, mit dem Kaiser uneins ist. Als Prinz pflegte er von dem Kaiser als von „seinem kaiserlichen Herrn" zu reden. Auch der König von Sachsen läßt sich im vertrauten Gespräch recht kritisch aus. In der Frage der Verfolgung der Sozialisten soll jetzt eine Umstimmung eingetreten sein. Als der Monarch sich für die Verfolgung erklärte, stimmten die Herren im Staatsministerium dafür, auch Miquel. Schwache Einwände erhoben nur Böttticher und Marschall, gaben aber schließlich nach. Minister v. Köller spielte eine ganz ungeschickte Rolle; er begründete sein Verhalten mit den Wünschen der „Umgebung" Seiner Majestät. Ich habe Miquel auf die Bedenklichkeit dieser Vorgänge und deren Beurteilung im Lande hingewiesen. Er meinte etwas empfindlich, es sei dabei wenigstens die Verschärfung der Disziplinargewalt des Reichstagspräsidenten herausgekommen. „Noch nicht", meinte ich, „und sie hätte auch ohne den Staatsanwalt erreicht werden können".

Als Nachfolger Hohenlohes wird jetzt allgemein Staatsminister Botho Eulenburg genannt. Es wird der Scherz erzählt, daß der Kaiser, als Hammerstein, der neue Landwirtschaftsminister, auf seine 67 Jahre hinwies, die ihm die Übernahme des Ministeriums erschwerten, erwidert habe: „ich nehme grundsätzlich nur noch Fünfundsiebzigjährige". Das ist das Alter des Reichskanzlers. Überall wird Hohenlohe als nicht leistungsfähig bezeichnet. Die kleineren Bundesstaaten zeigen ein bisher nicht beobachtetes Auftreten. Wie Miquel mir erzählte, wollen die Süddeutschen Staaten, auch Baden, ihre Landesfarben in den Fahnen ihres Militärs irgendwie angebracht sehen. Minister von Groß habe sich beschwert, daß Schönstedt in seiner Jungfernrede im Namen der Verbündeten Regierungen habe sprechen können. Diese seien gar nicht gefragt worden.

Die Beeinflussung der Presse wird jetzt von den verschiedensten Seiten besorgt. Köller hat sich ein eigenes Pressebüro geschaffen, das Auswärtige Amt verfügt über Hammann, und der Reichskanzler hat jetzt seinen engeren Landsmann, den Bayern Kiliani, herangezogen. Das kleine Faktotum Gabriel, der das Geschäft im Auswärtigen Amt gut kennt, meinte, daß es jetzt ein bellum omnium contra omnes geben werde.

1895.

Weimar, 6. Januar. Der ungewöhnliche Schnee dieses Jahres veranlaßt uns zur Anschaffung eines Schlittens, der uns die Umgegend näher kennen lehrt. So genieße ich ein Vergnügen, das mir 20 Jahre unbekannt gewesen.

Bei einer Fasanenjagd im Wäbicht, zu der der Großherzog Einladungen hatte ergehen lassen, plauderte ich öfters mit dem jungen scheuen Thronfolger, der absichtlich in meine Nähe gestellt wurde, damit ich mich mit seiner Erziehung beschäftigen könne. Man bangt vor der Möglichkeit, daß die Herrschaft von dem Großvater auf einen noch allzu jugendlichen Sprossen übergehen könnte.

30. Januar. Nachdem die Hoftrauer in ihrem strengeren Teil verstrichen, nehmen uns zahlreiche Abendgesellschaften, zumeist uns zu Ehren veranstaltet, in Anspruch. Am 26. hatte mich der Großherzog als Vorfeier zum Geburtstag des Kaisers zu einem stattlichen Prunkmahl eingeladen, an dem nur die höchsten Beamten teilnahmen. Ich wurde von der Großherzogin mit ihrer Nachbarschaft beehrt. Die hohe Frau hat mir nachher durch eine der Hofdamen ihren Dank aussprechen lassen, daß ich bei dem Mahle die Unterhaltung nicht habe abreißen lassen; es sei unangenehm, immer selbst die Anregung geben zu müssen. Ich sagte mir, daß dieses Verhalten dem Herkommen nicht entspricht, aber sein Bruch unter Umständen nicht verübelt wird. Ich habe in gleicher Weise auch gegenüber den Herrschaften in Gotha und Sondershausen gehandelt und freundliche Anerkennung gefunden, daß ich ihnen die Sache damit erleichtert hätte. Nach dem Festmahl des Großherzogs hatten wir in der Gesandtschaft einen Empfang veranstaltet, der über die Fassungskraft unserer Räume hinausging. Ich hatte mir eine Rede vorbereitet, in der ich den Ton auf den guten Willen des Kaisers legte und das innige Verhältnis zwischen den beiden Herrscherhäusern hervorhob. Einige fanden, wie ich später hörte, daß eine solche Rede des Gesandten eine Neuerung sei, so insbesondere der Präsident des Weimarer Landtags, von Roten-

han; ob eine erwünschte, war mir nicht ganz sicher. Der 27. Januar war dann für mich ein reich besetzter Tag, der zu früher Morgenstunde mit einem Ständchen der Militärkapelle begann, die ich bei Frostwetter mit Punsch und Pfannkuchen bewirtete, was auch eine Neuerung war. Dann folgte der Kirchenbesuch in großer Uniform, der Empfang zahlreicher Glückwünschender, insbesondere auch der Stadtvertretung, dann die Teilnahme an der Feier der Offiziere im Kasino, ein Festspiel im Theater und schließlich der Besuch der Soldatenaufführungen, jedenfalls ein in dieser Ausdehnung mir bisher ungewohntes Programm.

Der Gothaer Hof hat mich, als ich auch dort meine Beglaubigung überreichte, besonders glänzend empfangen. Die Herzogin Marie, eine geborene Großfürstin von Rußland, die mir zur festlichen Tafel den Arm gab, fand ich auffallend bewandert in europäischen Fragen, und so brach das Gespräch über allerlei auswärtige Dinge keinen Augenblick ab. An dem Tage war gerade Faure zum französischen Präsidenten gewählt worden. Der Herzog Alfred, früher als Herzog von Edinburgh bekannt, meinte über den Tisch weg, die Franzosen seien doch ein tolles Volk, es sei 1871 zu gut fortgekommen; jetzt seien die Engländer bei ihnen am verhaßtesten. Die Gespräche wurden im Theater und bei dem dort eingenommenen Tee fortgesetzt, wobei der Herzog die Gesellschaft mit einigen nicht ganz einwandfreien Scherzen ergötzte. Er machte mir etwas den Eindruck des „jolly good fellow" im englischen Lustspiel. Vom Gottesgnadentum hält er nicht viel, so hat er in seiner ersten Verkündung als deutscher Landesfürst den Zusatz „Von Gottes Gnaden" fortgelassen. Auch sonst ließ er sich in seinen Formen mehr gehen, als ich in Weimar gewohnt bin. Über die Herzogin hörte ich, daß sie früher stark dem Einfluß einer panslavistischen Umgebung unterlegen wäre, inzwischen aber in Deutschland gelernt hätte, mit den Verhältnissen zu rechnen. Sie erzählte mir, ihr Vater Alexander II. habe seine deutsche Umgebung als die Einzigen bezeichnet, auf die sich das Haus Romanow-Gottorp verlassen könne. Die Herzogin spricht das Deutsche beträchtlich fließender als ihr Gemahl. Die anmutige Tochter Alexandra benimmt sich für ihre sechzehn Jahre mit auffallender Sicherheit.

Auch in Sondershausen vollzog sich der Empfang in würdigen Formen. Durch einen riesigen altmodischen Prunkwagen wurde ich von der Bahn abgeholt und von der Spalier bildenden Bevölkerung der kleinen Residenz mit großen Augen in dem reich vergoldeten Glaskasten angestaunt. Der bejahrte Fürst Karl Günther ließ die feierliche Redeform bald fallen und gab sich in gemütlich-einfacher Weise. Sein Bruder Leopold stattete

mir sofort nach meiner Ankunft einen Besuch ab, bei dem ich zu meiner Überraschung feststellte, daß er nur den seinem Stande nicht entsprechenden Roten Adlerorden dritter Klasse besitze. Ich habe bald darauf in Berlin auf diese auffällige Rückständigkeit aufmerksam gemacht. Nach Verabschiedung beim Fürsten verweilte ich über eine Stunde beim Staatsminister Petersen, der die Verantwortung für die Leitung dieses Staatswesens mit würdiger Gelassenheit trägt.

Die Vergangenheit dieses Fürstenhauses war mir bisher in ihrer Eigenheit unbekannt. In den dreißiger Jahren wurde der Großvater des heut regierenden Fürsten von seinem eigenen Sohne aufgehoben, auf ein Jagdschloß gebracht und als nicht regierungsfähig zur Abdankung veranlaßt. Dessen Enkel, Erbprinz Karl Günther, sah sich im Jahre 1879 genötigt, ein ähnliches Verfahren gegen seinen Vater in Aussicht zu nehmen, indem er erklärte, Letzterer könne wegen Blindheit keine Regierungsakte vollziehen. Schließlich sah sich dieser zur freiwilligen Abdankung veranlaßt, worauf sein Minister von Berlepsch (der spätere preußische Handelsminister) das Land verließ. Dem jetzigen Fürsten sagt man partikularistische Neigungen nach. Mit seinen Geschwistern lebte er in Unfrieden, doch hat sich sein Bruder Leopold kürzlich mit ihm ausgesöhnt und ist aus seiner Verbannung in Dresden nach Sondershausen zurückgekehrt. Da die Ehe des Fürsten kinderlos ist, erheben verschiedene Anwärter auf die Nachfolge Anspruch. Berechtigt ist ohne Zweifel zunächst der Fürst von Rudolstadt, aber das Haus Stolberg gibt sich seit langem Mühe, in Berlin seine Rechte anerkannt zu sehen.

31. Januar. Prinz Reuß, der eben aus Berlin kommt, erzählt mir von der Beförderung Geheimrat Humberts, des Leiters der Personalabteilung des Auswärtigen Amts, zum Unterstaatssekretär im preußischen Staatsministerium. Ohne Zweifel ist das ein Aufstieg, obwohl er gegen den Wunsch Humberts erfolgte. Die Tatsache entspringt dem Bestreben Holsteins, auf die Besetzung der diplomatischen Stellen noch mehr als bisher Einfluß zu gewinnen, indem er das Personalreferat einer unbedingt gefügigen Stelle übertragen läßt und dazu den Grafen Pourtalès vorgeschlagen hat, dem er früher den Ehrentitel „Tête de Linotte" zu geben pflegte. Entweder begreift Hohenlohe die Bedeutung dieses Vorgangs nicht, oder er ergibt sich in sein Schicksal. Für meine Person ist mir die Sache herzlich gleichgültig, weil ich die Gesellen nicht fürchte, aber was wird aus den Beamten, die sich unter so bedenklichen Einfluß gestellt sehen? Von Marschall ist bei diesen Entscheidungen nicht die

Rede, noch viel weniger von dem Unterstaatssekretär Rotenhan, der doch ein Wort mitzureden hätte. Hohenlohe hat von Göring [1]), als dieser ihm seinen Abschiedsbesuch machte, starke Dinge über diese Entwicklung ruhig und sogar halb zustimmend angehört.

Von Bedeutung schien mir die Mitteilung des Prinzen, wonach der Zar an den Fürsten Labanow, seinen Wiener Botschafter, telegraphiert hat: „Ich bitte Sie, den Berliner Posten zu übernehmen, weil mir daran liegt, mit der dortigen Regierung die besten Beziehungen zu unterhalten". Schuwalow, der zum Generalgouverneur von Polen ernannt ist, entwickelte Reuß gegenüber die Grundsätze, nach denen er in Warschau zu regieren gedenke. Er werde nämlich 1. die katholische Religion achten, 2. die Polen in der Form liebenswürdiger behandeln und 3. unbedingt darauf halten, daß alle sich als Russen fühlen. Mit der letzten Bedingung dürfte er wohl in einiger Zeit abgewirtschaftet haben.

Als Komponist von „Sang an Ägir" wird mir jetzt der hiesige Graf Görtz-Schlitz bezeichnet, der musikalische Gedanken des Kaisers aufgefangen haben will. Für diese Leistung ist er mit einer ehrenvollen Erwähnung bei der Preisverteilung, die wegen der Ergänzung des berühmten pergamenischen Frauenkopfes erfolgte, bedacht worden. Als Dichter wird Graf Philipp Eulenburg genannt. Das Lied wurde kürzlich bei mir als Ständchen gespielt. Es liegt wohl an meinem musikalischen Unvermögen, daß mir Geschmack und Verständnis dafür abging.

8. Februar. Vorgestern folgten wir einer Einladung zur herzoglichen Tafel in Gotha. Ich hatte die Herzogin zur Rechten und die Gattin des ersten Hofbeamten, Prinzessin Ratibor, zur Linken, während die zufällig anwesende Erbprinzessin Charlotte von Meiningen, die Schwester des Kaisers, mir gegenüber saß, somit eine anmutige Umgebung. Die Herzogin hält mich anscheinend, da in Rußland der höhere Beamte stets dem Adel zugehört und bei uns die Diplomatie sich daraus ergänzt, für ein Mitglied dieses Standes. Sie sprach die Ansicht aus, man müsse diesem Stande viel größere Rechte verleihen, als es jetzt geschehe. Ich vergnügte mich damit, ihre Ansichten über die einschlägigen Fragen zu erfahren, und so erging sie sich in Klagen über die gedrückte Lage des Adels, die Zerschlagung der Vermögen in Folge der Verteilung an zahlreiche Nachkommen u. dgl. Ihre kaiserliche Hoheit erklärte eine große

[1]) Göring, Geheimer Legationsrat und Chef der Reichskanzlei, verließ gleich nach dem Ausscheiden Caprivis den Reichsdienst dank den Machenschaften Holsteins.

Kinderzahl als dem Adel schädlich. Ihr schien dabei das Beispiel der Prinzessin Ratibor, die eine ungemein reiche Familie zählt und in schmalen Verhältnissen lebt, vorzuschweben. Auch sonst hielt sie mit sehr entschiedenen Auffassungen nicht zurück. Daß die Bevölkerung Gothas Klage führe, weil der Hof die Schlittschuhgelegenheit im Schloßpark einige Stunden für sich belegen wolle, hielt sie für eine offenbare Ungerechtigkeit. Da seien die Klassen-Unterschiede in Rußland denn doch noch günstiger, während man hierzulande überall auf Hindernisse stoße. Ich gab die Tatsache zu, stellte aber die Frage, ob nicht dafür das Gefühl der persönlichen Sicherheit inmitten des deutschen Volkes sie dafür entschädige. Sie sah mich an und schien zu merken, daß die Vergleiche zwischen ihrem alten und neuen Vaterlande mit Vorsicht zu ziehen seien.

Die Erbprinzessin von Meiningen begrüßte mich nach einer längeren Unterbrechung unserer Begegnung, sie habe mich schon längst mal sprechen wollen. Da sei in Meiningen das Unsagbare geschehen, daß auf dem dortigen Gymnasium der Geburtstag des Kaisers vollständig übersehen worden sei; keine Gedenkfeier seitens der Lehrer, keine Vorfeier (der Tag fiel auf einen Sonntag), nichts von alledem. Da müßte man dreinschlagen, ich sei der Mann dazu und sollte es gleich dem Kaiser melden. Ich fragte, wer die Schuld an dem Unglück trage. Das liege, erklärte die Prinzessin, in letzter Linie am Minister Heim, diesem Ekel. Ich bat, dem Kaiser nichts sagen zu dürfen, und auch sie möge es nicht tun. Er rege sich leicht auf, und es gäbe dann ein Aufsehen, das schlimmer sei als der Vorfall. Ich würde Herrn von Heim von der Sache freundschaftlich sprechen und sei sicher, daß sie nicht wieder vorkommen würde. Darauf versprach die Prinzessin, ihrem Bruder nichts zu melden. Der Zwischenfall ließ mich erkennen, daß es in Meiningen nicht ganz friedlich zugeht. Denken Sie, fuhr sie fort, mein Schwiegervater liest nur die „Nation" (das in fortschrittlichem Sinne geleitete Wochenblatt der Fortschrittspartei). Bald darauf aber merkte ich, daß die Prinzessin eine Leserin der Hardenschen „Zukunft" sei. Und als ich ihr leicht mit dem Finger drohte, erklärte sie lebhaft, man müsse beide Teile hören, und das Blatt sei interessant geschrieben. Sie schien von den Berliner Verhältnissen wenig erbaut. Von der Meininger Lage meinte sie: „cherchez la femme". Sie sei zwar befreundet mit Frau von Heldburg, aber deren Einfluß sei doch nicht immer zum besten. Diese Charakteristik hielt mich nicht ab, letztere als eine sehr liebenswürdige Dame zu bezeichnen. Im übrigen befleißigte ich mich nach dem Gehörten der Zurückhaltung.

Ich habe nun die meinem Arbeitskreis zugewiesenen Höfe kennen

gelernt und finde, daß der Gothaer Hof sich am freiesten bewegt, während in Weimar noch ganz die alte Schule herrscht. Hier sind die Regeln so streng, daß z. B. eine angesehene ältere bürgerliche Dame, die der Großherzog hochachtet und sogar in ihrem Heim besucht, nicht zu den höfischen Gesellschaften eingeladen wird. Einmal im Jahre wird eine Ausnahme gemacht, aber dann erfolgt die Einladung in den unansehnlichen „Wittumspalast", der sonst gesellschaftlich kaum benutzt wird. Zu diesen strengen Gewohnheiten höre ich bei den benachbarten Höfen mancherlei Glossen. Dagegen macht mir der Gothasche Hof einen fremdartigen Eindruck: ein Herzog, der ohne Zweifel innerlich sich als Engländer fühlt, wenn auch seine Mutter, die Königin Viktoria, den allergrößten Wert auf seine Nachfolge in Koburg legte, und eine russische Herzogin, Tochter eines Zaren, die schon wegen ihrer Vermögensansprüche einen ständigen russischen Berater hat. Ich mache mir über die so vorhandenen Beziehungen zum Ausland meine Gedanken.

17. Februar. Ich verweilte zwei Tage in Berlin und mußte plötzlich abreisen, da mir gemeldet wurde, daß der Großherzog im Begriff stehe, den Kaiser zu besuchen. So eilte ich nächtlich nach Weimar und begleitete Seine Königliche Hoheit nach dem Bahnhof, was besonders gewürdigt wurde. Er unterhielt sich länger als sonst, und ich mußte ihm über den chinesisch-japanischen Streit, der gerade die Politik beherrschte, eingehend Vortrag halten.

In Berlin hatte ich mancherlei Leute gesehen. Der mir nahe befreundete General von Deines nimmt seine neue Aufgabe als Erzieher der kaiserlichen Prinzen, die er nicht gern übernommen hat, sehr ernst, doch schien er mir nicht viel Vertrauen in seine eigenen Fähigkeiten zu setzen. Vom Kaiser heißt es, daß er augenblicklich nur für Marinesachen Interesse habe. Marschall bleibt derselbe. Er war ursprünglich selbst gegen eine Änderung in der Personal-Abteilung des Auswärtigen Amts, namentlich auch bei der Besprechung im Staatsministerium, gab dann aber nicht nur nach, sondern nahm schließlich auch den gefügigen Grafen Pourtalès als Ersatz an. Hohenlohe soll in letzter Zeit gewonnen haben. Die Liebenswürdigkeit des großen Herren und die Art, alles im besten Licht erscheinen zu lassen, machen ihm Freunde, obgleich alle Welt fragt, wie damit schwierige Lagen zu überwinden seien. Bei seiner Hinfälligkeit erlaubt er sich selbst im Reichstag ein Schläfchen. In der Frage der Beseitigung des Geheimrats Göring gibt der Kanzler jetzt selbst zu, getäuscht worden zu sein. Der scharfe Artikel, den die „Voss. Ztg." gegen

Göring gebracht hatte, war dem Blatte durch Geheimrat Kayser zugesandt worden, wie mir jetzt der Besitzer des Blattes, Geheimrat Lessing, persönlich eingestand. Dieser Artikel hat den Weg zum Kanzler gefunden und seine Entscheidung beeinflußt.

28. Februar. Das Urteil über die Großherzogin Sophie lautet allgemein sehr günstig, namentlich im Hinblick auf ihre Wohltätigkeit. Es wird aber auch ihre Klugheit gerühmt. Sie ist seit einiger Zeit kränklich, und es sehen sie nur wenige Menschen. Doch wird geklagt, daß sie sich zuviel mit Kleinigkeiten abgebe. Es könne kein Fenster hergestellt, keine Tür gestrichen werden, ohne sie zu fragen, und es werde dann lebhaft über den Preis gehandelt. Vielleicht sind die Vermögensverhältnisse nicht mehr die alten. Sie soll in argentinischen Werten und in den holländischen Kolonien Verluste erlitten haben. So werde die verwitwete Erbgroßherzogin schmal bedacht und deren am Hofe lebender Bruder Bernhard noch schmaler. Die noch bestehende Hoftrauer trägt dazu bei, die Ausgaben des Hofes einzuschränken.

12. März. Am 6. starb sanft mein Vater an einer Lungenentzündung nach vollendetem achtzigsten Lebensjahr. Die telegraphische Nachricht kam gleichzeitig mit der Mitteilung von seiner Erkrankung. Ich habe ihn seit vielen Jahren nur immer flüchtig gesehen, aber sein Tod tut mir sehr weh, und in Darmstadt, wo er zuletzt lebte und bestattet wurde, hat mich die letzte Feier sehr bewegt. Er war ein makelloser Charakter und ein vortrefflicher Mensch. Durch die rumänischen Eisenbahnanleihen, für die Stroußberg ihn und zahlreiche Mitglieder des oberschlesischen Adels gewonnen hatte, hat er sein einst ansehnliches Vermögen eingebüßt, und ich bin in der glücklichen Lage gewesen, ihm aus der Not zu helfen. Er hat seine Briefe an mich immer mit dem mich jedesmal ergreifenden Zusatz versehen: „Dein dankbarer Vater". Mit diesem Todesfall wird unser gesellschaftliches Leben in Weimar für einige Wochen stiller.

Endlich beschäftigt mich neben den höfischen Aufgaben einmal eine ernstere amtliche Angelegenheit. Schon seit einigen Wochen verlautete, daß die Weimarer Regierung ihre nach Gera führende Bahn an Sachsen zu verkaufen gedenke, und ich habe davon schon vor vier Wochen nach Berlin Nachricht gegeben. Da darauf keine Antwort kam, konnte ich auf eine Anfrage des sächsischen Gesandten, ob ich glaube, daß Preußen dem Ankauf widerstrebe, nur antworten, daß vor der Hand mir nichts

davon bekannt sei. Nun ist der Verkauf vollzogen, und man ist in Berlin aus dem Schlafzustand erwacht. Die preußische Regierung erhebt scharfen Einspruch gegen den Verkauf der Bahn an Sachsen, und ich habe gestern eine ernste Note hier überreicht, in der wegen der Stellung der hiesigen Regierung in dem Interessenstreit angefragt wird. Ich sah heute Minister von Groß, und er meinte, daß ihm eigentlich das preußische Interesse nicht gefährdet scheine, er könne sich indessen täuschen. Diese Frage, sowie auch der Erwerb der Werrabahn durch Preußen bildet jetzt meine amtliche Beschäftigung. Dazu habe ich eine landwirtschaftliche Interpellation im Weimarer Landtage zum Gegenstand eines längeren Berichts gemacht und dabei vorgestellt, daß man in Berlin die Bedeutung und Tragweite des Antrages Kanitz (das Vorrecht der Getreideeinfuhr) in verständlicher Form der Bevölkerung, die sich dafür interessiere, vor Augen führen müsse.

Ich habe schon erwähnt, daß die Gesellschaft, die bei Hofe verkehrt, ausnahmslos dem Adel angehört. Ich kann mir daher vorstellen, daß der Großherzog betroffen gewesen sein muß, als Berlin ihm zum erstenmal einen bürgerlichen Gesandten schickte. Wie ich aus unseren Akten ersehe, hat Fürst Bismarck im April 1884 aus irgend einem Anlaß einen Erlaß an meinen Vorgänger gerichtet, in dem er wörtlich sagte: „die zu scharfe Begrenzung der Hoffähigkeit ist dem monarchischen Ansehen nicht nützlich". Der Wink ist nicht beachtet worden.

Das hiesige diplomatische Korps besteht außer mir nur aus dem Vertreter des Königreichs Sachsen von Minckwitz, einem früheren Dresdener Hofbeamten, dem sein König das Gehalt aus eigener Tasche bezahlt, da der Landtag sich dessen als überflüssig weigerte, und aus dem russischen Ministerresidenten von Hölzke, einem beschränkten, einem Tanzmeister nicht unähnlichen Salondiplomaten. Bei der Vorliebe des Großherzogs für seine russischen Verwandten — er ist durch seine Mutter Maria Paulowna ein Enkel des Zaren Paul — legt er auf diese Vertretung Wert. Ich halte den Mann für zu beschränkt, als daß ich glaubte, er könne hier etwa die Aufgabe eines politischen Beobachters erfüllen.

15. März. Gestern lernte ich den jungen Erbprinzen in Gotha kennen und frühstückte dann im engsten Familienkreis beim Herzog. Der Prinz sieht etwas unscheinbar aus, klein und schwächlich, ist aber ein sehr munterer Erzähler, leichten Worts und aufgeweckt. Er schaut jetzt in alle Staatsfächer hinein, und die Beamten loben mir seinen Eifer. Beim

Frühstück sehe ich, daß der Herzog über die Vorgänge im Lande — Werrabahn, Unionsfrage, landwirtschaftliche Interessen — nicht übel unterrichtet ist. Obwohl er sich im Gespräch mit seinen Angehörigen wiederholt des Englischen bediente, vermied ich es, ihn merken zu lassen, daß mir die Sprache vertraut sei. Ich besuchte nachher den Staatsminister Strenge, und es war komisch, wie er in unserer Unterhaltung die gerade schwebende Hauptfrage, nämlich die Bahnangelegenheit, unberührt ließ. Endlich machte ich ihm den Übergang leicht, indem ich auf seine Frage nach Minister von Groß bemerkte, die Bahnfrage beschäftige ihn lebhaft. Wie ich sah, bereitet sie auch Strenge Kopfschmerzen. Offenbar berät er sich zunächst mit dem nicht minder interessierten meiningschen Minister von Heim. Dieser schrieb mir jüngst, er bitte, ihm Zeit zu lassen, um sich die Sache weiter zu überlegen, nämlich wie er sich zu dem preußischen Anerbieten eines Ankaufs der Bahn stellen solle. Nun ist Heim nach München gereist, vielleicht um dort Unterstützung zu finden. In Meiningen sind viele Beamte durch Nebenbeschäftigung an der Werrabahn interessiert.

Der Kaiser sitzt jetzt, wie man mir schreibt, dem Staatsrat in seinen landwirtschaftlichen Beratungen vor, ohne dabei nach seiner Eröffnungsrede weiter das Wort zu nehmen. Die Sitzungen dauern von zehn bis sechs Uhr, und die hohen Beamten, die daran teilnehmen müssen, klagen sehr über die verlorene Zeit, da sie an keinen Erfolg glauben. Der Reichstag will von diesen Beratungen keine Notiz nehmen.

22. März. Ich verweilte einige Tage in Berlin, und hier zieht sogar die „Kreuz-Zeitung" gegen den vorgestern geschlossenen Staatsrat und seine Ergebnisse zu Felde. In der Schlußrede des Kaisers kommt der Satz vor, daß, wenn die landwirtschaftlichen Interessenten zu klagen hätten, sie sich sogleich an die Regierung wenden sollten; er werde dann für die Prüfung Sorge tragen. Diese Einladung kann ihn einst gereuen.

In den Berliner Schaufenstern hängen jetzt zahlreiche Bilder des Kaisers aus. Eins zeigt ihn als englischen Dragoner-Offizier, in der bekannten kurzen Jacke, den Riemen des Käppchens auf dem Kinn, die Spitzen des Schnurrbarts verwegen in die Höhe gebürstet. Das Ganze macht keinen günstigen Eindruck. Andere Bilder zeigen ihn in den verschiedensten englischen Uniformen. Der wilde Ausdruck, den der Kaiser für die Bilder anzunehmen liebt, soll der des Herrenmenschen sein. Man hat nie gehört, daß Männer von solcher Charaktereigenschaft, ein Friedrich, Napoleon oder auch ein Bismarck, sich einen solchen ihnen sonst fremden Ausdruck gegeben hätten.

24. März. Man ist in der Weimarer Gesellschaft entsetzt über die gestrige Abstimmung im Reichstag wegen der Glückwünsche zu Bismarcks Geburtstag. Als ich den Großherzog sprach, äußerte er seine Betrübnis über die Haltung des Reichstags, der es ablehnen wolle, dem großen Mann zu seinem achtzigsten Geburtstage seine Ehrerbietung zu erweisen. Ich meinte, der Reichstag würde das Maß von Achtung, daß er genießt, weiter verringern, und damit arbeite der Parlamentarismus nicht zu seinem Vorteil. Die Größe der Feier am 1. April wird damit nicht beeinträchtigt werden. Hier werden auf den Bergen Freudenfeuer angezündet, Kommerse und allerlei Festsitzungen gehalten werden. Das neueste Bild des großen Staatsmannes macht leider den Eindruck abnehmender Kraft.

Infolge des durch die Schneeschmelze entstandenen Schmutzes beschränkten sich unsere Ausflüge auf das Pflaster der Stadt. Es ist doch ein sehr kleiner Ort und von einigen größeren Gebäuden, Museum, Schloß, Post, Bahnhof abgesehen, kann Weimar schon zu Goethes Zeit so ausgesehen haben. Enge Straßen im alten Teile, altmodische Giebel, sehr hohe Dächer, das Volk behäbig und spießbürgerlich, so konnte der Ort wohl Goethe bei der Beschreibung des Osterspaziergangs als Muster vorgeschwebt haben. Wirtschaftlich ist Weimar, zum Teil absichtlich, zurückgeblieben und von Apolda und Gotha überflügelt worden.

Ein hiesiger Künstler hielt sich heute in der Kunstausstellung mit lauter Stimme auf über die abscheuliche Arbeit des Grafen Görtz in der Ergänzung des pergamenischen Frauenkopfes. „Diese scheußlichen Lippen, der schlapphängende Mund", in diesem Tone zog er los. Ich entfernte mich unbemerkt, weil ich jeden Augenblick eine Kritik der Auszeichnung erwartete, die der Kaiser für den Grafen angeordnet hatte.

27. März. Es ist nicht richtig, daß in unserer demokratisch veranlagten Zeit die Persönlichkeit des Einzelnen zurücktrete. Wieder beherrscht die Gestalt des Fürsten Bismarck alle Gemüter: für oder gegen, jedenfalls muß man Partei nehmen. Seine Rede vor den ihn begrüßenden Abgeordneten des Reichs- und des Landtags steht, was den Reichtum der Gedanken angeht, auf früherer Höhe. Die Ausführungen sind nicht immer neu, sie zeigen vielmehr, wie sehr ihn noch der Plan beschäftigt, die Schäden der Reichseinrichtungen von den Ländern aus zu bekämpfen und dazu das Reich als eine Schöpfung der Fürsten zu betrachten, die das Werk im Notfall ändern könnten. Ich kenne darüber des Fürsten Ansichten seit langem aus persönlichen Erlebnissen. Der Kaiser sucht

ihn jetzt auf alle Weise zu ehren. Sein Telegramm, das die Entrüstung über den Reichstagsbeschluß ausspricht, wird trotz der scharfen Form allgemein begrüßt. Aber werden ihm nicht jetzt seine Schreiben nach Wien, seine Reden vom Zerschmettern, vom Handlanger vorgehalten werden?

Hier habe ich durch einen namhaften Beitrag zur Ausschmückung der Stadt und für die Freudenfeuer, die auf den Anhöhen leuchten sollen, mitgeholfen, wofür mir der Oberbürgermeister dankt und zum Kommers mich einladet.

28. März. Ich habe mich dem Fürsten Bismarck zu seinem Geburtstag schriftlich in Erinnerung gebracht. Es gab Tage, wo ich, wie so mancher Anhänger, seine Tätigkeit beklagte, aber die Bewunderung seiner großartigen Leistungen, des Genialischen in seinem Charakter, der ungeheuren Vielseitigkeit seiner Hilfsmittel ist bei mir immer dieselbe geblieben. Bisher gratulierte ich ihm gewöhnlich durch seinen Sohn Herbert.

Kiderlen ist nun doch als Gesandter in Hamburg, in der unmittelbaren Nähe Fürst Bismarcks, für unmöglich befunden worden und hat einen sechswöchigen Urlaub erhalten. Er bringt ihn in Berlin zu, um mit dem erschreckten Holstein zu sehen, wohin die Woge, die im Kaiserschloß augenblicklich hoch für den Fürsten geht, abzuleiten ist. Mit Hilfe Philipp Eulenburgs kann das nicht so schwer halten.

30. März. Der Großherzog von Baden ist mit der Großherzogin zum Besuche des hiesigen Hofes eingetroffen. Ich war gestern bei seiner Ankunft auf dem Bahnhof, und heute ließ er mich zu sich bitten. Er plauderte etwa dreiviertel Stunden in seiner einfachen, gefälligen Art: zuerst über Weimar und meine Tätigkeit, die ich als eine bescheidene bezeichnete, und dann über die Berliner Ereignisse. Die Lage sei schwierig, auf der einen Seite die aus Anlaß der Bismarckfeier widerstrebenden Parteien, auf der anderen die Agrarier, die mit der Regierung wegen des Antrags Kanitz haderten. Ich bemerkte, daß es nicht ratsam gewesen sei, wie einen Augenblick beabsichtigt, aus dem Bismarckfall einen Anlaß zur Auflösung des Reichstags zu entnehmen. Der Großherzog stimmte mir zu und sprach dann von dem Antrage des Grafen Kanitz, dessen Sachkenntnis der Fürst rühmte. Das Befinden Bismarcks, den er eben gesehen, fand er gut, doch sei das Suchen nach Worten ihm noch schwieriger als früher, längere Pausen unterbrächen das Gespräch. Dann kam die Rede auf die Person des Kaisers. Er sei zu seiner Freude reifer geworden, im Staatsrat habe er sehr gut geleitet und sich in die Sache vertieft.

Er sei ruhiger und zurückhaltender geworden. Es sei bei ihm noch viel Jugendmut vorhanden, das werde sich aber weiter bessern. Hohenlohe habe eine gute Stellung beim Kaiser; dieser habe ihm (dem Großherzog) gesagt, sie fänden sich schon auf halbem Wege mit ihren Gedanken. Daß der Kaiser Rat annehme, zeige die Tatsache, daß die berühmte Depesche an Bismarck: „Euer Durchlaucht spreche ich den Ausdruck tiefster Entrüstung über den Beschluß des Reichstags aus", zuerst viel schärfer gelautet, und der Kaiser die Auflösung des Reichstags beabsichtigt habe. Es sei Hohenlohe gelungen, dies zu verhindern und das Telegramm zu mildern, so daß nur die „tiefe Entrüstung" stehen geblieben wäre, auf die der Kaiser nicht verzichten wollte. Ich benutzte die Gelegenheit, um dem Großherzog von gewissen Wirkungen des lebhaften Temperaments Seiner Majestät auf den Dienst, besonders im auswärtigen Geschäft, zu sprechen, und da hörte er mir sehr aufmerksam zu. Er meinte, es gäbe leider Leute, die nicht die Grenze zu ziehen verstünden und mit unpassenden Witzen sich bei dem zum Humor neigenden Kaiser Liebkind zu machen suchten. Er gab mir Recht, als ich sagte, die Hauptsache sei, eine Persönlichkeit zu finden, von der der Monarch überzeugt sei, daß sie nichts für sich erstrebe, sondern nur für die Sache und den Ruhm des Kaisers arbeite. Seine Majestät sei von einer großen Dosis Menschenverachtung erfüllt, die nur durch die Selbstlosigkeit des Beraters zu überwinden sei. „Hoffen wir", meinte der Großherzog zum Schluß, „daß unsere Wünsche für den Kaiser in Erfüllung gehen." Ich fand ihn liebenswürdig, herzlich, menschlich und kann mir wohl denken, daß er sich schnell Freunde macht. Es wunderte mich, daß er den Fürsten Bismarck besucht hatte, denn es war zwischen diesem und dem Großherzog in den Märztagen 1890 zum Bruch gekommen. Der Fürst hatte damals den Großherzog beschuldigt, an seinem Sturze mitgearbeitet zu haben.

3. April. Die Bismarckfeier war auch hier sehr gelungen. Der Bürgerkommers vollzog sich in guten Formen und war von allen Parteien besucht. Zuletzt erhob sich noch ein Österreicher, Beamter im Archiv, der im Namen seiner engeren Landsleute redete, mit welcher Berechtigung, fragt ja niemand bei solcher Gelegenheit. Er schrie und sprach so viel von den Schwarzen in Rom und der Freiheit, daß Alle ein Hoch auf die Freiheitsgöttin erwarteten, statt dessen ließ er ein zweites Mal das Geburtstagskind leben. Tags vorher war die Feier eindrucksvoller mit ihren Freudenfeuern und dem Fackelzug. Die Glocken läuteten dank einer Aufmerksamkeit des Großherzogs, der seine nationale Gesinnung gern

nach außen bekundet. Ältere Leute schildern mir zwar, daß das Jahr 1866 für das Großherzogliche Paar schrecklich gewesen sei, es hätte den Wandel zuerst gar nicht fassen können, indessen haben sich beide in den neuen Zustand eingelebt, ein Erfolg, der wesentlich der Politik des großen Kanzlers zu verdanken ist, der die Empfindlichkeit der Kleinfürsten zu schonen verstand.

In der hiesigen Gesellschaft gibt es doch einige Wenige, die das Leben der oberen Hundert einigermaßen kritisch beurteilen. Das Interessengebiet ist nicht eben groß, Bücher werden wenig gelesen, die Politik ist dem Gesichtskreis entrückt, die großen Namen, die früher in der Literatur, Musik und Malerei (Liszt, Wagner, Böcklin, Kalkreuth, Lenbach) die Augen der Welt nach Weimar lenkten, gibt es nicht mehr. Der Großherzog besucht jetzt wieder viel die Teeabende der Hofgesellschaft, und man ist davon beglückt. Sonst tut nur das für eine so kleine Bevölkerung ganz ansehnliche Theater sein Bestes. Die alternde Großherzogin lebt klösterlich. Die verwitwete Erbgroßherzogin spinnt sich mit einigen Freundinnen in ihre Witwenschaft ein und legt die Hände in den Schoß, so daß die geistig regsame Großherzogin entrüstet ist. Zur Anregung des Ganzen etwas beizutragen, wäre etwa der erste Adjutant des Großherzogs, Oberst von Palézieux-Falconnet, dem Einfluß bei der Großherzogin zugeschrieben wird, in der Lage; aber er steht doch als französischer Schweizer dem weimarschen Gedankenkreise fern.

Wie mir Frau von Helldorff — künstlerisch veranlagt, literarisch gebildet, von lebhaftem Temperament — erzählt, hat der Kaiser seinen Freund Phili Eulenburg allein zu der bekannten Begegnung mit Bismarck im Januar 1894 zugezogen, für mich ein weiterer Beweis, daß es dieser gewesen ist, der die Begegnung veranlaßt hat. Der Kanzler aber habe ihn im Vorbeigehen nicht angesprochen, was Eulenburg schwer empfunden hat. Frau v. Helldorffs Schwester, Fräulein von Gerstenbergk, ist eine nahe Freundin Eulenburgs und steht mit ihm in dauerndem schriftlichem Verkehr, so daß sie gut unterrichtet ist.

12. April. Prinz Reuß, von seiner italienischen Reise zurück, weiß mancherlei zu berichten. Er bestätigt mir, daß unser Petersburger Botschafter von Werder seine Abberufung ganz plötzlich erhalten hat: er solle eine Abschiedsaudienz erbitten, die erforderlichen Papiere würden folgen. Der Grund liegt in seinem Mangel an Einfluß anläßlich der Wahl des russischen Botschafters in Berlin, nach dem Ausscheiden Schuwalows, aber auch in seiner unzureichenden Berichterstattung.

In den vielen Beschreibungen, die immer von neuem über Bismarck erscheinen, so auch in dem mir vom Verfasser Poschinger eben verehrten Werke „Neue Tischgespräche“ erstaunt immer wieder die Schlagfertigkeit auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens und die Kunst der plastischen Vergleiche. In dieser Anschaulichkeit der Bilder ist Bismarck ganz unvergleichlich.

Wenn das neue Telegramm des Kaisers an den Botschafter Radolin nach Konstantinopel richtig ist, so beweist das wieder, wie er glaubt, durch persönliches Auftreten den öffentlichen Widerspruch zum Schweigen zu bringen. Er lobt die „ausgezeichneten Verdienste“ und die „Treue“ des Botschafters, welch letztere Eigenschaft doch eigentlich selbstverständlich ist. Nun werden selbst in sehr gemäßigten Blättern jene Verdienste bezweifelt. Hier in Weimar, wo Radolin als Gesandter wirkte, war er wegen seiner guten gesellschaftlichen Formen beliebt, und dem Großherzog gefiel seine ans Slawische streifende Unterwürfigkeit. Er hat ihn jetzt nach der Wartburg eingeladen. Im übrigen aber ist hier alles über die mäßigen geistigen Eigenschaften Radolins einig, auch seine guten Freunde.

Zum erstenmal einer Aufführung von „Don Carlos“ beigewohnt. Es ist erklärlich, daß das Stück das Publikum mächtig packt: ein großer Hintergrund, historische Persönlichkeiten, tönende Sprache, Reichtum der Bilder, aber den, der scharf zuschaut, berührt doch die unsichere Zeichnung der Charaktere nicht angenehm. Es leuchtet nicht recht ein, warum Posa sich opfern mußte: seine Haltung, immer theatralisch, ist zum Schluß ohne Grund gewaltsam.

Meine amtliche Beschäftigung besteht fortgesetzt in der Vorbereitung des Übergangs aller thüringischen Bahnen in preußischen Staatsbesitz. Ich bin aber nur der Kanal, und die Sache könnte ebensogut von Berlin aus auf schriftlichem Wege besorgt werden.

Treitschkes fünften Band der „Deutschen Geschichte“ gelesen, der alle früheren Vorzüge seiner Schreibweise besitzt, aber doch in der Schärfe der Kritik mehr Mäßigung übt. Er liest sich mit Spannung, und das will bei dem trübseligen Stoff viel sagen. Das Werk zeigt an zahlreichen Stellen, wie gefährlich das Eingreifen eines so unpolitischen Kopfes wie Friedrich Wilhelm IV., für unsere Verhältnisse gewesen ist, und zwar auf fast allen Gebieten, in der Polenfrage, in kirchlichen Dingen, in allen Verfassungsfragen. Oft glaubt man, den Finger des Verfassers auf einen anderen gerichtet zu sehen.

Der Hofmarschall des Großherzogs, Graf Wedel, besuchte mich,

um mir mitzuteilen, daß der Kaiser wie gewöhnlich zur Auerhahnbalz nach der Wartburg kommen werde, und daß ich ein für allemal zu diesen Tagen eingeladen sei.

24. April. Freitag, den 19., kam der Kaiser nach Weimar und begab sich einige Stunden später nach dem Jagdort Wasungen. Ich begleitete ihn mit dem Großherzog bis Eisenach, wo ich im Schlosse abstieg, während der Letztere gleich auf die Wartburg ging. Ich war dann die nächsten Tage zu allen Mahlzeiten auf der Burg und hatte viel Gelegenheit, mit Kaiser und Großherzog zu verkehren. Seit einiger Zeit peinigt mich ein Knieleiden, das dem Großherzoglichen Paare Anlaß bot, mir öfters sein Beileid zu bezeugen und sich auch sonst um mich zu kümmern. Diese Sorge fiel dem Kaiser auf. Ich stehe sichtlich seit vorigem Jahr nicht mehr in der früheren Gunst; bei der Begrüßung gab er mir in der ihm eigenen kräftigen Weise die Hand, sagte aber kein Wort. Auf der Burg am ersten Tage sprach ich ihn kaum. Er näherte sich mir nicht, und ich dränge mich grundsätzlich nicht heran. Aber am zweiten Tage, als ich aus der Sänfte stieg, die mir der Großherzog jedesmal für die nicht fahrbare letzte Strecke entgegenschickte, begegnete mir der Kaiser, und nun entspann sich eine lebhafte Unterhaltung, zuerst über den Antrag Kanitz im Reichstage und die Weimarer Wahlen. Das Gespräch wurde nach dem Gottesdienst fortgesetzt, so daß ich neben dem im Burghofe auf und ab gehenden Monarchen auf meinem kranken Beine mich kaum mehr halten konnte. Schon vorher hatte der Kaiser sein Herz dem Obersten von Palézieux über unsere Haltung in der japanischen Frage ausgeschüttet und hat diesem, wie er mir nachher bekannte, wirklich imponiert. Ich redete ihn jetzt, abweichend von dem üblichen Verfahren, auf die so wichtige Angelegenheit an, und er sprach mir mit der Ausdauer, die ihm bei solchen Fällen eigen ist, über die mir immer bedenklicher scheinenden Vorgänge. Bereits war in der „Köln. Ztg." eine halbamtliche Andeutung erschienen, wonach wir in der Tat vor einem in seinen Folgen nicht übersehbaren politischen Unternehmen stehen. Der Kaiser sagte mir folgendes: er habe sich mit Rußland über ein gemeinsames Vorgehen gegen Japan verständigt. Japan wolle China wirtschaftlich annektieren, Deutschland habe dorthin eine gewaltige Ausfuhr. Der Kaiser hatte vorher zu Palézieux von einer halben Milliarde Mark gesprochen, und ich erwähnte jetzt im Verlauf, wie unabsichtlich, die richtige Zahl, die sich etwa auf ein Zehntel jenes Betrages beläuft. Ich wandte ein, daß Japan keine wirtschaftlichen Vorteile in China würde verlangen können, die wir nicht

vermöge unseres Meistbegünstigungsrechts in Anspruch nehmen könnten. Ein solcher Anspruch könne bei erster Gelegenheit angemeldet werden. Der Kaiser fuhr fort: die Japaner wollen sich auch die Mandschurei aneignen, und das könne Rußland unmöglich zulassen. Die Russen müßten das unter allen Umständen verhindern. „Aber wir, Majestät," bemerkte ich, „haben wir nicht ein Interesse, den so entstehenden Gegensatz zu wünschen?" Wenn Japan sich dort festsetzen sollte, so werde sich eine pierre d'achoppement bilden, und Rußland werde genötigt, sich zu unserem Vorteil in Ostasien stärker festzulegen. Der Kaiser erkannte das an, aber es sei doch für unsere allgemeine Politik von größter Bedeutung, daß die deutsche Flagge jetzt neben der russischen wehe. Er habe seinen Admiral in den ostasiatischen Gewässern angewiesen, sich neben die russische Flotte zu legen und mit ihr gemeinsam zu handeln. Die Franzosen würden sich schön ärgern. Vorerst aber gingen sie mit uns und den Russen. Die Engländer mögen machen, was sie wollen. Malet (englischer Botschafter in Berlin) sei ganz verblüfft gewesen, als er letzter Tage in einem Gespräch mit Marschall diese Wandlung erfuhr. „Bedenken Sie nur diese Wendung: wir mit Rußland eng verbunden, Europa in Asien einig (der Kaiser schien hier England nicht zu Europa zu rechnen). Das läßt große Möglichkeiten in der Zukunft sehen: Europa vereint gegen Amerika mit seiner Monroe-Doktrin und seiner Zollpolitik; so gibt es wieder einmal eine große Affaire, die erste seit langer Zeit. Hohenlohe — der Kaiser ahmte dabei die Armbewegung seines Onkels nach — sagte auch, das wäre doch wieder einmal eine rechte Aktion. Mein Admiral wird mit den Russen gehen, die mir alle Maßnahmen vorher anzuzeigen haben." In diesem Sinne redete der Kaiser mit der ihm eigenen Leichtigkeit wohl eine Stunde lang. Ich fragte schließlich: wir leisten den Russen eine augenblicklich sehr wertvolle Hilfe, was tun sie dafür? „Ja," sagte der Kaiser, „der Zar hat mir zugesichert, daß er uns die Ostgrenze für 15 Jahre (ich bin nicht sicher, aber diese Frist glaubte ich bei einer Wendung im Spaziergange zu verstehen) garantiere." Der Kaiser wiederholte: „Ostgrenze!" „Sie werden wohl auch die Truppen dort etwas verringern, zumal eine ansteckende Augenkrankheit herrscht. So habe ich acht Corps mehr gegen Frankreich frei..." Also floß der Strom der Worte dahin. Im selben Augenblick, wo die Tripelalliance geschaffen werden soll, glaubt der Kaiser, daß Rußland seinen Schützling aufgeben würde und begnügt sich mit dem Versprechen, daß Rußland, als Dank für unsere Mitwirkung im fernen Osten, uns nicht Ostpreußen nehmen werde. Ich kam noch einmal zurück auf die Frage, daß der Wert der Gegenleistung für unsere militärische

Mitwirkung nicht zu erkennen sei. Der Kaiser hatte unter diesem erneuten Einwande das Gefühl der ihm zufallenden Verantwortung, das sich in einer plötzlichen Zögerung bemerkbar machte. „Dafür lassen Sie mich sorgen", sagte er schließlich, „wir werden unser Stück China schon kriegen." Ich sah ihm lange ins Auge. Es war gegen die einmal beschlossene Sache, die durch eine gemeinsame Note der Mächte bereits festgelegt war, nichts mehr zu machen. Die alte langjährige freundschaftliche Politik gegenüber Japan hatten wir plötzlich aufgegeben. Noch erwähnte ich, daß unsere Vertretung in Peking zu wünschen ließe, vielleicht könnte der gut unterrichtete Gesandte von Brandt noch Dienste leisten. „Ja," meinte der Kaiser, „den hat Caprivi fortgebracht, ich bin nicht allmächtig, aber jetzt brauchen wir ihn in Berlin. Er hat eine Denkschrift ausgearbeitet, und ich habe sie Labanow geschickt, der ganz damit einverstanden war." Die Essensstunde war gekommen und so endete das Gespräch. Auch diesmal hatte ich den Kaiser unverändert gefunden, im einzelnen unterrichtet, dabei tatenlustig, ehrgeizig, durch scheinbare augenblickliche Vorteile gewonnen, unter Verkennung der Werte, die auf dem Spiel standen, beherrscht von dem Gedanken einer Allianz mit Rußland und daneben von der geheimen Freude, Frankreich bei Rußland auszustechen. Aber dieser Plan hat doch nur mit Zustimmung — oder sogar auf Anregung — der verantwortlichen Männer in der Wilhelmstraße gefaßt werden können. Sollte auch dort wirklich die gleiche Neigung zu einem Unternehmen auf so schwankender Unterlage obwalten? Mir scheint doch, daß unser Interesse dahin gehen muß, im äußersten Osten eine ansehnliche Macht entstehen zu lassen, die Rußland ein Paroli bietet. Und da spielen wir nicht nur etwa den Makler, sondern wir verfeinden uns ein Land, zu dessen Aufstieg wir an erster Stelle seit Jahrzehnten beigetragen haben. Was wird der Alte in Friedrichsruh zu diesen Vorgängen sagen?

Ich sprach auch sonst nach der Tafel viel mit dem Kaiser, der wieder mehr Zutrauen zu mir zu gewinnen schien. Er ist redegewandt, doch bei Erzählung von Erlebnissen und Anekdoten sehr ausführlich, weiß von allen Vorgängen, nur darf man nicht in die Tiefe gehen und muß auf Erörterungen verzichten, die den Kernpunkt herauszuheben suchen. Scherzen ist er nicht abhold, aber die Anwesenheit des Großherzogs, der daran keinen Geschmack findet, hält davon wohl ab. Sein Aussehen war trotz der vielen Bewegung im Walde das gewöhnliche; keine frische Farbe, aber der Ausdruck belebt. In der Unterhaltung pflegt er einem voll ins Auge zu sehen.

Der Großherzog war auf der Burg für mich die Liebenswürdigkeit

selbst. Ich hatte den Eindruck, als wolle er dem Kaiser zeigen, wie gut meine Stellung hier sei. Ich saß beim Essen meist neben dem Großherzog, und nach Tisch kam er gewöhnlich, um sich, während die Anderen herumstanden, wegen meines Leidens allein mit mir niederzusetzen. Ich brachte den Großherzog auf seine russischen Beziehungen zu sprechen, indem ich ihm andeutete, es sei mir bekannt, wie er wiederholt durch seinen Verkehr mit dem Zaren im Interesse des Friedens gewirkt habe. Das gefiel ihm, und er erzählte, wie er 1880, als bedrohliche Truppenansammlungen an der deutschen Grenze stattfanden, dem Zaren habe schreiben wollen. Aber der Kanzler, dem er den Entwurf vorgelegt, habe gebeten, die Truppenaufstellung lieber nicht zu erwähnen. Später aber habe ihn der alte Kaiser ersucht, im friedlichen Sinne auf den Zaren einzuwirken, und das habe er wiederholt getan und beruhigende Antworten erhalten. Zuletzt habe er den jetzigen Zaren in Fredensborg gesehen, aber ihn nur kurz sprechen können. Ich möchte übrigens glauben, daß Alexander III. auf den schriftlichen Verkehr mit dem Großherzog nicht den gleichen Wert legte, wie sein Vater.

Von der Umgebung des Kaisers lernte ich den Flügeladjutanten Grafen Kuno Moltke näher kennen, denselben, der im vorigen Jahr als Überbringer der Flasche Rheinwein an Fürst Bismarck viel genannt wurde; er suchte sichtlich an mich heranzukommen. Vielleicht war es die Freiheit meiner Sprache, die dem beweglichen Mann auffiel. Als sein besonderer Beschützer gilt Philipp Eulenburg.

28. April. Auch dem Obersten Palézieux hat der Kaiser von seinen Plänen bezüglich Mozambique, Zanzibar und ähnlichem gesprochen. Die Einbildungskraft, das Sanguinische seiner Pläne, macht natürlich auf den Hörer Eindruck. Palézieux fragte mich, ob der Kaiser mit solchen Offenbarungen nicht mal an den Unrechten komme. Ich meinte, daß diese Pläne durchaus kein festes Programm bedeuteten und daher nicht so ernst zu nehmen seien. Immerhin werden Neulinge jedes Mal dadurch stark beeinflußt.

Von Richthofen, dem deutschen Vertreter in der ägyptischen Schuldenkommission, der von Berlin kommt, höre ich, daß nur eine Stimme der Verwunderung über unsere Aktion gegen Japan herrsche. Anscheinend habe man selbst in der politischen Abteilung Bedenken bekommen. Brandt habe im Einverständnis mit Holstein die Sache vor dem Kaiser vertreten, ebenso Marschall. Und so sei aus dem japanfreundlichen Kaiser plötzlich das Gegenteil geworden. Marschall habe auf eigene Verantwortung

die Übergabe der Kette zum Schwarzen Adler, die unser Gesandter Gutschmid dem Kaiser von Japan überreichen sollte, telegrafisch zurückgehalten. Überall stellt man sich die Frage: was bekommen wir für die Unterstützung, die wir Rußland leisten? Und das Merkwürdige ist, daß wir den Plan selbst angeregt haben. Ich bin sicher, daß, wenn ich noch im Amte säße, ich als Referent für die ostasiatischen und russischen Angelegenheiten diese Politik verhindert hätte. Sie liegt ganz offenkundig nicht in unserem Interesse; nur vermöge momentaner Einseitigkeit politischen Denkens konnten wir uns zu dem seltsamen Schritt verstehen.

Auch Richthofen wußte, daß mir Holstein die politischen Berichte [1]) seines Referats entzieht. Ich habe nun an den Staatssekretär einen Privatbrief geschrieben, worin ich diesen Zustand als einen „wahren Skandal" bezeichne, indem hier sachliche Erwägungen hinter Eingebungen persönlicher Feindschaft zurückständen. Ich könne ihm zu Gefallen die Sache vielleicht laufen lassen, aber benachrichtigen müßte ich ihn doch, um ihm zu zeigen, wie wenig seine Zusagen erfüllt seien. Aber ich sehe schon, all dies wird Marschall ruhig einstecken.

Die Aufführung des ganzen „Faust" mit der Musik Lassens im hiesigen Theater wurde mir auf die Länge schwer erträglich. Der künstlerische Genuß läßt unter der Fülle des Gebotenen erheblich nach.

Mein Beinleiden mindert sich trotz aller ärztlichen Kunst nicht und zerstört mir manche Pläne. Ich bringe die erzwungene Ruhe mit dem Lesen aufgespeicherter Literatur zu, wobei Geschichte die Hauptsache bildet, zuletzt Vandals „Napoléon et Alexandre", ein Werk, das trotz seiner Breite sich angenehm liest und mir manches Neue bringt. Ich bekomme viel Besuch.

23. Mai. Man erzählt mir öfters, welch große Stücke der Großherzog von seinem persönlichen Range hält. Auch der Herzog von Koburg ließ sich darüber aus, und die russischen Verwandten machen ihre kritischen Bemerkungen. Die Verstimmung, die zwischen Karl Alexander und dem englischen Hofe besteht, wird mir aus mißglückten Familienplänen erklärt, indem die Königin von England eine ihrer Töchter mit dem verstorbenen Erbgroßherzog von Weimar verheiraten wollte, während

[1]) Es bestand eine auf der Reichsverfassung beruhende Bestimmung, daß fünf deutsche Bundesfürsten Einsicht von diplomatischen Berichten durch das Auswärtige Amt erhalten sollten. Zu ihnen gehörte der Großherzog von Sachsen.

dieser sein Auge auf die Großfürstin, jetzige Herzogin Marie von Koburg, geworfen hatte. Auch hat die Königin wiederholt vergeblich gebeten, die Stellung der Gattin des Prinzen Eduard von Weimar, einer englischen Gräfin, zu regeln und ihr die Ebenbürtigkeit zu verleihen. Der Großherzog begründet seine Vorzugsstellung mit der Abstammung vom russischen Zaren Paul. Zum nicht geringen Unwillen seiner Umgebung fragt er bei Reisen im Auslande nach der russischen Kirche, auch wenn, wie z. B. in Florenz, ein deutsches Gotteshaus vorhanden war. Ich möchte das die Eierschalen seiner politischen Entwicklung nennen; mich läßt er jedenfalls solche veraltete Eigenheiten nicht merken. In Kunst- und Literaturfragen hat der Fürst ein gesundes Urteil. Auch für die politischen Vorgänge zeigt er viel Interesse. Die Ereignisse von 1866 sind ihm sehr überraschend gekommen, und er hat es auch nur seinen verwandtschaftlichen Beziehungen als Schwager König Wilhelms zu verdanken, wenn er nach dem Verhalten seiner Regierung so glimpflich fortgekommen ist.

3. Juni. Ich liege noch immer angeschmiedet, ohne merkbare Besserung. Ich erhalte viel Besuch, und die großherzoglichen Herrschaften nehmen freundlichsten Anteil. Aus dem Auswärtigen Amte besuchte mich Geheimrat von Bothmer. Er hat jetzt seine Stellung in den Ruhestand beantragt, weil ein jüngerer Rat, Graf Pourtalès, ihm durch Verleihung des Gesandten-Titels vorgezogen sei. Die dabei erfolgte Unterhaltung mit Marschall kennzeichnet wieder den Charakter des Amtsleiters. Er half sich mit Ableugnung, als Bothmer ihm seine Ohnmacht gegenüber Holstein vorwarf und dabei die Tatsache erwähnte, daß ich trotz der mir gegebenen Zusage keine Berichte aus dem Holsteinschen Referate erhielte. Man könnte Mitleid haben, wenn es nicht so kümmerlich wäre.

Private Mitteilungen aus dem Amte bestätigen mir, daß unser Vorgehen in Tokio doppelt unglücklich gewesen ist! Holstein hat eine höchst unvorsichtige Instruktion (Liaotai und Port Arthur betreffend) an unseren Gesandten Gutschmid gerichtet, und letzterer hat ihr eine sehr unkluge Ausführung folgen lassen, indem er viel schroffer gegen die japanische Regierung auftrat als sein französischer und sein russischer Kollege. Gutschmid ging über die ihm erteilte Weisung insofern hinaus, als er seiner mündlichen Vorstellung eine schriftliche Mahnung folgen ließ und den Eindruck erweckte, daß seiner Warnung stärkere Mittel folgen würden. Wir haben damit unsere so günstige Stellung in Japan ohne

Zweifel verscherzt [1]) und das in dem Glauben, Rußland von Frankreich abziehen zu können.

Seiner Majestät Schiff „Alexandrine" ist in einem ernsten Augenblick von der marokkanischen Küste abberufen worden, weil der Kaiser die Mannschaft, insbesondere die Kapelle, für seine Stockholmer Fahrt braucht. Als das Auswärtige Amt ehrerbietige Vorstellungen erhob, erfolgte die Randbemerkung: „telegraphisch bereits abberufen". Graf Tattenbach, unser Gesandter, der den Marokkanern erklärt hatte, er werde in Saffi bleiben, bis er Genugtuung erhalten, nahm nun sofort den spanischen Personendampfer zur Heimkehr. Der Vorfall zeugt von der Ohnmacht Hohenlohes; „une ruine" nennt ihn seine hiesige Verwandte.

15. Juli. Gestern besuchte mich Palézieux, der aus Berlin kam; er hatte vom Stallmeister Grafen Wedel gehört, daß ich nach Kopenhagen an Brinckens Stelle käme, der nach dem Haag ginge. Die Großherzogin, der Palézieux Mitteilung gemacht, nahm die Nachricht mit lebhaftem Bedauern auf. Wie Letzterer berichtet, ist man in Berliner amtlichen Kreisen sehr erregt über die neue Rede Bismarcks vor dem Bund der Landwirte. Der Kaiser hat den Kriegsminister, der einen Besuch in Friedrichsruh abgestattet hatte, scharf angelassen. Die gestrige Auslassung im „Reichsanzeiger" steht damit im Zusammenhang. Palézieux hat bei dieser Lage dem Großherzog abgeraten, den bei seiner Rückreise von Kiel beabsichtigten Besuch in Friedrichsruh abzustatten. Doch war seine Ankunft schon angemeldet, und außerdem hatte der Generaladjutant Graf Henckel, der ebenso wie die Großherzogin die Rede wunderschön gefunden hatte, für den Besuch gestimmt.

Unter meinen Besuchern war auch General von Wittich, einst militärischer Erzieher Kaiser Wilhelms. Sein Urteil über den Kaiser ist ungemein scharf, so daß ich Milderung versuchte.

4. September. Nach längerer Pause setze ich meine Aufzeichnungen fort. Mein Beinleiden wollte nicht weichen, und nachdem ich alle Ärzte von Namen in Weimar und Jena gefragt und schließlich auch noch den angesehnen Chirurgen Körte von Berlin hatte kommen lassen, suchte

[1]) Japan hat seine Kriegserklärung gegen Deutschland i. J. 1914 mit den gleichen Worten begründet, wie wir sie 1895 bei dem Zwischenfall von Schimonoseki in unserer Stellungnahme gegen Japan gebraucht haben. Diese Tatsache ist dem Verfasser von unserem Gesandten in Tokio, Grafen v. Leyden, persönlich bestätigt worden.

ich mir selbst in der Weise zu helfen, daß ich die neueste Literatur über Gicht und Rheuma heranzog. Da konnte ich freilich feststellen, wie sehr die Wissenschaft in der Unterscheidung dieser Leiden im Dunkel tappe und auch die genaueste Untersuchung zu verschiedenartigen Schlüssen führe. Ich ging nach Wiesbaden, das mir einige Besserung brachte, und dann zwang ich mich zu stärkerer Bewegung, die mein Vertrauen wieder herstellte. Ich habe in den vier Monaten gelernt, welch unersetzliches Gut die Gesundheit ist. Das weiß zwar Jeder, aber den Wert einer Sache erkennt man immer erst nach ihrem Verlust. Wie viel Großtaten aber würden ungeschehen bleiben, wenn der Mensch sich vorsichtig an diese Lehre halten wollte.

Das erste Haus, das mich wieder in Weimar einlud, war das Großherzogliche, und das Interesse, das mir die Herrschaften bezeugten, war rührend. Ich war erstaunt, wie gut die Großherzogin über die südafrikanischen Verhältnisse unterrichtet war, wobei der Umstand, daß ihre holländischen Landsleute dort eine Rolle spielen, ihr Interesse erklärte. Sie stellte mir allerlei Fragen über die Möglichkeiten, die die Entwicklung im Kaplande biete. Nach dem Essen fragte mich der Großherzog nach meiner Ansicht über das scheußliche Attentat, dem Minister Stambulow vor einigen Wochen in Sofia zum Opfer gefallen sei. Der Fürst war im Besitz eines Wiener Briefes, nach dessen Inhalt Kaiser Franz Joseph dem Fürsten Ferdinand von Bulgarien insofern eine Mitschuld beimaß, als dieser dem Minister den erbetenen Urlaub verweigert hatte, obwohl letzterer ein Attentat voraussah. Nun war es zwar zu einem Bruch zwischen Fürst und Minister gekommen, aber ich hütete mich doch, den anscheinend bestehenden Verdacht zu bestätigen, daß Fürst Ferdinand ein Interesse an der Beseitigung Stambulows gehabt habe. Ich versprach dem Großherzog, mich im Auswärtigen Amt nach den näheren Umständen zu erkundigen.

Das Sedanfest ist hier mit großer Begeisterung gefeiert worden. Man hat doch den Eindruck, daß die Nation bereit sein würde, das Äußerste zu leisten, wenn sie und die errungenen Güter bedroht würden. Ich hatte einen guten Teil der durch die freie Beköstigung der Veteranen in Weimar entstandenen Kosten auf mich genommen.

Wie stark der Maler Lenbach für Bismarck empfindet, läßt sich, wie mir die ihm nahestehende Frau von Helldorff mitteilt, aus seiner entschiedenen Weigerung schließen, den Kaiser zu malen, wozu er aufgefordert worden. Ein früheres Bild, das er angefertigt, hat er beiseite gestellt und Kaufanerbieten abgelehnt.

18. September. Herbert Bismarck schreibt mir, ich sei für den Argentinischen Gesandtenposten bestimmt. Indessen, ein wenig hängt die Wahl doch auch von mir ab.

Hohenlohes Reise nach Petersburg wird viel besprochen, und die Blätter geben ihr einen wichtigen Anstrich. Auch der Großherzog fragte mich nach dem Anlaß. Ich sagte ihm nicht die ganze Wahrheit. Denn meines Wissens ist der Wunsch, dem Zaren für die Gnade zu danken, daß er die Güter seiner Gattin in Rußland länger behalten dürfe, als die neuen russischen Bestimmungen es gestatten, der Hauptgrund. Daneben mag dann wohl auch von Politik gesprochen worden sein. Fürst Bismarck hat die Abhängigkeit von russischen Verwaltungsmaßnahmen, in der sich Hohenlohe in Folge seines russischen Besitzes bewegt, stets als eine Verlegenheit für unsere Politik beurteilt.

8. November. In einem der Zimmer des Grand Hotel in Territet, wohin ich mich begeben hatte, um wieder das Bergsteigen zu lernen, fand ich in einem Schmuckschränkchen ein Buch Gedichte von Platen mit dem Namen Elisabeth. Es waren die Zimmer, die die Kaiserin von Österreich vor uns bewohnt hatte, und es fiel mir auf, daß es nicht ein Werk des von ihr so sehr verehrten Heine war, sondern von dem Dichter stammte, den dieser so grausam mißhandelt hat. Ich habe das Buch an die Hotelleitung abgegeben. Als gleichzeitigen Gast trafen wir unseren Gesandten in Oldenburg, Grafen Goltz, einen gutmütigen Mann, aber beschränkt, ängstlich und entschlußlos, für wichtigere Posten ungeeignet. Er erzählte, daß ihm Weimar angeboten sei, während ich diesen Ort mit Lissabon vertauschen solle. Die so entstehenden Möglichkeiten nahmen nun den armen Mann dermaßen in Anspruch, daß er mich für eine Reihe von Tagen mit seinen Zukunftsaussichten tötlich langweilte. Aber ich konnte feststellen, wie er in der Beurteilung gewisser Elemente des Auswärtigen Amts mit mir übereinstimmte. Auch unser Gesandter in Bern, Dr. Busch, gehörte zu unseren Besuchern am Genfer See. Er war eine Reihe von Jahren ein naher Mitarbeiter des großen Kanzlers gewesen, und sein Urteil als das eines ruhigen und zuverlässigen Mannes war mir von Interesse. Über Bismarck als Menschen lautete dieses Urteil nicht günstig, dagegen erkannte er seine großen Eigenschaften bei der Entscheidung wichtigster Fragen und das Intuitive seiner Entschlüsse an. Er schilderte mir, wie der Fürst einst geradezu in Wut geraten sei, als er (Busch) eine geheime Ausgabe aus dem Welfenfonds beanstandete und statt dessen den Geheimfonds des Auswärtigen Amts vorschlug. Bis-

Volksbüchereien Breslau

marck erklärte das für eine Pedanterie, die er nicht wieder hören wolle. Ich meinte, daß diese Auffassung sich begreifen ließe. Ich bat Busch, sich über die vielumstrittene Frage zu äußern, ob der berühmte Krieg-in-Sicht-Artikel vom Jahre 1875 amtlichen Ursprungs gewesen sei. Er meinte, die Sache werde immer im Dunkeln bleiben. Die Räte im Amte, Busch, Bucher und Limburg-Stirum, hätten damals den Artikel in der „Post" gelesen und sich ganz verwundert angeschaut. Keiner kannte den Ursprung. Aber ohne Zweifel sei er irgendwie von Bismarck ausgegangen mit der Absicht, eine Warnung nach Paris zu erteilen. Das Urteil meines Freundes über Holstein, mit dem er viele Jahre zusammen gearbeitet hatte, lautete in jeder Beziehung vernichtend.

Ich ruderte oft auf dem See. Einmal nahm ich meine Frau mit und wurde in der Höhe von Chillon von einer heftigen Bise überrascht. Die Sache war recht unangenehm. Ich mußte bei schwerem Wellengang wenden, die Wogen schlugen Wasser ins Boot, und ich mußte alle Kraft anwenden, um vorwärts zu kommen. Nach einer halben, eine Ewigkeit dünkenden Stunde erreichte ich mit blutenden Händen den sicheren Port. Meine Frau verhielt sich tapfer.

Ende Oktober gingen wir nach Berlin. Man nannte dort wieder als nächsten Kanzler den Grafen Botho Eulenburg und den Oberpräsidenten Fürsten Hatzfeldt, ohne daß ich indessen das Bestehen einer Krise feststellen konnte. Ich besuchte wiederholt den Reichskanzler, der mich stundenlang festhielt. Fürst Hohenlohe schien den Eindruck hervorbringen zu wollen, daß er mich gern sehe. Er lud mich zu immer neuem Besuche ein. Den Gegenstand der Gespräche bildeten zumeist innere Verhältnisse, wie parlamentarische Vorgänge, die Haltung der Konservativen, die Behandlung der Landwirtschafts- und der Währungsfrage, die Maßnahmen gegen die Sozialisten, endlich auch die Polenfrage. Er fragte mich unter anderem, wie ich die amtliche Erklärung zugunsten des Ministers von Bötticher [1]) beurteile, und ich verschwieg nicht, daß ich sie nicht für glücklich hielte, sie habe nutzlos Staub aufgewirbelt. Überhaupt schiene es mir, daß die Minister und andere hohe Beamte viel zu empfindlich seien gegen Äußerungen der Presse. In der politischen Abteilung gehe ein großer Teil der Beschäftigung im Lesen und Besprechen von Zeitungsartikeln auf, die doch zu nicht geringem Teile von Halbwissern geschrieben seien. Ich hätte mir aus Amerika eine gute Dosis Gleichgültigkeit gegen

[1]) Es handelte sich um einen nahen Verwandten des Ministers und einen heftigen Angriff der Harden'schen „Zukunft". Das Staatsministerium war für die Ehrenhaftigkeit seines Mitgliedes im „Reichsanzeiger" eingetreten.

die Erzeugnisse der Tagespresse mitgebracht. Der Fürst gab mir grundsätzlich Recht, schien es aber doch zu empfinden, daß ihm die „Zukunft" russische Neigungen vorwerfe und sie mit materiellen Interessen in Verbindung bringe. Es handele sich für ihn um einen Wert von 20 Millionen Rubel. Vor Jahren habe er sich mal an den Fürsten Bismarck gewandt mit der Frage, ob nach einem russischen Kriege für diese Güter eine besondere Abmachung getroffen werden könne. Bismarck habe ihm geantwortet, darauf solle er nicht rechnen, da eine solche Bestimmung, als in die inneren Verhältnisse eines fremden Landes eingreifend, nicht angemessen sei. Fürst Hohenlohe gab im weiteren Verlauf zu, er sei für den Posten zu alt und Reden sei nicht seine Kunst. Er schien sich zu freuen, daß bei der Einweihung des Leipziger Reichsgerichts der Reichstagsvertreter Buol in seiner Rede stecken geblieben sei und sich in unglückliche Wendungen verwickelt habe. Er gestand, daß der Gedanke seiner Kanzlerschaft ihm schon früher nahe gelegt worden sei, er sich aber begnügt habe, Caprivi beim Kaiser zu stützen und die Härten seines mehr militärischen Auftretens auszugleichen. Er las mir dann einen Brief, den er einem Haufen etwas indiskret herumliegender Schriftstücke entnahm, über die ultramontanen Einflüsse in Rom vor. Er meinte, die Verbindung der Kurie auch mit den radikalsten Elementen in Frankreich sei unter Umständen wohl denkbar, eine Auffassung die ich, wenigstens gegenwärtig, nicht ganz teilen konnte. Er erkennt offen, obwohl Katholik, die Schwierigkeiten an, die der katholische Klerus überall im Auslande Deutschland bereite. So kamen wir auf die Verhältnisse, die man mit der Linie Posen—Krakau—Rom bezeichnen kann, auf die polnische Machtzunahme in Österreich, die staatsrechtliche Zukunft dieses Landes und unser Bündnis zu sprechen. Wir einigten uns in der Beurteilung des bestehenden Zustandes als einer durch die Verhältnisse gebotenen Notlage. Wir wurden häufig durch die Anmeldung neuer Besucher gestört, ohne daß aber der Kanzler mich gehen ließ. Einmal überbrachte ein Kanzleidiener einen Brief Holsteins mit der Bitte um „baldige Antwort", und es interessierte mich, wie der Fürst den Fall behandeln würde. Vielleicht war es unter meiner Beobachtung, daß er das Schreiben trotz der Mahnung für eine halbe Stunde unbeachtet auf die Seite legte. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß Holstein von meiner Anwesenheit erfahren hatte und die Unterhaltung abzukürzen wünschte, aber der Fürst bestand die Probe. Bei einem Essen, zu dem mich der Kanzler gleich darauf einlud, wurde von dritter Seite die Frage meiner Versetzung auf einen wichtigeren Posten offen angerührt, doch äußerte sich der Fürst

dazu mit keinem Worte, und ich vermied es, irgendwelche Beunruhigung zu zeigen.

Hohenlohe machte mir bei diesen Begegnungen einen geweckteren Eindruck, als ich vermutet hatte. Er hört aufmerksam zu, beobachtet große Ruhe, ist ungemein verbindlich, hält in den Sitzungen sowie auf den Festen tapfer aus, aber tatsächlich fehlt es ihm an Tatkraft und an jeder Initiative. Darüber sucht er durch Redensarten hinwegzutäuschen. Wir sprachen über Möglichkeiten gewaltsamer Bewegungen, und er stimmte ganz überein mit mir bezüglich des Maßes von Widerstandskraft, die dann zu zeigen sei. Aber das sind doch nur schöne Worte. Miquel, den ich auch besuchte, bekannte mir, daß er dem Kanzler gar keine Energie zutraue. Es gäbe überhaupt jetzt keine Pläne. Ein Tag folge dem anderen und man lebe in den Tag hinein. Der Kaiser schicke fortgesetzt große Worte in die Welt über den Kampf gegen die Mächte des Umsturzes, aber das sei auch nicht viel mehr als Rhetorik.

General von Hahnke gestand mir, wie sehr er von der Verleihung des Schwarzen Adlerordens überrascht sei. Er habe diese Auszeichnung nie erwartet und finde die kaiserliche Gnade übertrieben, es gäbe Würdigere, und er wäre mit einer freundlichen Erinnerung an die Gelegenheit (es handelte sich um ein in Wörth errichtetes Denkmal) zufrieden gewesen. Ein einfacher, wackerer Soldat!

Weimar, 11. November. Der russische Minister Witte hat sich bei seinem Besuch in Berlin große Zurückhaltung auferlegt, aber bei den Bankherren Mendelssohn und Schwabach auf deren Gütern Besuch gemacht. Dabei hat er sich zu Mendelssohn und ähnlich auch zu dem anwesenden Minister Miquel geäußert, wie empfindlich die plötzliche Abberufung des Botschafters von Werder den Zaren berührt habe. Es ist auffällig, daß dies russischerseits immer noch hervorgehoben wird. Witte redete zu Miquel in deutsch-freundlichem Sinne, meinte aber, daß sich in der Umgebung des Zaren Nikolaus auch andere Auffassungen zeigten. Dieser suche sich mit seiner Aufgabe vertraut zu machen und arbeite eifrig. Auch Hohenlohe fand ihn, wie er mir erzählte, wohlunterrichtet. Der Zar habe ihn (Hohenlohe) über die Grenzen unserer ostafrikanischen Besitzungen befragt, und nur einem günstigen Zufall habe er es zu verdanken, daß er gerade mit der Sache so vertraut gewesen sei, wie es der Zar zu sein schien. Diese Unterhaltung aber läßt vermuten, daß Wichtigeres nicht viel besprochen wurde. Es scheint, daß der Zar noch ein unbeschriebenes Blatt ist. Das viel besprochene Bild „Völker Europas, wahret

Eure heiligsten Güter", das der Kaiser dem Zaren durch Graf Moltke hat überbringen lassen, wird jetzt in Nachbildungen hier verkauft. Der darin von dem Maler Knackfuß dargestellte Gedanke ist doch von erstaunlicher Einseitigkeit. Die Besorgnis vor einem chinesischen Einbruch nach Art der früheren großen Mongolenstürme wird von niemandem, der die Verhältnisse kennt, geteilt. Der Gedanke ist in seiner übertriebenen Form und durch den Mangel politischen Taktes charakteristisch.

Die Großherzogin ist in der Besserung, aber man hat doch eine Zeitlang große Besorgnis gehegt. Es hängen viele Interessen Weimars an diesem Leben, und manches wird sich hier nach ihrem Tode ändern und kaum zum Besseren. Denn ihre umfassende Mildtätigkeit wird schwerlich fortgesetzt werden. Sie gilt allgemein als eine geistig starke Frau, aber was ich von ihrer Beschäftigung höre, geht doch vielfach ins Geringfügige. So verwaltet sie ihr Vermögen bis in die größten Kleinigkeiten und wird trotzdem betrogen. Sie glaubt sich sicher, wenn sie für ihre Ausgaben Beläge bekommt, und so geschieht es z. B., daß in der Küche bedeutende Hinterziehungen stattfinden und viele Leute ihr Wild aus der Großherzoglichen Küche entnehmen. Das weiß alle Welt, nur die Herrin nicht; sie hat dem Grafen Wedel diese Verwaltung aus der Hand genommen, gewiß nicht zum Vorteil der Sache. Aber sie ist eine sehr selbständige Natur und genügt sich vollständig. Die Beziehungen zum Gatten sind äußerlich korrekt, mehr nicht. Sie hat sich bemüht, ihn von Heinrichsau, wo sie sich jetzt aufhält, fern zu halten. Ihre schwere Krankheit rief ihn jetzt nach Schlesien, aber sein häufiges Fragen nach ihrem Befinden machte sie nervös. Und so ist er, geradezu weinend, nach Italien abgereist, wo er jetzt seiner Lieblingsbeschäftigung huldigt, nämlich anderen die Museen von Florenz zu zeigen. Aus seiner Umgebung hört man öfters spöttische Erzählungen; ich stellte dann jedesmal fest, daß mir trotz meines häufigen Verkehrs mit dem Fürsten solche Vorkommnisse noch nie begegnet sind. Bei großen Gelegenheiten macht er seine Sache gut. In den Ministerberatungen verhält er sich würdig und verständig, läßt sich eingehend vortragen und ist persönlich selbstlos. In Gnadensachen läßt er den Vorschlägen der Regierung freien Lauf, nimmt es aber traurig auf, wenn er auf hohe Strafen nicht Gnade walten lassen soll. In Kapitalsachen wird stets ein Rat zur Schwurgerichtsverhandlung geschickt, damit dieser ihm seine persönlichen Eindrücke vortragen kann. Langweilige Vorträge schrecken ihn ab. Ein Geheimrat Stier, der jetzt ins Bankfach übertritt, ein eifriger und gewandter Mensch, sollte dem Großherzog näher gebracht werden; beim

Vortrage aber las er eine Denkschrift vor und damit war es mit ihm zu Ende.

Welche Nichtse gewisse Botschafter berichten! So ging mir jetzt durch das Auswärtige Amt ein Bericht von Radolin aus Paris zu, daß Labanow sich sehr erfreut über seine Berliner Aufnahme, namentlich bei dem Kaiser und dem Reichskanzler, ausgesprochen habe. Auch Marschall habe auf ihn einen angenehmen Eindruck gemacht. Keine weiteren Ausführungen! Und das Zeug teilt man den Missionen mit.

17. November. Einen so herrlichen Herbst will man hier nie erlebt haben; beständiger Südwind, so mild, daß wir heute einen langen Spaziergang in die Dörfer in Sommerkleidung machten! Ich fühle mich in meiner Wiederherstellung hoffnungsvoll. Politisch peinigt mich die Besorgnis, daß in der jetzigen Verwicklung im Orient und Ostasien unser Auftreten nicht das einer Großmacht sein wird. Neulich hielten Hohenlohe und Marschall zusammen dem Kaiser im Reichskanzlerpalast Vortrag über die Gesamtlage. Dann empfing letzterer noch um neun Uhr abends den österreichischen Botschafter. Von diesen allerhöchsten Gesprächen mit fremden Diplomaten höre ich nicht ohne Sorge. Der Kaiser läßt sich bei solchen Anlässen leicht gehen und teilt mehr mit, als es in unserem Interesse erwünscht ist, und auch in seinem Interesse. Denn eine feste Verhaltungslinie ist häufig nicht vorhanden, und die Fremden, die ihm öfters begegnen, merken das natürlich. Es liegt in der gegenwärtigen Lage für uns keine nahe Gefahr, aber wir könnten sie zu unserem Vorteil ausnutzen, wenn Vorsicht und Festigkeit beständen.

Wie mir der Geheime Hofrat Ruland erzählt, der Berater der Großherzogin in allen Goethefragen, liegen hier im Archiv noch manche Schätze von und über Goethe, die die hohe Frau unter Siegel, als nicht druckfähig, hält. Sie wollte sogar einige italienische Elegien nicht veröffentlichen lassen. Das ist auch nicht nötig, meinte Ruland, sie sind schon gedruckt. Doch sind manche Dinge vorhanden, die den Leser erschrecken würden. Goethe hat mit Wieland und einem Dritten, dessen Name mir entfallen, sich Scherze geleistet, die um die Wette sich in Priapeen überboten. Auch sind von Goethe Zeilen vorhanden, in denen er sich über religiöse Gegenstände abfällig äußert, so z. B. über die drei großen Religionsschöpfer Moses, Christus und Mohammed.

1. Dezember. Vor einigen Tagen starb in Bern der älteste meiner Freunde, der Gesandte und frühere Unterstaatssekretär Busch. Er war

ein Mann von vielen guten Eigenschaften, doch war es nicht leicht, sie zu erkennen, da er damit gar nicht prunkte. Mehr kritisch als schöpferisch veranlagt, beurteilte er die Verhältnisse des Amts absprechend, und von Menschen gab es nicht viele, die vor seinem Urteil bestanden. In seinem Wesen gehabte er sich bescheiden, für eine repräsentative Stellung zu bescheiden. In der Schweiz aber erwarb ihm diese Haltung mehr Freunde, als jedes andere Verhalten tun konnte. Besonders gefiel den einfachen Berner Beamten seine sachliche Verhandlungsweise, bei der er es sorgfältig vermied, gegenüber dem Kleinstaat den Vertreter der Großmacht herauszubeißen. Seine gesellschaftlichen Eigenschaften traten zurück, erst in den letzten Jahren ging er mehr aus sich heraus und fand an mündlichem Austausch Gefallen, während er in Berlin sich so ausschwieg, daß alle Welt seine Nachbarschaft vermied. Er war von gesundem politischen Urteil und besaß einen gewandten Depeschenstil. So läßt es sich verstehen, daß Bismarck ihn, der früher im Dragomanatsdienst des Orients viele Jahre gearbeitet hatte, in seine unmittelbare Nähe zog. Das Gelingen des Berliner Kongresses hat nicht zum wenigsten von der ausgezeichneten mühevollen Mitarbeit des von Busch und Radowitz geleiteten Sekretariats abgehangen. Seine Berichte aus dem Ausland waren in ihrer Sachlichkeit etwas trocken. Die bei dem diplomatischen Handwerk nicht unwichtige Würze der Ausschmückung unterschätzte er; er hatte etwas von dem perotischen Phlegma des „Heppisi bir dir" (das ist alles gleichgültig) aus dem Orient mitgebracht.

Ich habe dem hiesigen Goethe-Archiv, das der Großherzogin gehört, den Briefwechsel zwischen Goethe und Martius verschafft und suche jetzt durch Lucanus eine staatliche Unterstützung zu erreichen, um die zum Verkauf stehenden Briefe Goethes an Frau von Stein zu erwerben. Für letztere Sache habe ich persönlich kein großes Interesse. Ich verwende mich, um der Großherzogin, die großen Wert auf die Briefe legt, einen Dienst zu erweisen.

7. Dezember. Ein orkanartiger Sturm mit starkem Schneefall macht die Bewegung im Freien unmöglich. Selbst im geschlossenen Zimmer fliegen die Vorhänge. Geschäftlich und auch gesellschaftlich ist wenig los. Empfänge mit Musikunterhaltung füllen die Abende aus. Ich finde wohl immer einige Leute, mit denen sich plaudern läßt, aber der Inhalt ist dürftig. Die Politik scheidet nahezu aus, die auswärtige sogar gänzlich, weil die Gesellschaft sich nicht für zuständig hält, die innere Politik aber auch, weil allerlei Rücksichten den Mund schließen. Nur Andeutungen

lassen die wirkliche Meinung erkennen. Zur Zeit findet hier besonders die weibliche Gesellschaft Gefallen an einer neuen Einwanderin, Baronin Bloome. Sie stellt ihren Gästen einen Doktor der Philosophie vor, der die Zuhörer mit allerlei Spekulationen auf theosophischem Gebiet unterhält. Buddah und Christus, Wagner, Schopenhauer und Kant werden herangezogen. Keiner der Besucher hat mir bisher sagen können, um was es sich im Ernst handelt. Aber das Wort Theosophie, über das man von mir näheres hören möchte, schleicht durch Weimar und erregt ein Gefühl, wie die „Mütter" im Faust. Die durch ihre Erscheinung imposante Gastgeberin schwelgt in den Kategorien Kants. Sie schwört, es sei ihr eine Erholung, sich damit zu beschäftigen. In Dresden hatte sie, wie mir mein dortiger Kollege mitteilt, unter hypnotischen Einflüssen eine Zeitlang eine Heilanstalt aufsuchen müssen, aber jetzt spielt sie mit den Kategorien Kants wie mit Würfeln. Eine andere Dame, Gräfin Wedel, Gattin des Oberhofmarschalls, gehört zu den ernsteren Naturen. Ich glaube, ich habe sie befremdet, als ich ihr dieser Tage die Ansicht darlegte, daß der Dichter immer ein wenig verschroben sei, und daß lyrische Ergüsse von einer Seelenstimmung ausgehen, die, wenn sie sich in Prosa äußerte, den Vorwurf geistigen Gestörtseins leicht auf sich ziehen würde; ferner, daß man im Zustande der Verliebtheit immer geneigt sei, seine Gefühle in Versen auszusprechen, ja, daß schon die Verliebtheit an sich ein Zustand sei, der nicht fern von geistiger Störung liege und jedenfalls ein Entrücktsein von dem natürlichen Boden bedeute. Die Zuhörer, namentlich die alte Exzellenz Strauch, waren ganz entsetzt. Sie rief: „was, auch Goethe und Shakespeare? Gräfin Wedel hat auch einen Band Gedichte herausgegeben, ist sie auch verrückt?" und Major v. Wrochem erzählte meine in scherzhafter Form vorgebrachten Darlegungen, natürlich in derbster Weise, weiter, und so gehen sie in der Dichterstadt herum. So werden die Abende verplaudert und versungen; gut, wenn eine Primadonna wie die Stavenhagen und eine Frau von Nießen auftreten, aber man hört auch weniger Gutes.

Die Großherzogin ist aus Heinrichsau zurück, und der Oberbürgermeister hat das gutgesinnte Volk zu ihrem Empfange auf die Straßen geladen. Das Bulletin lautet: „die hohe Frau ist wohl, doch von der Reise ermüdet". Das höre er, bemerkte der Doyen von Minckwitz, seit 30 Jahren mit genau denselben Worten.

Die Erbgroßherzogin hat plötzlich meine Frau zu einer Audienz entboten. Da zeigte sich denn, daß auch ich daran teilnehmen sollte, was aber ihre etwas zerstreute Staatsdame überhört hatte. Sie hatte mich

bisher noch nicht kennen gelernt und sich zu dem Schritte wohl nur entschlossen, weil sie mal eine Frage der Großherzogin erwarten mußte.

Minister von Köller in Berlin verläßt sein Amt. Wer den Mann kennt, konnte über sein Versagen nicht im Zweifel sein. Er suchte durch aufgeräumtes Wesen und scheinbare Gutmütigkeit zu gewinnen. Seine Formen, nicht minder als sein ganzes Äußere, waren vierschrötig, das Gesicht fast viereckig, der Rumpf plump, in den Augen lag eine gewisse Verschmitztheit, in seiner Sprache war er burschikos, im übrigen träge, in seinen Ansichten über Klassenunterschiede ganz rückständig. Seine Berufung aus dem Elsaß war gleichzeitig mit der Hohenlohes erfolgt, dem der Kaiser einfach telegraphiert hatte: „Köller mitbringen".

14. Dezember. Die Vorbereitungen eines Balles in allen meinen Räumen trieben mich nach Kassel, wo ich den früheren Botschafter von Schweinitz besuchte. Ich fand ihn gealtert. Er sei, so erzählte er mir, kürzlich von Seiner Majestät nach Potsdam eingeladen gewesen, und dieser habe ihm einen gereifteren Eindruck gemacht. Er fand ihn gegen England stark aufgebracht; Schweinitz fügte aber gleich hinzu, daß diese Stimmung sich sehr schnell ändern könne; denn die englischen Eindrücke seien bei dem Monarchen immer die stärksten, englische Zeitungsartikel machten ihm, wenn lobend, das meiste Vergnügen, und die Schmeicheleien der reichen Lords übten die stärkste Wirkung. Der Botschafter Malet habe bei seinem Scheiden aus Berlin offen ausgesprochen, wenn wir weiter seinem Lande so beharrlich Schwierigkeiten in Kolonialfragen bereiteten, werde er bei nächster Gelegenheit zum Bruche raten. Wir haben in London anfragen lassen, ob diese Drohung gutgeheißen werde, und dort spielte man die Komödie, man finde darüber in den Akten nichts. Malet aber sitze jetzt in Kap Martin auf dem Schloß, das er sich dort gebaut. Von dem Botschafter Werder weiß Schweinitz aus dessen Munde, daß ihm der Abgang aus Petersburg sehr schwer geworden ist. Er fand sein Abberufungsschreiben unter den sonstigen politischen Erlassen und war wie vom Blitz getroffen. Warum diese grausame Behandlung eines Mannes, der nach seinem besten Können dem Staate gedient hat und ohne sein Zutun aus der Zurückgezogenheit wieder in den Dienst berufen war? Der Zar hat wirklich gesagt, eine solche Formlosigkeit hätte man seinem Vater nicht zu bieten gewagt. Noch mehr aber habe die immer noch sehr rüstige Zarin-Mutter den Fall empfunden. Auch Schweinitz ist der Ansicht, daß es vergebliches Mühen sei, Frankreich aus der russischen Gunst zu verdrängen. Das habe nicht einmal Bismarck

vermocht. Schweinitz hält ebenfalls unsere Aktion gegen Japan für unglücklich; ohne Grund hätten wir die Initiative gegen den Vertrag von Schimonoseki genommen, was doppelt unangebracht gewesen sei. Der Kaiser fühle das Bedürfnis, sich mit ihm (Schweinitz) alle vier Monate einmal auszusprechen, er enthalte sich aber jeder Einwirkung auf den Monarchen. Über die Personalverhältnisse im Amt urteilte Schweinitz hart; er habe Caprivi geradezu gesagt, daß bei der bisherigen Art alle besseren Elemente ausschieden. Der General ist ein Gegner der Kolonialpolitik und hat kürzlich Herbert Bismarck gefragt, warum sein Vater sie eingeleitet habe. Da habe er die höchst seltsame Erklärung erhalten, der Kanzler habe für den Fall des Regierungsantritts Kaiser Friedrichs dessen englische Neigungen gefürchtet und darum eine antienglische Politik eingeschlagen. Ich bemerkte dem Botschafter, daß ich diese Auskunft für einen nicht einmal guten Scherz Herberts hielte. Weiter erzählte er mir einiges über den Botschafter Bernhard Bülow, den er für den nächsten Staatssekretär hält. Als ich ihm sagte, dieser berichte zu sehr „nach dem Munde", bemerkte er: „à qui le dites-vous? Als Bülow mich einmal in Petersburg vertrat, benutzte er die Gelegenheit, um Bismarck, der den russischen Botschafter Mohrenheim in Paris durchaus zum Juden machen wollte, diesen Dienst zu erweisen. Obwohl Mohrenheim selbst als Christ und von christlichen Eltern geboren sei, wies Bülow auf zehn Seiten nach, daß Mohrenheim Jude sei, was ohne Zweifel Bismarck sehr gefiel." In Petersburg nannte man Bülow wegen seiner Art, überall nach interessanten Kleinigkeiten zu suchen, die „Motte". Dem Kaiser schmeichle er in übertriebener Weise. Schweinitz gab aber zu, daß er großes Interesse für die Politik zeige und von gewandten Formen sei.

Ich suchte in Kassel noch meinen alten Freund, den General von Wittich, auf. Aus seinen Mitteilungen ging mir der Grund der auffälligen Köllerschen Entlassung hervor. In den „Berl. N. Nachr." sei Wittich in lobender Weise als Nachfolger des Kriegsministers von Bronsart bezeichnet worden. Nun habe er zwar nie etwas auf Zeitungen gegeben, aber die Intrige sei ihm doch zu stark erschienen, und er habe an das Kriegsministerium geschrieben, daß er der Nachricht völlig fern stehe und bereit sei, jede gewünschte Richtigstellung zu veranlassen. Darauf erhielt Wittich die Antwort, er möge nichts tun, man kenne den Ursprung dieser Nachricht, sie rühre von einem ministeriellen Kollegen her. Auch die Indiskretion über eine Sitzung des Staatsministeriums, betreffend die Öffentlichkeit im militärischen Strafverfahren, rühre aus derselben Quelle, nämlich von Köller her, und so habe denn der Kriegsminister

dem Kollegen offen die Freundschaft gekündigt. Alle Minister stellten sich auf die Seite Bronsarts, und so mußte Köller trotz des kaiserlichen Schutzes weichen. Keiner wollte mehr mit ihm arbeiten . . . Wittich erklärte sich im weiteren Verlauf für die Einführung der Öffentlichkeit des Militär-Strafverfahrens und ebenso für die zweijährige Dienstzeit, die ganz brauchbare und sogar fähigere Soldaten erzöge als früher. Aber er ist gegen die Halbbataillone, die Änderung könne indessen ohne große Schwierigkeit vollzogen werden. Wittich ist mit dem Wort sehr gewandt und dürfte wohl ein geeigneter parlamentarischer Minister werden, doch lehnt er diese Möglichkeit unter den obwaltenden Umständen mit Entschiedenheit ab.

15. Dezember. Gesandter Busch ist gerade zu rechter Zeit gestorben, um nicht noch den Schmerz zu erleben, den „blauen Brief" zu erhalten. In Berlin war seine Entlassung bereits beschlossen. Weiter wird mir aus der Hauptstadt berichtet, daß die letzte längere Rede Hohenlohes im Reichstage, eine Antwort an Kardorff, höchst peinlich ausgefallen sei. Der Kanzler versuchte, frei zu sprechen, stockte, nahm den schriftlichen Entwurf, irrte sich in der Seite, und so entstanden Pausen, bei denen den Zuhörern ganz Angst wurde.

Gestern Abend bei unserem zweiten Balle besuchte uns für mehrere Stunden der vorgestern aus Rom zurückgekehrte Großherzog. Er hält sich für seine 77 Jahre ausgezeichnet und blieb die ganze Zeit in stehender Haltung. Er fragte mich tüchtig über die Ereignisse der letzten Monate aus, insbesondere auch über die Gründe des Köllerschen Abgangs. Es ist eine Tatsache, daß die Minister die fernere Zusammenarbeit mit Köller abgelehnt haben, und der Kaiser nach langem Sträuben und unter Protest seinen Günstling hat fallen lassen: ein Beispiel, was man beim Monarchen doch durchsetzen kann. Aus Rom berichtete der Großherzog über seinen Besuch beim Papste, der ihm eingehend von der Hilfe der Kirche gegen die Sozialdemokratie gesprochen habe. Der Fürst fand eine täuschende Ähnlichkeit zwischen seiner Heiligkeit und der bekannten Houdonschen Büste Voltaires. „Füchse sind sie freilich beide", meinte er.

Man ist uns hier dankbar für die zwei Bälle, weil endlich einmal wieder die Jugend zu ihrem Recht gekommen sei. Und mich lobt man, weil ich meine Häuslichkeit für mehrere Tage geopfert habe.

Wie mir Palézieux erzählt, hat der Großherzog in Rom sich mit Händen und Füßen dagegen gesträubt, nach dem Papste auch noch dem

Kardinal-Staatssekretär Rampolla einen Besuch abzustatten, obwohl der Gesandte Otto Bülow dies als üblich und nötig bezeichnet habe; denn auch der Kaiser habe sich dieser Form unterworfen. Nach dem Besuch beim Papst, als er die Loggien sehen wollte, suchten ihn die Monsignori an die Zimmer Rampollas zu bringen, aber er lehnte standhaft ab: der Kaiser möge politische Zwecke damit verfolgen, er mache als protestantischer Souverän einem Untergebenen keinen ersten Besuch. Iswolski, russischer Vertreter beim Papste, freute sich dessen und wollte das Beispiel künftig als Vorbild für seine Großfürsten gebrauchen.

Ich habe bei Herbert angefragt, ob ich, wie ich wörtlich schrieb, seinem Vater „meine Ehrerbietung erweisen" könne. Bald darauf las ich, daß der Kaiser ganz plötzlich in Friedrichsruh gewesen sei. Die „Nordd. Allg. Ztg.", d. h. Marschall-Holstein, hat den schlechten Geschmack gehabt, das als ein einfaches und unverfängliches Tagesvorkommnis zu bezeichnen.

22. Dezember. In Weimar habe ich manchem eine Freude damit bereitet, daß ich für den Ankauf der Goetheschen Briefe an Frau von Stein, für die siebzigtausend Mark verlangt worden waren, einen Beitrag aus dem kaiserlichen Dispositionsfonds in Höhe von siebentausend Mark, welche Summe gerade noch fehlte, erwirkt habe. Die Sache war dringlich, weil der Termin nahte, an dem die Briefe nach Amerika wandern sollten. Die Großherzogin schrieb sogleich einen frohen Brief an Ruland, der mir noch auf dem Bahnhof, als ich nach Berlin abreiste, danken kam. Ich wiederholte diesen Dank bei Lucanus, der übrigens keine Schwierigkeiten gefunden hatte. Der Kaiser hätte auch mehr gegeben. Vor zwei Jahren hatten die Erben Steins einen Preis von einviertel Million verlangt.

Der Kaiser ist durch den Fall Köller wirklich mitgenommen und sieht nicht wohl aus. Es war bisher nicht vorgekommen, daß ihn ein Ministerium wissen ließ, es könne mit einem von ihm berufenen Minister nicht mehr zusammenwirken. Ohne das Ausscheiden des Mannes wäre es zu einer vollständigen Ministerkrise gekommen, und so hat sich der Kaiser fügen müssen.

25. Dezember. Während meiner Weihnachtsferien folgte ich einer Einladung des Grafen Bismarck nach Schönhausen. Nach den Mitteilungen, die ihm Köller persönlich gemacht, ist der Kaiser nur mit größtem Bedauern von dem Minister geschieden. Er hat ihm jeden beliebigen

Oberpräsidentenposten angeboten, aber Köller erklärte, unter dem jetzigen Ministerpräsidenten nicht arbeiten zu können. Damit wächst natürlich die Abneigung des Monarchen gegen die Regierung, und auch Bötticher geht der kaiserlichen Gnade verlustig. Von Marschall nimmt man an, daß man ihn mit Rücksicht auf das Gehalt werde nötigen können, das Reichsamt des Innern anzunehmen. In der auswärtigen Politik verzichtet er so gut wie ganz auf eigene Wirksamkeit. Sogar Schuwalow, den doch Marschall als seinen Freund ausgibt, sagte von ihm: „ah, son français! Il se sert d'un dictionnaire pour s'exprimer à l'aise et c'est embêtant pour l'interlocuteur de l'écouter." . . . .

Unsere letzten Maßnahmen in Ostasien im April 1895 sind noch merkwürdiger, als bisher angenommen. Frankreich hatte zuerst keineswegs die Absicht, mit Rußland gegen Japan zu gehen und sah sich erst durch unsere Schritte genötigt, sich der Flottenparade gegen Japan anzuschließen . . . .

Herbert erzählte mir aus seiner Abgangszeit (März 1890) ergänzend zu meinen Kenntnissen, daß der Kaiser nachts gegen ein Uhr einen Gendarmen zu Schuwalow geschickt habe mit der Einladung, am nächsten Morgen im Schlosse zu erscheinen. „Anzug Überrock". Schuwalow habe sich durch diese Form verletzt gefühlt, aber kein Aufheben gemacht. Der Kaiser bot ihm in der Unterredung an, den deutsch-russischen Geheimvertrag zu erneuern, und Schuwalow habe das nach Petersburg gemeldet. Caprivi aber erklärte sich außerstande, diesem Wunsche Folge zu geben. „Der Rock, der Ihrem Vater paßte, sitzt mir nicht", sagte der neue Kanzler damals zu Herbert. So seien, schloß Herbert, die Russen in das französische Lager übergegangen, wo sie mit offenen Armen empfangen wurden. So liegt freilich, wie ich Herbert nicht verhehlte, die Sache nicht. Das enge Verhältnis zwischen Rußland und Frankreich habe schon vorher bestanden, und die Entente im Jahre 1891 sei hauptsächlich auf die von England im Mittelmeer beobachtete antirussische Politik erfolgt . . . Seltsam hat sich auch einst die Ernennung Werders zum Botschafter in Petersburg und Osten-Sackens zum russischen Vertreter in Berlin vollzogen. Es hieß damals allgemein, daß der Zar Alexander III. sich Werder gewünscht und direkt ausgebeten habe. Nun liegt aber nach Herberts Angabe die Sache so, daß wir die Russen gebeten haben, den Wunsch nach Werder zu äußern. Schuwalow hat das vermittelt, und so sprach denn Großfürst Wladimir, der gerade durch Berlin kam, den Wunsch aus. Ähnlich ist kürzlich bei Fortgang Schuwalows verfahren worden. Der Oberhofmarschall Eulenburg besuchte eines Tages letzteren und sagte,

man würde Osten-Sacken gern bei uns als russischen Vertreter sehen. Schuwalow erwiderte korrekt, er würde das gern nach Petersburg übermitteln, aber es müsse ein Schritt von amtlicher Seite erfolgen. Nun regte der Botschafter Eulenburg in Wien, auf dem Wege über den dortigen russischen Vertreter, den Fall an. Der ganze Gedanke ist von dem Wiener Eulenburg (Phili) ausgegangen, der seinen Freund Osten-Sacken in Berlin unterbringen wollte. Schuwalow meinte, man wünsche sich damit einen „Tropf" herbei. Also auch hier die Spuren Philis, des um seine Freunde besorgten kaiserlichen Günstlings.

Köller fragte Herbert, was er von Holstein hielte; dieser habe seine Ernennung zum Minister des Innern bewerkstelligt. Herbert meinte, Köller täte besser, das nicht ihn zu fragen. Als ich meinem Wirt als möglichen Nachfolger Hohenlohes den Fürsten Hatzfeldt-Trachenberg nannte, war er erstaunt. „Ein gutmütiger, aber schwacher Mann", meinte Herbert, „doch als Katholik von Wert, angesichts der Versuche, mit dem Zentrum zu regieren". Reichskanzler Hohenlohe genießt bei den Bismarcks nur geringe Achtung. Er und namentlich seine Gattin würden zu sehr durch Rücksichten auf ihre Vermögenslage beeinflußt. Daraus erkläre sich auch ihr reger Pariser Umgang mit Hirsch, Erlanger usw.

26. Dezember. Auch Miquel hat das Kunstwerk „Völker Europas, wahret Eure heiligsten Güter" in schönem Rahmen erhalten und muß das verzeichnete Bild nun in seinem Zimmer beständig vor Augen haben. Kürzlich war der Kaiser bei ihm zum Essen und, obgleich zahlreiche Gäste zugegen waren, rief er dem ihm gegenüber sitzenden Miquel zu, daß England ihn mit Krieg bedroht habe. Das bezog sich auf die oben erwähnte Maletsche Drohung. Miquel war entsetzt und suchte die Unterhaltung abzulenken. Glücklicherweise schenkten die zunächst sitzenden Minister der Sache keine Beachtung. Der Monarch ist z. B. sehr schlecht auf England zu sprechen. Das hindert aber nicht, daß die englischen Wettspiele zu Wasser ihn lebhaft beschäftigen. Nur vor zwei Leuten habe der Kaiser Angst, äußerte ein guter Beobachter, vor der Königin von England und seiner Mutter.

Es ist richtig, daß der Monarch in Breslau von dem „feigen Bürger- und Beamtentum" gesprochen hat. Die „Schles. Ztg." bestreitet, aber ein Zeuge bestätigt es. Im Grunde mag er nicht unrecht haben, aber der erste Beamte sollte es nicht sagen. Neulich wurde vor ihm von Friedrich dem Großen gesprochen. Miquel erwähnte dabei dessen Eigenschaften, besonders seine große Arbeitsamkeit. Der Kaiser tat, als habe er es nicht

gehört. Das Schlimmste an den jetzigen Verhältnissen, meinte Miquel, sei das Fehlen einer wirklich leitenden Hand. Der Kaiser äußere sich plötzlich durch ein großes Stichwort, aber es bleibe ohne Wirkung. Betrübend lauten, wie mir Miquel erzählte, die Nachrichten aus den Provinzen Preußen, Posen und Schlesien; der Führer des Ostmarkenvereins, Major von Tiedemann, trage die schwersten Klagen vor. Es sei soweit, daß in Orten mit zwanzigtausend Einwohnern die Postanstalten mit Polen besetzt würden, und man dort nur polnisch höre. Das Briefgeheimnis werde verletzt, und Deutsche brauchten für ihre Sendungen doppelten Verschluß. Stefan, der Postbeherrscher, sei ohne jedes politische Verständnis für diese Frage. Um einen Rehbock bei den polnischen Magnaten zu schießen, opfere er das vaterländische Interesse. Das Staatsministerium zeige keinen Eifer. Dem Kanzler und Marschall als Süddeutschen liegen diese Dinge ganz fern, Böttticher folge Marschall, und so brauche es nur noch eine Stimme, um alle Abwehrmaßregeln auf die lange Bank zu schieben. Man solle keine Unterdrückungspolitik treiben, aber dem Deutschtum müsse man helfen, oder es ginge verloren. So sei die Caprivische Saat aufgegangen. Kürzlich fragte Miquel den Reichskanzler, wie es mit der auswärtigen Lage stünde; er müsse finanziell für alle Möglichkeiten Vorsorge treffen. Der Reichskanzler zuckte die Achseln. Ich ermunterte Miquel, im Staatsministerium die Sache anzuschneiden; in großen Staaten würde die auswärtige Lage zum Gegenstand laufender Mitteilungen im Ministerrat gemacht. Fürst Bismarck hätte allein entscheiden können, aber selbst er gab von Zeit zu Zeit den Ministern ein Bild der Lage. Jetzt müßten die auswärtigen Leiter doch selbst das Bedürfnis fühlen, ihre Verantwortlichkeit durch Besprechung zu erleichtern. Miquel will meiner Anregung Folge geben. „Holstein wird freilich nicht wollen", bemerkte ich noch.

Schiemann schilderte mir, daß die Beamten im Auswärtigen Amt verzweifelt seien über das ausschließliche Regiment, das jetzt die Kamarilla dort führe. Marschall zeige sich gleichgültig, und Holstein mit seinem Handlanger, dem aristokratischen Pourtalès, wirke im Dunkeln; sogar der sonst so ergebene Mühlberg verzweifle. Man fühlt, daß mit meinem Fortgang die Dinge auf die Spitze getrieben sind. Ganz ebenso sprach sich mir der Unterstaatssekretär Humbert aus.

28. Dezember. Gestern besuchte ich Fürst Bismarck in Friedrichsruh, nachdem er auf meine Anfrage mich als „sehr willkommen" bezeichnet hatte. Ich wurde von Graf Herbert empfangen. Gegen fünf Uhr erschien

der Fürst, langsam schreitend auf einen Stock gestützt. Ich verneigte mich tief, der Fürst gab mir die Hand, sprach seine Freude aus, mich aus Weimar bei sich zu sehen. Er klagte über Schmerzen in der rechten Seite, Lumbago nannte er es. Dann nahm er Platz, und wir plauderten in einfacher, ununterbrochener Weise bis dreiviertel sieben. Man speiste um sieben Uhr — drei Gänge — bei gutem Mosel, einem vortrefflichen Bordeaux von 1875 und einem mäßig herben Sekt, nahm dann den Kaffee und schloß mit Bier, und als ich kurz vor Mitternacht aufbrach, mußte ich noch einen Grog zu mir nehmen, über dessen von mir bereitete Dürftigkeit Seine Durchlaucht abfällige Bemerkungen machte. Der Fürst saß oder lag auf einem bequemen Sorgenstuhl, indem er die Beine auf einem anderen Stuhl ruhen ließ, und rauchte zahlreiche Pfeifen, die ich ihm anzündete. Er sah für einen Achtziger vortrefflich aus, in dem Halbdunkel und beim Lampenlicht von zarter Röte angehaucht, das Gesicht voll, die weißen Augenbrauen und der à la brosse geschnittene Schnurrbart stimmten gut zu der Gesichtsfarbe. Über seinen Zügen lag eine abgeklärte Ruhe, eine Art Gottesfrieden, nur zuweilen schlich ein leidender Zug darüber, ich weiß nicht, ob körperlichen Ursprungs oder aus einer Gefühlserregung. Seine Stirn ist nicht die hohe Denkerstirn, sondern fällt schnell zurück, aber der Schädel ist mächtig. Die Hand ist weich und warm, der Ton seiner Stimme einschmeichelnd, die Sprache stockend, nach dem Ausdruck suchend, aber schon wegen des damit verbundenen Minenspiels anziehend. Das Auge ist groß und klar und tritt stark aus seiner Bettung hervor. Er sieht einen häufig voll an. Sein Gehör hat gelitten, er führt oft die Hand ans rechte Ohr. Sein Gedächtnis ist rege und auch der Geist, wenn auch zuweilen Namen und Zeit verwechselt werden. Er ging auf jede Anregung ein, natürlich vermied ich gewisse Gebiete. Seine Bemerkungen über den Kaiser ließen wenig Hoffnung, ohne daß er gerade ein scharfes Wort gebrauchte, wie denn die frühere Bitterkeit in der Sprache, wie im Gesichtsausdruck geschwunden scheint. Ich erwähnte, daß ich das allegorische Bild des Kaisers („Völker Europas") unter seinem Weihnachtsbaum gesehen. „Ja, meinte er, ich muß dafür noch danken und überlege mir, was ich dazu sagen soll, da ich mir über den Sinn des Bildes nicht im klaren bin. Der Buddha stört mir die Auslegung". Daß der Kaiser nun auch das Bild dem Präsidenten Faure gesandt habe, erregte Heiterkeit. Worin solle, bemerkte der Fürst, die besondere Auszeichnung für den Zaren bestehen, dem die Umgebung übrigens weißzumachen suche, daß der Buddha den Panslavismus darstelle. Wie viel gehöre von dem Bilde nun Seiner Majestät, vielleicht

gerade soviel wie von dem Gesang und der Dichtung „Ägir". Was seien das doch für Leute, die sich zu dem Spiel hergeben! Er habe Seine Majestät kürzlich wiedergesehen. „Ich habe", sagte der Fürst wörtlich, „wiederholt leise versucht, die Unterhaltung auf einen ernsteren Boden zu bringen, aber Seine Majestät begann immer wieder mir von den 40 Marinebildern, die er gefertigt, ein neues vorzulegen und zu erklären". Der Kaiser habe ihm dann Mitteilung gemacht, daß er jetzt sich von Böttticher zu trennen beabsichtige. Der Fürst kam auf die Vielseitigkeit des Kaisers zu sprechen. „Er hat den Krieg von 1870 gewonnen", und als ich ihn fragend ansah: „Nun ja, sehen Sie sich doch die Danktelegramme an die alten Heerführer an. Waldersee hat mir geschildert, wie es ihm bei den schlesischen Manövern ganz unmöglich gewesen sei, die Leitung des Kaisers nicht zu tadeln, die Verstöße waren zu offenbar. Aber damit fiel Waldersee in Ungnade. Ebenso wurde Graf Karl Wedel aus dem Adjutantendienst entfernt. Er hatte seine Majestät auf das Bedenken aufmerksam gemacht, den Großherzog von Luxemburg in der Jacke des Corpsstudenten mit dem Cerevis zu empfangen. So wird es weitergehen".

Der Fürst erwähnte Böttticher, seine unglückliche Geldgeschichte. Er verglich sie mit dem Fall des Präsidenten Faure, nach meiner Kenntnis nicht zutreffend; denn es lag auf seiten Böttichers kein persönlicher Gewinn vor.

Der Fürst bezeichnete als letzten Grund seiner Entlassung den Fall der Kiewer Konsulatsberichte, die drei Monate alt gewesen seien (auch das ist nicht ganz zutreffend). „Es war dem Kaiser von Waldersee eingeredet worden, daß danach eine unmittelbare Gefahr vorliege, gegen die wir uns schützen müßten. Daneben spielte der Großherzog von Baden eine besondere Rolle. Der ehrgeizige Herr war wohl in seinem Traum von einem Königreich Baden-Elsaß befangen. Die Redensart des Kaisers, er wolle nicht im Beginn seiner Regierung im Blute waten, stammt von badischer Seite. Ich habe, als wir uns (der Großherzog und Bismarck) im März 1890 zuletzt sahen, eine scharfe Auseinandersetzung gehabt. An der Tür sagte damals der Großherzog, danach könne er wohl kaum noch auf einen Händedruck rechnen. Ich erwiderte, es würde mir eine Ehre sein, wenn der Großherzog mir die Hand reiche. Das erledigte er schnell und verschwand". Und bei der diesjährigen Begegnung? fragte ich. „Nun, da hatte er das Gefühl eines Mannes, der sich seines Unrechts bewußt ist". Von meinem Großherzog (von Sachsen) sprach der Fürst mit Wärme: „ein vornehmer Souverän". Bei Nennung des Namens Marschall ließ er das Wort vom „Ministre étranger aux Affaires"

fallen. Was Marschall werden wolle? Statthalter von Elsaß-Lothringen? „Da wird ja seine Landessprache geredet", bemerkte spöttisch Herbert.

Es wurde über Landwirtschaft, über die Zuckerfrage, die Einkommenverhältnisse in Deutschland gesprochen, immer hörte er mit verbindlicher Aufmerksamkeit zu, er erwähnte dabei die Abnahme seiner Pachtzinse. Er war erstaunt, daß ich italienische Werte besitze, er halte gar nichts von ihnen. Auf diesem Gebiete aber war der Fürst nicht besonders bewandert.

Er fragte, was denn die Fürsten, bei denen ich beglaubigt sei, zu den Vorgängen in Berlin sagten, und ich berichtete sachgemäß, daß sie nicht ohne Bedenken wären, aber es natürlich vermieden, dem preußischen Gesandten ihr Herz zu öffnen. Doch seien ihre Minister offener, und besonders der in Meiningen ließe seine Meinung erkennen.

Bei Tisch unterhielt uns der Fürst mit seiner Ansicht über die generatio aequivoca, an die er „trotz aller sogenannten Wissenschaft" glaube. Zuerst fragte er mich, ob ich wüßte, was das sei, und als ich den Begriff erklärte, meinte er, andere Diplomaten hätten davon keine Ahnung gehabt. Er habe, fuhr er fort, die Buchstaben O. v. B. in eine Stelle seines Bodens gezeichnet, und nach einiger Zeit sei in den gezogenen Furchen Klee gewachsen, obwohl auf weite Entfernung kein Klee vorhanden sei. Er stellte das mit einigen von mir erzählten Beobachtungen über die Umwandlung des europäischen Viehs in Ägypten und die Veränderung der Rassen in Nordamerika zusammen.

Der Fürst bezeichnete sich als wohl den einzigen „Observaten", was seine briefliche Korrespondenz angehe. Ich wagte diese Möglichkeit anzuzweifeln, höchstens könne es sich nur um eine Kontrolle der äußeren Adressen seiner Postsendungen handeln. „Nun, es kann wohl weiter gehen", meinte der Fürst. „Während der großen Gratulationen (80. Geburtstag des Fürsten) hat sich hier ein Polizeikommissar, als Postsekretär verkleidet, in dem Postamt aufgehalten, vielleicht nur, um die Besucher festzustellen. Die Bestellung der Korrespondenz nach Schönhausen dauert für Herbert stets länger als andere Briefe, und auch bei meinen Briefen habe ich das hie und da bemerkt". Wir sprachen über die Berechtigung des Staates, sich des „Schwarzen Kabinetts" zu bedienen, und er erzählte verschiedene Anekdoten aus seiner Frankfurter Zeit, wo er einmal die Thurn und Taxissche Post wegen unbefugter Brieföffnung verklagt habe. Im Jahre 1870 sei ihm die Korrespondenz der hannoverschen Legionäre vorgelegt worden, einige habe er gelesen, den Rest ins Feuer geworfen.

Raschdau, In Weimar. 4

Wehrkreisbücherei VIII Breslau.

Von der Vorsicht Miquels erzählte der anwesende Graf Rantzau, daß er sich mehreremal in Friedrichsruh angemeldet, aber schließlich stets ein Hindernis gehabt habe. Das letzte Mal war es eine Staatsministerialsitzung. Die aber muß er, da es sich um eine Finanzsache gehandelt habe, selbst anberaumt haben. „Pupilarische Sicherheit", warf einer der Gäste dazwischen, in Wiederholung eines vom Fürsten gegen Miquel geschaffenen Wortes.

Es wurde die Frage der Bedeutung großer Persönlichkeiten in der Weltgeschichte behandelt. Ich bemerkte, daß, wenn der Korse in der Beresina ertrunken wäre, was bei dem von ihm persönlich geleiteten Brückenbau leicht möglich gewesen wäre, der ganze große Freiheitskrieg nicht stattgefunden hätte. „Das würde ich für ein großes Unglück gehalten haben", erklärte sofort der Fürst. „Wenn je ein Krieg, so hat uns dieser wieder zu Männern gemacht und unsere Ehre wieder hergestellt. Das Verlorene durften wir nur durch einen opfervollen Krieg zurückerwerben". Der Fürst schien die Erklärung für die in der Geschichte fast beispiellosen Erfolge Napoleons in seinem geradezu fatalistischen Selbstvertrauen und der blinden Unterwürfigkeit seines Volkes zu suchen. Eine solche Erscheinung wäre im deutschen Volke nach seiner Überzeugung undenkbar, auch wenn mal eine ähnliche Persönlichkeit hier aufträte. Ich erlaubte mir die Ergänzung, daß ein so rücksichtsloser Gewaltmensch außerdem das Glück gehabt habe, auf einen so schwächlichen Gegner zu stoßen, wie den preußischen König, der am Vorabend von Jena an seinen Soldaten den schlechten Sitz des Zopfes rügte. Der Fürst hatte in letzter Zeit in der „Deutschen Geschichte" Treitschkes gelesen, und ich erwähnte, daß ich dessen Vorliebe für Friedrich Wilhelm III. nicht recht begriffe. „Er war ein langsamer Denker und freilich einem solchen Gegner nicht gewachsen", bemerkte der Fürst. „Aber wir sollten uns bei der Bewunderung, die lange Zeit in Deutschland für den französischen Kaiser geherrscht hat und zum Teil noch herrscht, vor Vergleichen und Nachahmungen hüten. Manchmal kann es einem doch scheinen, daß auch unsere Monarchie der Einschränkung bedarf. In unreifer Hand kann schon unser System uns teuer zu stehen kommen. Alles hängt dann von den Männern ab, die in der Nähe stehen."

In ähnlicher Anzüglichkeit verbreitete sich der Fürst über die Gefahr, die darin bestehe, daß hohe Persönlichkeiten und Diplomaten ihre Zunge nicht zu hüten verstünden. Diese dürften nie vergessen, daß sich die Beziehungen von Staaten leicht veränderten und dann Umstellungen erfolgten, die begangene Indiskretionen bedauern ließen. Der Fürst

schien dabei die Neigung des Kaisers im Auge zu haben, sich in Unterhaltungen mit fremden Diplomaten gehen zu lassen. Es waren Äußerungen des Monarchen über die Nordamerika gegenüber zu befolgende Politik bekannt geworden. Als ich auf die Spötteleien hinwies, mit denen Friedrich der Große sich den Zorn der damals regierenden drei großen Damen zugezogen hatte, meinte der Fürst, das sei wohl eine hohenzollernsche Eigenschaft; auch König Friedrich Wilhelm IV., der sich sehr gern reden hörte, habe sich und uns damit Verlegenheiten bereitet. Ich erwähnte, daß auch bedeutende Staatsmänner von solcher Eigenschaft nicht immer frei gewesen seien; so habe der große Engländer Pitt selbst gestanden, daß es ihm leicht passiert sei, in seinen Parlamentsreden wichtige Dinge auszuplaudern. Der Fürst nickte mir zu: davon habe er auch gelesen.

Unter solcher Wechselrede verstrichen schnell die Stunden. Der Fürst forderte mich auf, die Nacht in Friedrichsruh zuzubringen. Als ich das Hindernis anführte, entließ er mich um Mitternacht, indem er mich umarmte und auf die Wange küßte. Auf der Fahrt ließen mich die Gedanken an manches Gesagte nicht einschlafen. Besonders eindrucksvoll erscheint mir immer die Natürlichkeit seiner Sprechweise. Er redet von den wichtigsten Dingen wie von Selbstverständlichkeiten, einfach und in ungesuchter Form und immer in Tatsachen. Philosophische Tiefsinnigkeit liegt ihm ganz fern, überhaupt alles Philosophische. In seinen Bemerkungen, auch in seinen öffentlichen Reden, erinnere ich mich nicht, dem Namen eines der großen deutschen Philosophen begegnet zu sein. Ich möchte bezweifeln, daß er je etwas von Kant gelesen hat, er, der doch in seiner freien Zeit ein großer Leser war und auf solche Weise Autodidakt.

Berlin, 29. Dezember. General von Erckert, der im russischen Heere gedient, einige wertvolle Sachen über den Kaukasus geschrieben hat und viel in der Gesellschaft verkehrt, ist über mancherlei vertrauliche Sachen gut unterrichtet. Er bezeichnete mir als merkwürdig, daß der Kriegsminister, der doch bis jetzt nichts von Belang in der Öffentlichkeit geleistet habe, wegen seines Auftretens — er hatte erklärt, daß er unter Umständen auf seiner Auffassung beharren und seinen Posten ohne Zögern zur Verfügung stellen würde — in der öffentlichen Meinung allein unter allen Ministern einen guten Ruf genieße. Das gäbe von der Unterwürfigkeit der anderen einen Begriff.

Ich frühstückte mit Legationsrat von Reichenau und General von

Engelbrecht im Kaiserhof. Ersterer ist ein sog. guter Kerl, anständig, fleißig, aber naiv; seine Versetzung von Rom nach Bukarest ist ihm wie ein Glas Wasser über den Kopf gekommen; statt als Rat an eine Botschaft wird er hinter den Gleichstehenden einer Gesandtschaft überwiesen. Er erzählte, daß er vor zwei Monaten in Friedrichsruh vorgesprochen habe. „Nun", meinte ich, „dann dürfen Sie sich nicht wundern, wenn Sie jetzt nach Dazien verschlagen werden." Engelbrecht, der mir etwas den Eindruck eines schlauen Levantiners machte, behauptete über die Intrigen, die ihn seinem Posten als Militärattaché in Rom gekostet, völlig aufgeklärt zu sein. Er bezeichnete Holstein als den Schuldigen. Die Stimmung beider über das Treiben im Amt war erbittert. Ils rongent le frein!

31. Dezember. Nach Weimar gestern zurückgekehrt, stellte ich am Jahresende meine üblichen Betrachtungen an. Das Jahr war für mich insofern ungünstig, als ich, vom April ab mit meinem Knie böse Tage verlebt habe. Die amtliche Tätigkeit war unerheblich, aber ich habe mir doch hier eine Stellung geschaffen, und der Hof bezeugt mir seine Achtung. Im übrigen habe ich mich bemüht, den politischen Ereignissen durch Zeitungen, Briefwechsel und persönlichen Verkehr zu folgen. Sie sind nicht erfreulicher Art. Der Höchste glaubt zu leiten. Die großen Reden verklingen, man legt ihnen geringe Bedeutung bei, die Zeitungen besprechen sie kaum, drucken sie zum Teil als Lokalereignis ab. Immerhin ist der Kaiser mächtig genug, durch Überraschungen die öffentliche Meinung aufzuregen. Das hält Minister v. Bötticher sogar für den natürlichen Zustand, unter den man sich einfach zu beugen habe, denn von dort komme auch das Gute. Ähnlich hat sich Stephan bei der Eröffnung der Hauptpost in Frankfurt neulich ausgesprochen. Und jetzt folgt ihm der neue Minister des Innern, von der Recke, in einer Abschiedsrede in Düsseldorf. Glauben diese Herren wirklich, was sie sagen, oder ist diese Sprache Berechnung im persönlichen Interesse? Wenn das erstere, dann kann man in ihre Menschenkenntnis nur geringes Vertrauen setzen. Mehr denn je ist das kommende Jahr ein Fragezeichen.

1896.

1. Januar. Der Großherzog und die Großherzogin empfingen heute ihre Hofstaaten und Minister, das diplomatische Corps nicht. Der Hof tut gegenwärtig wenig, und die Klagen über die herrschende Langeweile reißen nicht ab, während ich mich zum Laudator aufwerfe. Die Großherzogin rechnet den Tag über, so heißt es, und der Großherzog besucht alle Teeabende und spart. Ich habe nichts dagegen.

Vor einigen Tagen starb Graf Henckel-Donnersmarck, der letzte alte Freund des Großherzogs. Aber dieser will von traurigen Dingen nichts wissen, ähnlich wie Goethe; am Abend des Todestages besuchte er das Theater und lachte herzlich, was in der Gesellschaft schlechten Eindruck macht. Aber was will man? Der Graf gehört doch nicht zur Verwandtschaft, für die Hoftrauer angesagt wird.

Gar oft habe ich in meiner Beschäftigung Gelegenheit, mich über die Buntheit der staatlichen Gebilde aufzuhalten und selbst zu belustigen, die die deutsche Geschichte in Mitteldeutschland geschaffen. Die Verwaltung arbeitet immerhin erträglich. Aber ist es nicht lächerlich, wenn Leute drei und mehr Stunden laufen müssen, ehe sie ihr Amtsgericht oder ihren Landrat erreichen, wo der Nachbarstaat hart an der Grenze eine solche Behörde geschaffen hat? Wie viele Spitzenbeamte, Minister, Geheimräte müssen Ländchen von weniger als 100 000 Einwohnern anstellen und allerlei Büros einrichten, um den amtlichen Aufgaben gerecht zu werden. Wieweit mag die Enge der Verhältnisse die politische Denkweise der Bewohner beeinflußt haben? Im Umgange bemühe ich mich, alles zu vermeiden, was wie eine Geringschätzung aussehen und verstimmen könnte. Die Achtung, die mir entgegengebracht wird, macht mir die Sache leicht. Indessen Schein und Wirklichkeit sind doch oft klaffend.

14. Januar. Dieser Tage weilten wir in Rudolstadt, wo wir gegen Erwarten in Hofwagen vom Bahnhof nach dem Schlosse gebracht wurden, Es war ein sehr kalter Tag, und die Fremdenzimmer des alten Baues

in schlimmer Verfassung, zuerst fünf Grad Zimmerwärme! Die Vorstellung meiner Frau vollzog sich wie an großen Höfen, zunächst bei der Mutter, der Prinzessin Mathilde, die überaus langweilig war. Ihre Tochter Thekla kam später dazu, ein munteres, sich nach Freiheit sehnendes Wesen, durch die Verhältnisse zur Eheloſigkeit verurteilt. Dann erfolgte die Einführung bei der Fürstin, die, eine zarte Erscheinung, voll Lebenslust im Ausdruck des Auges, sich sehr natürlich gibt. Zum Essen erschien der Kronprätendent Sizzo von Leutenberg, eine große starke Erscheinung. Er sucht sich im Lande beliebt zu machen, aber vorerst sind seine Aussichten noch recht schwach. Der Landesfürst Günther war, gegen seinen Ruf, sehr aufgeräumt, und so verging der Abend in munterem Geplauder. Die Fürstin schwärmte für Reichtum. Es sollen die Verhältnisse des Hauses nicht sehr glänzend sein. Würde der Schein von Souveränität aufgegeben, so könnten sie in auskömmlichen Umständen leben.

Durch die Mitteilung an den Großherzog Karl Alexander, daß ich ihm Grüße vom Fürsten Bismarck zu überbringen hätte, habe ich eine gewisse Wirkung erzielt. Die Großherzogin redete mich heute bei dem diplomatischen Festmahl, das endlich zur Welt gebracht wurde, darauf an, und als ich ihr sagte, daß der Fürst wiederholt davon gesprochen, wie gnädig ihm die Herrschaften stets gewesen, erwiderte sie laut: „ja, wir sind dem alten Reichskanzler stets Freunde geblieben, was wäre 1870 ohne ihn geworden!“ Während des Essens unterhielt ich mich aus Anlaß der viel besprochenen Depesche des Kaisers an den Präsidenten Krüger mit der Großherzogin viel über Transvaal, das sie als Holländerin besonders gut kennt. Sie äußerte dann ihre Freude, daß ich im vorigen Jahr nicht, wie es eine Zeitlang schien, versetzt worden sei. Der Großherzog zeigte sich sehr betrübt, daß am 18. Januar, dem Jahrestag der Reichsgründung, so wenig deutsche Souveräne in Berlin erscheinen würden. Er scheine wohl der einzige zu sein und habe daher an Seine Majestät telegraphiert, ob er unter diesen Umständen nicht besser erst zum Geburtstag des Kaisers erscheinen solle. Er bedauerte sehr, daß Bismarck an dem Tage in Berlin fehle und fragte mich aus, ob nicht andere als Gesundheitsrücksichten ihn abhielten. An dem Abend spielte das diplomatische Corps — drei Mann hoch — die Hauptrolle, und die geladenen Minister wurden nicht weiter beachtet. Die ganze Sache wickelte sich in höchstens anderthalb Stunden ab, übrigens in großer Gala, Sammet und Seide. Die gute Minckwitz, Gattin des sächsischen Gesandten, weinte vor Rührung, wieder einmal ihre geliebte Großherzogin zu sprechen, und Frau Oberstin fühlte sich selig, Hofluft zu atmen.

Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich der Großherzog sehr wißbegierig wegen der neuen Flottenpläne der Reichsregierung, über die allerlei übertriebene Gerüchte herumgehen. Man hatte ihm geschrieben, daß der Kaiser sehr unwillig sei über die geringe Neigung, die sich im Reichstage zu einer Anleihe für Marinebauten zeige. Zur Strafe wolle Kaiser Wilhelm alle Schiffe von den Auslandsstationen heimberufen. Ich konnte mich nicht enthalten, den Großherzog zu fragen, wer damit bestraft werden solle?

In der Transvaalfrage hat sich gezeigt, wie auch in Deutschland die Presse in einer auswärtigen Frage einig sein kann. Und doch haben wir eine Torheit begangen. Das Telegramm des Kaisers an Krüger war, soweit es die fremde Hilfe ankündigte, ein bedenklicher Fehler und goß Öl ins Feuer. Die öffentliche Meinung in England wurde so erregt, daß Salisbury der Rückzug sehr erschwert wurde. Wieder hat die unbezwingliche Neigung des Kaisers, in die Trompete zu stoßen, die Lage verschärft. Aber so stark bewegt war die Stimmung in Deutschland gegen das „perfide" englische Vorgehen, daß jenes Telegramm allgemein in Deutschland gebilligt wurde. Fast allein die Hardensche „Zukunft" wies auf die Bloßstellung der kaiserlichen Person hin. So geschah es, daß der Kaiser, der doch so viel auf England und seine Presse gibt, dort als „crazy emperor" geschildert wurde. Was wird nun aus der Reise nach Cowes werden?

19. Januar. Bei heftigem Schneesturm folgten wir einer Einladung zum Hofball in Gotha, zu dem, wie die naserümpfenden, frischgebackenen Kammerherren versicherten, alles bis zu dem geringsten Hoflieferanten geladen war. Es gab einige seltsame Fräcke und Kleider zu sehen. Die anmutige Prinzessin Ratibor zuckte denn auch die Achseln. Der Bräutigam Prinz Hohenlohe und seine von Liebessehnsucht ganz mager gewordene, aber trotzdem graziöse Prinzessin Alexandra benahmen sich wie ein sonst nur in Romanen geschildertes Liebespaar. Es war schwer, dabei kühl zu bleiben. Aber vor der Hochzeit will die Großmama (Königin Victoria) erst noch ihr Enkelkind in Windsor sehen. Die zwölfjährige Prinzessin Beatrice — die Gothaer sprechen sie zum Entsetzen der Mutter Beatritsche aus — tanzte mit allen Offizieren, ein frühreifes Ding mit überraschend schlagfertigen Antworten. „Es ist gut" sagte mir die Herzogin, „daß sie früh anfängt, ich habe vor Angst geweint, als man mich auf den ersten Ball schickte." Da ich nicht ewig zuschauen konnte, spielte ich mit dem Herzogspaar Whist, wobei Seine Königliche Hoheit jeden nach seiner

Auffassung begangenen Fehler ausführlich hervorhob. Da auch das Ehegemahl sein Teil abbekam, nahm ich den Vorwurf ruhig hin. Der Herzog war nicht sehr erbaut von der Art, wie die Feier des 18. Januar in Berlin begangen werden sollte! Er bemängelte das Bild, das Menzel von der Feier malen solle, Seine Majestät ganz allein mit seinen Untertanen. Dann klagte der Herzog aber doch über die großen Unkosten einer Berliner Reise. Jeder diensttuende Soldat im Schloß erhalte 20 Mark und erst die Großkreuze! Das nächste Mal ziehe er ins Hotel Bristol! Ein Aufenthalt in Berlin koste ihm ebensoviel wie der heutige Ball! Über die brennende Frage Transvaal mochte ich den Halbengländer nicht sprechen. Dagegen klagte er über die Starrköpfigkeit seiner Koburger, die sich mit Gotha nicht verständigen wollten. Er tröstete sich, daß die Rücksicht auf ihre Börse sie schließlich zur Nachgiebigkeit zwingen werde. Die Art des Herzogs ist eine Mischung von Gemütlichkeit und Bauernschlauheit, in den gesellschaftlichen Formen macht sich die englische Schwerfälligkeit bemerkbar. Die Herzogin zeigt sich leicht nervös vor größerer Ansammlung, sie verbirgt aber gut ihren Stolz und bemüht sich, liebenswürdig zu sein. Die Unterhaltung muß von der anderen Seite angeregt werden. Ich sollte vortanzen, aber mein infolge der schweren Goldstickerei schrecklich unbehilflicher Galarock schützte mich, und so gab ich — der vermittelnde Kammerherr schauderte zuerst — der hübschen Braut einen Korb, für den ich dann demütig um Verzeihung bat.

Am 18. erschien der Großherzog Karl Alexander nach vorheriger Ansage bei uns, um sein Herz auszuschütten. Er zeigte sich auffallend beflissen, seinen deutschen Sinn zu bekunden. Es tue ihm so sehr leid, an solchem Tage nicht in Berlin zu sein, aber allein wäre es nicht angängig gewesen. Man habe in Berlin wohl nicht richtig gehandelt. Wer das Versehen begangen, bleibe dahingestellt. Er und die Großherzöge von Baden und Oldenburg hätten jedenfalls nach Berlin gehört, da sie 1871 bereits als regierende Fürsten in Versailles mitgewirkt hätten. Der Kaiser habe auch begriffen, daß der Großherzog von Sachsen allein zu der Feier nicht hätte kommen können und habe ihn nun zu seinem Geburtstage (27. Januar) eingeladen. Dann erzählte er mir, daß der Kaiser einen neuen Orden gestiftet und der Großherzogin verliehen habe. Er berichtete es geschäftsmäßig; es schien ihm nicht zu gefallen, daß er den Orden nicht bekommen, auch die Inschrift „Wirke im Andenken an Kaiser Wilhelm den Großen“ paßte ihm nicht. Ich konnte nicht ersehen, ob speziell die Benennung der „Große“ ihm nicht behagte. Nach längerer

Unterhaltung über die politischen Verhältnisse, bei der ich wieder die aus seiner russischen Vorliebe sich erklärende Abneigung gegen England feststellte, äußerte er sich mit ungewöhnlicher Herzlichkeit über meine Tätigkeit. Er wolle keinen anderen Gesandten haben: „Sie sind ein Freund von Weimar, ich weiß es, Sie haben Proben Ihrer Freundschaft gegeben, bewahren Sie sie uns und bleiben Sie uns noch recht lange erhalten." Er drückte mir wiederholt kräftig die Hand, und als ich ihn die Treppe hinunter begleiten wollte, wehrte er energisch ab: „Sie dürfen sich nicht erkälten, ich will einen gesunden Gesandten haben".

Am selben Tage sah ich noch Prinzessin Reuß; sie schilderte mir mit großer Wärme, wie gut ihre Eltern immer von mir sprächen. Es wäre ja schrecklich, wenn ich schon wieder von hier fortkommen sollte. Ob ich mich von Weimar fortsehne? Ich hätte hier in Weimar günstig gewirkt, auch von allen anderen höre sie ähnliches. Den Anlaß zu diesen Ergüssen scheint ein Schritt des jungen Grafen Henckel gegeben zu haben, der jetzt die Orden seines verstorbenen Vaters dem Großherzog überreicht hat. Er hatte Palézieux gebeten, seine Kandidatur für den hiesigen Gesandtenposten bei dem Großherzog zu unterstützen. Man habe ihm in Berlin gesagt, im Frühjahr würde der hiesige Posten frei werden, und seine Bewerbung würde in Berlin günstig aufgenommen. Als nun aber Palézieux dem Großherzog davon sprach, lehnte dieser energisch ab: er wolle einen intelligenten Gesandten, Henckel sei beschränkt, er wolle ihn nicht, „je le refuserais". Er duze ihn als Sohn seines alten Freundes, das passe aber nicht für einen Gesandten usw. So ist der alte Herr mir gegenüber aus einem zuerst Abgeneigten zu einem Gleichgültigen und schließlich zu einem Wohlwollenden geworden.

Den Abend des 18. verbrachte ich bei einem Kommerse im Stadthaus in der schrecklichsten Luft, in der ich je geatmet. Die Redner waren sehr begeistert und meinten es sicher sehr aufrichtig. Das Wort „deutsch" (Treue, Kraft, Schläge, Frauen, Gemüt) kam öfters vor als die Artikel. Ein seltsamer Genuß diese Kommerse, ich zahle gern meinen Beitrag, aber der Rest ist Schweigen.

21. Januar. Sehr herzliches Danktelegramm des Kaisers an den Großherzog aus Anlaß des 18. Januar, dazu Verleihung des Wilhelmordens an die Gattin, des Schwarzen Adlerordens an den Erbgroßherzog: das ist viel auf einmal. Es entsprang einer guten Absicht, nämlich das Verhalten des Großherzogs in der Besuchsfrage anzuerkennen, und so hat letzterer sich wirklich sehr gefreut, namentlich über den höchsten deutschen

Orden des Enkels. Der Kaiser war sichtlich in großer Gebelaune. Der Erbgroßherzog ist erst 19 Jahre alt und auch sonst sehr jung. Der Kaiser überraschte ihn in Berlin am 18. früh, indem er dem jungen Mann sagte: „ich lege Dir den Schwarzen Adlerorden zu Füßen". Dieser Stil mag freundschaftlich sein, scheint mir aber nicht recht kaiserlich.

Man hat die Anwesenheit der deutschen Fürsten in Berlin am 18. Januar in der Tat allgemein erwartet, war aber im Zweifel über den rechten Weg der Anregung, und darüber ging die beste Zeit hin. So haben schließlich der Großherzog von Baden und der König von Württemberg, ebenso wie der König von Sachsen über ihre Zeit verfügt. Die zuständigen Berliner Berater klagen sich jetzt gegenseitig der Ungeschicklichkeit an.

Fürst Bismarck war im allgemeinen mit unserer Behandlung der Transvaalfrage einverstanden, doch fand er, daß das Telegramm an Präsident Krüger anders hätte stilisiert und von Hohenlohe unterzeichnet sein müssen. In der Hauptsache war das auch meine Auffassung.

23. Januar. Vorgestern waren wir bei der Erbgroßherzogin zum ersten Mal zu Tische geladen. Sie hat uns bis jetzt beiseite gelassen, und Jemand sagte mir, sie sei trotz ihrer kleinen Verhältnisse hochmütig. Doch ist es vielleicht wirklich nur Scheu vor neuen Gesichtern. Denn sie gab sich die größte Mühe, verbindlich zu sein. Sie ist sehr korpulent geworden, und es war ergötzlich, als sie mir die Folgen eines Glases Bier erzählte. Sie liest viel und hat ein gesundes Urteil vom Gelesenen. Die Unterhaltung macht sich leicht, nur darf sie nicht in die Tiefe gehen. Ihre Staatsdame, Gräfin Bothmer, läßt mit ihrer strengen Grandezza einen lachen. Ein Fremder würde der Dame, die eine geborene Jochmus ist, in ihrer vornehmen Gemessenheit sicherlich ein Dutzend Ahnen geben.

Gestern war ich in Sondershausen zu dem üblichen Festmahl eingeladen. Vom Bahnhof führte uns allein zur Überraschung der übrigen von Erfurt mitgekommenen Gäste ein Hofwagen nach dem Schloß. Der gutmütige Fürst interessiert sich eigentlich nur für Jagd und neuerdings für die elektrische Beleuchtung des Schlosses, auf die er immer wieder zurückkam. Den Pferdesport hat er eingestellt. Die Fürstin eine, Altenburger Hoheit, ist lebhaft und sehr gesprächig, auch unterrichtet. Es war der Fehler begangen, daß ich links von ihr saß und der Divisions-Kommandeur aus Erfurt rechts, was dessen Schmerz wegen des Abholens milderte, mich aber zu einer freundlichen Belehrung des für die

Tischordnung verantwortlichen Hofmarschalls veranlaßte. Ich sagte ihm mit verbindlicher Deutlichkeit, daß ich innerhalb meines Bezirkes als preußischer Vertreter allen Preußen vorgehe. Das ganze Leben der Herrschaften richtet sich jetzt nach den Brunstzeiten der Waldbewohner, denn darnach verlegt Serenissimus seine Residenzen. Das Theater liegt dicht am Schloß und wird ganz vom Fürsten unterhalten, der damit seine Untertanen bei guter Laune hält. Der leitende Kammerherr von Neergaard ist ein liebenswürdiger Schwachkopf, der nicht genug von den 1500 Puppen in Montplaisir (bei Arnstadt) und dem dort angehäuften Porzellan zu erzählen wußte. Er bringt diese Dinge von einem Platz zum anderen und freut sich seines Werkes. Die Stadt ist ein stilles Örtchen, in dem man wohl auf die Länge das Gruseln lernen mag. Aber die Leute sagen, das Leben sei sehr gesellig.

In Weimar lernte ich gestern die Gräfin Werthern, Witwe unseres früheren Gesandten in München, kennen, die allgemein als ahnenstolz verschrien ist. Sehr gesprächig enthüllte sie mir gleich, wie sehr mich der Großherzog schätze. Er wolle Niemanden anders als Gesandten; er muß wohl an meine Versetzung denken.

Den Abend verbrachte ich bei Frau von Alten, einer guten, aber beschränkten Amerikanerin. Sie sah mich verwundert an, als ich im Gespräch die Monroe-Doktrin berührte. Der Gatte war so unzart, zu bemerken, ich könnte mich ebensogut nach dem Quebrachoholz erkundigen. Sie lese kaum Zeitungen, eine für eine Amerikanerin ungewöhnliche Tatsache. So gibt es jetzt fast täglich Zerstreuungen.

30. Januar. Am Vorabend von Kaisers Geburtstag gab ich das übliche große Abendfest, bei dem ich etwa 130 Personen versammelte, für die unser Raum recht knapp ist. In meiner Rede knüpfte ich an die zeitgemäße Erinnerung von Versailles an. Bei den Worten von den Helden, die ihr Herzblut für des Reiches Einigung hingegeben, blickte ich die Oberstin von Bessel an, die mir diesen Hinweis auf ihren vor Metz gefallenen Gatten nachher mit großer Innigkeit dankte. Vom Kaiser lobte ich sein Gedenken an die Männer von 1870 und ging dann zu seinen herzlichen Beziehungen zum Großherzog über, die typisch seien für das bundestreue Verhältnis zwischen den deutschen Fürsten. So konnte ich jede Verherrlichung des Kaisers vermeiden und doch allgemeine Zustimmung finden. Am Tage darauf zeigte sich der Hof ungemein beflissen. Die Großherzogin sandte ihre Glückwünsche durch Graf Wedel, die Erbgroßherzogin durch ihren Sohn und Gräfin Bothmer usw.

Ich kann mich jetzt nicht mehr über meine Beziehungen beklagen, sie sind nach jeder Richtung ausgezeichnet geworden.

Herbert Bismarck teilte Frau von Helldorff in Berlin mit, daß sich sein Vater über meinen Besuch sehr gefreut habe. Das ist ein Lob, daß ich bei dem in Anerkennung so sehr zurückhaltenden Fürsten hoch einschätze.

Philipp Eulenburg hat in Wien zwei Reden zum Geburtstag des Kaisers gehalten, von denen die eine in der „Köln. Ztg.", die andere in der „Nord. Allg. Ztg." veröffentlicht ist, die aber beide in Bewunderung das übliche Maß übersteigen. Sein unterwürfiges Verhalten wird von allen bestätigt, die ihn im Verkehr mit dem Monarchen beobachten.

Ich lese jetzt unter anderem das viel besprochene Buch „Rembrandt als Erzieher": eine Masse geistvoller Gedanken neben viel gezwungenen; erstaunlich ist die Belesenheit des unbekannten Verfassers. Daneben wirkt die Einleitung des Treitschkeschen Geschichtswerks ganz anders mächtig, eine geradezu einzige Vereinigung von Gedankenreichtum und prachtvoller Sprache.

11. Februar. Dieser Tage war Oberst von Palézieux im Gefolge des Großherzogs in Berlin, und der Kaiser lud ihn zum Glase Bier im kleinsten Kreise. Im Gespräch ergab sich, daß der Eifer des Monarchen in der Transvaalfrage sehr herabgestimmt ist. Er sieht sich in einer Sackgasse. Holstein und Dr. Kayser gestehen, daß wir nichts weiter tun könnten. Aber war das nicht vorauszusehen? Nun wird jetzt zum Begräbnis des verstorbenen Prinzen Battenberg Prinz Albrecht nach London entsandt, was eine übertriebene Aufmerksamkeit ist. Damit glaubt man die Engländer wieder freundlich zu stimmen.

Gestern speiste der Großherzog bei uns. Der alte Herr läßt sich jetzt soweit herab, meiner Frau die Hand zu küssen. Zuerst behandelte er sie so formell, daß er sie ihr kaum gab. Er brachte uns die Grüße der Großherzogin und hatte wieder viele freundliche Worte. Es gehört Geduld zum Umgang mit Fürsten.

Legationsrat a. D. von Tümpling, den ich seit 24 Jahren nicht gesehen, und der sich in Jena niedergelassen hat, suchte mich heute auf. Er fragte, ob wir es denn darauf anlegten, ungeeignete Botschafter zu ernennen, er wies auf Philipp Eulenburg, Saurma, Radolin hin. Auch er kennt die Treulosigkeit Holsteins und wußte, daß er hinter dem Rücken Arnims aus Paris nach Berlin Berichte über seinen Vorgesetzten geliefert hat, wie er es jetzt ähnlich von den jungen Legationssekretären verlange.

Neulich erörterte ich in Sondershausen mit Minister Petersen die Thronfolge in den beiden kinderlosen Häusern Schwarzburg. Ich hätte es in der Hand, die Entwicklung zu bestimmen, ob die Nachfolge an Sizzo oder an Mecklenburg übergehen solle. In Sondershausen würde man Sizzo vorziehen, um den Namen Schwarzburg zu erhalten. Zunächst will ich mich mit der Lage in Rudolstadt noch vertrauter machen. Ich gehe dabei von dem von Fürst Bismarck festgehaltenen Grundsatz aus, daß ein Zusammenfall zweier Bundesstaaten schon mit Rücksicht auf die dadurch im Bundesrat entstehenden Schwierigkeiten zu vermeiden sei. Für gefährlich würde ich gleichwohl diese Entwicklung nicht halten, denn die Folgen könnten durch eine bloße Personalunion leicht vermieden werden.

Das fünfzigjährige Dienstjubiläum des weimarischen Ministers von Groß gab Anlaß zu einem wohlgelungenen Fest mit einer Teilnahme, wie sie nur in einem kleinen Lande möglich ist, wo jeder den Minister persönlich kennt und seinen Wirkungskreis an sich selbst empfindet. Das kaiserliche Geschenk, das ich angeregt hatte, ein Bild des Kaisers, machte dem Jubilar besondere Freude. Das Festessen dauerte vier Stunden; bei schmetternder Posaunenmusik, großem Lärm und zuletzt einer Luft, die zum Schneiden war. Groß ist ein einsilbiger Herr, mit dem ich mich von Anfang an gut gestellt habe. Ich hatte ihm mal eine persönliche Vorladung eines Weimarer Gerichtes, weil gegen die internationale Übung verstoßend, freundschaftlich zurückgegeben, und das hat er mir besonders angerechnet.

25. Februar. Die letzten Sonntage habe ich zu Besuchen in Sondershausen und Rudolstadt benutzt, um mit den Ministern die Frage der Nachfolge Sizzos von Leutenberg in Fluß zu bringen. Bei den Fürsten brachte ich mich nur durch Empfehlungen in Erinnerung.

In Gotha wohnte ich der Beisetzung des dortigen Hofmarschalls, Prinzen Ratibor, bei. Der Herzog weinte wie ein Kind. Ein Sohn des Reichskanzlers, der sich an der Feierlichkeit beteiligte, und dem ich an der Tafel seines Vaters einmal begegnet war, schien zu glauben, ich würde mich um eine Annäherung bemühen. Ich tat ihm nicht den Gefallen.

Dieser Tage lud ich die gothaschen Minister zu Tisch ein, und sie kamen alle. Diese Neuerung wurde in Weimar als eine Erweiterung des Hofkreises sehr willkommen geheißen. Dabei fragte mich der Koburger Hausminister Ketelhodt, ob ich bei der demnächstigen Hochzeit in Koburg

anwesend sein würde. Ich antwortete, es sei üblich, daß bei förmlicher Anwesenheit Seiner Majestät im Geschäftsgebiet des Gesandten dieser stets mitgeladen würde.

Der Großherzog geht fast täglich abends in irgendeine Gesellschaft und bei dem vielbesuchten Fest der Thüringer Künstler war er beide Abende anwesend. Das macht ihn wohl volkstümlich, aber man findet doch auszusetzen, daß er sich nur einladen lasse. Er fragte mich bei einer solchen Gelegenheit, was ich von der Transvaalrede Marschalls im Reichstage hielte. Ich lobte die Geschicklichkeit, die Marschall unter den schwierigen Umständen gezeigt habe, und der Großherzog hat ihm darauf seine Glückwünsche übermittelt. Eine solche Anerkennung aus Weimar dürfte Marschall Wunder nehmen. Ich sammle glühende Kohlen auf sein Haupt.

Der Kaiser ist, wie mir vertraulich aus Berlin geschrieben wird, aus verschiedenen Anlässen sehr verstimmt, besonders auch durch die Abberufung des französischen Militärattachés de Grancey, die gegen seinen ausdrücklichen Wunsch erfolgt ist und die der französische Botschafter Herbette durchgesetzt hat. Diese Stimmung gab sich kund in der Unterlassung des seit vielen Jahren üblichen Rundgangs des Monarchen beim Subskriptionsball, ferner durch den Ausfall des einzigen Hofballs, obwohl der Oberhofmarschall ihn beschwor, dieses Fest stattfinden zu lassen. Die besorgte Kaiserin folgte ihrem Gatten nach Hubertusstock, und nach seiner Rückkehr hielt er vor dem Brandenburger Provinzialtage eine halb mystische Rede, an deren Schluß ziemlich unvermittelt die deutsche Frau gefeiert wurde. An Philipp Eulenburg schreibt der Kaiser Briefe, in denen er ihn um Hilfe und Rat bittet. Dieser scheint davon anderen zu erzählen, denn hier weiß Frau von Helldorff durch ihre mit dem Grafen eng befreundete Schwester Gerstenbergk genauere Einzelheiten mitzuteilen.

Gräfin Werthern geht zum ersten Male nach dem Tode ihres Gatten aus; nur zu uns, wie sie hervorhebt. Sie scheint engeren Anschluß an uns zu suchen. Sie kennt von München her Phili sehr genau und meint, er sei unwahr und verschlagen.

1. März. Wir besuchten dieser Tage Meiningen und gaben Karten bei Frau von Heldburg ab, worauf sofort eine Einladung zur Tafel erfolgte. Darüber schüttelt wohl mancher Höfling den Kopf. Die herzogliche morganatische Ehe wird nämlich in Berlin mit scheelen Augen angesehen, und es wurde, als vor Jahren der Kaiser in Meiningen einen

Besuch beabsichtigte, angedeutet, daß Frau von Heldburg sich dabei fern halten möchte. Auf dieses Verlangen hat der Herzog eine deutliche Antwort gegeben, indem er sich auf Reisen begab. Seitdem besteht auffallende Kühle zwischen den beiden hohen Persönlichkeiten, und die Folge war, daß der preußische Gesandte seine Frau in Meiningen nicht mehr vorstellte. Ich habe nun die Absicht, dieses gestörte Verhältnis zwischen dem Kaiser und einem Landesfürsten in Ordnung zu bringen, und daher mein Verfahren, für das der Herzog Verständnis zu haben schien. Dieser sprach mir besonders von der Brotteroderbahn, in deren Behandlung er fast schon eine preußische Vergewaltigung erblickt. Leider scheint die Art seines Ministers von Heim nicht zum Frieden beizutragen, wenn er auch mir gegenüber sich äußerlich verbindlich gebärdet. Gleich nach meiner Rückkehr nach Weimar las ich in den Zeitungen, daß am Tage meiner Abreise dem Meiningschen Landtage in Hinblick auf den Mangel männlicher Nachkommenschaft in der Ehe des Erbprinzen eine Vorlage über die Erbfolge gemacht worden war. Von meinen näheren Bekannten in Meiningen hatte niemand davon gewußt. Es ist nun gerade jetzt, wo solche Fragen bei uns wieder eine Rolle spielen, von Interesse, wenn hier, sozusagen autonom, die Frage der Ebenbürtigkeit praktisch zu lösen versucht wird. Die Angelegenheit wird ohne Zweifel weitere Kreise ziehen.

Ich fand in Meiningen den mir bekannten Schriftsteller Paul Lindau als Theaterintendanten wieder. Er schwur mir, daß Gesandter von Schlözer an den Kladderadatschangriffen beteiligt gewesen sei, er selbst sei einmal Zeuge einer Besprechung gewesen. Lindau kennt Holstein näher und hält ihn, wohl auf Schilderungen seines Bruders, des früheren Mitarbeiters Holsteins, für eine höchst bedenkliche Persönlichkeit. Ich wohnte in Meiningen der Erstaufführung von Lindaus „Die Erste" bei, einem dramatischen Stoff, aber in der Bearbeitung eine Folter für die Nerven des Publikums, dann wieder im Schluß versöhnend, „aus Geschäftsgründen", wie Lindau in Selbstverhöhnung äußerte.

Palézieux bemerkte neulich, daß, seitdem ich in Weimar sei, der Großherzog eine erheblich andere Meinung von der Gesandtschaft und ihrer Aufgabe gewonnen habe. Er fühle „preußischer" (warum nicht deutscher, dachte ich), und der Gesellschaft ginge es ebenso. Daß mein Vorgänger nach kurzem Aufenthalt direkt um das Sächsische Großkreuz für sich gebeten habe, hätte einen äußerst schlechten Eindruck gemacht, und der Großherzog habe ihn nicht nach der Wartburg einladen wollen: „Je ne veux plus de cet ignorant!" Der Gesandte hätte ihm nie auf seine Fragen Antwort zu geben gewußt.

9. März. Ich habe wieder in Rudolstadt und Sondershausen vorgesprochen, um die spätere Vereinigung der Fürstentümer mit den nötigen Einschränkungen zu versehen. Petersen wußte nicht recht, wie die Sache zu fingern und sein hartnäckiger Fürst zu überzeugen sei. Immer wiederholte er: „aber der Zusammenfall ist doch ein unbestreitbares Grundrecht". „Ja", sagte ich endlich ungeduldig, „das bezweifelt ja auch niemand, aber man kann doch auch unzweifelhafte Rechte umbilden". Der Rudolstädter Minister von Stark dachte vor allem an die zu gewinnenden Schätze Sondershausens.

Sondershausen ist sehr kleinstädtisch, die Umgegend aber anmutig. Minister Petersen und ich wanderten nach dem Bismarckturm, wurden von einem heftigen Schneesturm überfallen und gingen eilig über den Possen nach Hohenebra. Das Leben des Hofes ist von unglaublicher Einförmigkeit, der Fürst kennt nichts als die Jagd, besucht keine Gesellschaft als den Kasinoball, geht um 10 Uhr zu Bett und freut sich auf den ersten Auerhahn. Viel lustiger scheint es auch bei dem Rudolstädter Hof nicht zuzugehen, zumal es hier an Mitteln fehlt. Man weiß nicht recht, wie man sich demnächst bei der Einweihung des Kyffhäuser-Denkmals gegenüber den zahlreichen Gästen verhalten soll.

Ich fordere in einem Berichte nach Berlin auf, den meiningenschen Minister von Heim wegen seiner neuesten Rede (die Lippesche Thronstreitigkeit würde vom Schiedsgericht zugunsten der Biesterfelder gelöst werden) im Bundesrat zu korrigieren. Eine solche öffentliche Erklärung sei lite pendente nicht zulässig. Heim ist übrigens, wie ich sehe, bei allen thüringenschen Ministern reichlich unbeliebt.

25. März. Die letzten acht Tage verweilte ich in Berlin. Der Reichskanzler sprach mir bei einem Besuche gleich von der Reise des Kaisers nach Neapel. Er gebrauchte den Ausdruck „Studentenreise", und diese Bezeichnung hörte ich so oft, daß sie wie ein mot d'ordre der Gesellschaft klingt. Der Kaiser sei ihm dankbar dafür, daß er sich der Reise nicht widersetzt habe; es hätte ja auch nichts genutzt, fügte Hohenlohe gleich hinzu, der Kaiser wisse zwar, daß man im Publikum diese Reisen abfällig beurteile, aber das hielte ihn nicht ab. Er zeigte mir das Programm der Reise, die wie ein wirklicher Mittelmeerbummel aussieht. Dann kam der Fürst auf die Schwarzburger Erbfolgefrage zu sprechen, bei der er selbst den Vortrag beim Kaiser gehalten hatte. Aber er schien der Sache doch nicht recht Herr zu sein, was bei dem verwickelten Gegenstand nicht auffallend ist. Zu meinem letzten amtlichen Bericht hatte der Kaiser

am Rande bemerkt, er glaube, daß Stolberg gute Rechte auf Schwarzburg habe. Kurz zuvor aber waren mir amtlich dessen Ansprüche als nicht berücksichtigenswert bezeichnet worden. Übrigens ist Hohenlohe für eine möglichst weitherzige Auslegung der Ebenbürtigkeit; diese Auffassung hängt mit eigenen Familieninteressen zusammen. Auch Hohenlohe bezeichnete mir die lippesche Erbfolgefrage als höchst widerwärtig. Es soll nun ein Austrägalgericht geschaffen werden aus Richtern von Beruf, an deren Spitze ein Fürst (Baden oder Sachsen) stehen würde; denn einem ordentlichen Gericht wollten sich die Landesherren nun einmal nicht unterwerfen.

Die Nichteinladung der deutschen Fürsten zur Erinnerung an den Versailler Kaisertag ist einer falschen Behandlung der Sache zuzuschreiben. Der Reichskanzler erzählte mir, Seine Majestät habe den General von Lindequist in Stuttgart mit der Besprechung beauftragt, und dort wäre die Sache gleich auf eine falsche Bahn geraten. „Das kommt davon", meinte Hohenlohe, „wenn man den gegebenen Weg durch den Gesandten verläßt und sich an die Militärs wendet".

Der Vorsteher des Zentralbüros des Auswärtigen Amts erzählt mir, wie in den letzten Wochen eine Denkschrift Holsteins das Amt lebhaft beschäftigt habe, die darauf hinausging, die europäischen Großmächte gegen England zu vereinigen. Daß so etwas im Plane gewesen, konnte ich auch aus einer Bemerkung Miquels schließen. So phantastisch dieser Gedanke mir schien, halte ich ihn doch insofern glaubhaft, als ich Holstein zutraue, selbst eine solche Politik, die die ganze Vergangenheit umkehrt, vorzuschlagen. Von Zeit zu Zeit sucht dieser merkwürdige Geist, den weniger erfinderischen Chefs seine besondere Eignung für die große Politik mit derartigen plötzlichen Einfällen zu beweisen. Da werden dann allerlei Noten an die Botschafter geschrieben, und schließlich kommt das heraus, was Schiemann „papierne Politik" getauft hat. Hoffentlich vollzieht sich das neue Unternehmen in den Wänden des Auswärtigen Amts, und England erfährt nichts davon. Schade, daß ich erst Kenntnis erhielt, nachdem ich Hohenlohe bereits gesprochen. Soweit halte ich diesen aber doch für erfahren, um hier zurückzuhalten. Sogar dem alten Bürochef Mechler schien der Fall nicht geheuer.

Ich meldete dem Kaiser meine Anwesenheit durch August Eulenburg, ohne um eine Audienz nachzusuchen, dagegen erbat ich eine Vorstellung bei der Kaiserin Friedrich, die sich in der Form sehr liebenswürdig gab, aber in der Unterhaltung Verlegenheit zeigte. Außer einigen Familienangelegenheiten der weimarschen und koburgschen Herrschaften wurde

nichts von Belang berührt. Vorher hatte ich mit ihrem ersten Hofbeamten, dem Grafen Seckendorff, ein längeres Gespräch. Er meinte, daß der Kaiser vor seiner Mutter gehörigen Respekt habe, ihr aber ausweiche. Die Kaiserin Friedrich suche keinen Einfluß, zumal die regierende Kaiserin leicht empfindlich werde. Der Graf, der eine starke Vorliebe für England zeigt und viel auf der englischen Botschaft verkehrt, erzählte, der Botschafter Lascelles könne sich kaum der Liebenswürdigkeiten des Kaisers erwehren, der ihn häufig aufsucht, jetzt einen „Cup" für die Regatta in Cowes gestiftet hat und nach wie vor an der Reise nach England festhält.

Ich erneuerte meine Beziehungen zu Graf Guido Henckel von Donnersmarck, der mir von seinem letzten Besuch in Friedrichsruh erzählte. Eine Bemerkung war mir dabei von besonderem Interesse: Der Fürst habe nicht gedacht, daß man seine Schöpfung, den Dreibund, als ein Definitivum ansehe; er sei bestimmt gewesen, Rußland zur Vernunft und zur Achtung unserer Stellung zu bringen. Nun das aber erreicht sei, lägen die Dinge anders. Diese Auffassung stimmt aber m. E. mit dem ursprünglichen Plane des Fürsten nicht überein, dem Bund mit Österreich-Ungarn einen verfassungsmäßigen Charakter zu geben. Henckel erzählte weiter, der Fürst habe ihn einst zum Finanzminister machen wollen, er habe aber erwidert, daß er wohl der Sekretär des Fürsten, nie aber sein Kollege sein wolle, sonst wäre der Friede bald aus. „Sie kennen ja den alten Herrn." Über das Auswärtige Amt und seine Insassen ist Henckel gut unterrichtet: ich würde wohl, meinte er, keine leichte Stellung haben. Der Graf genießt den Ruf, in der hohen Aristokratie der gescheuteste Mann zu sein, wohl weil er wirtschaftlich es zu großen Erfolgen gebracht hat und ein schwerreicher Mann ist. Als Politiker hält er sich zurück. Die Unterhaltung mit ihm ist durch seinen Sprachfehler etwas behindert; er äußert sich in kurzen, aber wohl überlegten Sätzen.

Ich frühstückte in Potsdam beim Herzogpaar Johann Albrecht von Mecklenburg. Beide interessieren sich ungemein für alle öffentlichen Vorgänge, und ich stand einem Kreuzfeuer von Fragen gegenüber. Beide möchten eine Rolle spielen, die nicht bloß dekorativ ist. Wenn ich die Reihe der Prinzen vor meinen Augen vorübergehen lasse, möchte ich diesen beiden eine Berechtigung zu ihren Wünschen nicht absprechen.

Dr. Kayser fand ich sehr niedergedrückt durch die Verhandlung des Reichstags über den Fall des Dr. Peters. Er soll am ersten Tage so den Kopf verloren haben, daß er Unsinn zu reden anfing; das Stenogramm ist stark umgearbeitet. Am zweiten Tage ließ Kayser seinen Freund Peters fallen. Das Material soll den Sozialisten durch die Freunde des

Prinzen Arenberg, der seine Präsidentenstelle im Kolonialverein an Peters hätte abtreten müssen, zugesteckt sein. Während dieser Tage hat die Sozialdemokratie den Reichstag geradezu beherrscht. Hohenlohe und Marschall taten, als ob sie die Sache nichts anginge.

30. März. Das gesellige Leben in Weimar fängt nachgerade an, langweilig zu werden. Kürzlich las der Leiter der Bibliothek, von Bojanowski, auf einem Abendtee eine Aufzeichnung über den Aufenthalt des französischen Emigranten Mounier in Weimar vor, eine volle Stunde lang. Es war zum Auswachsen! Ich dachte an das Lustspiel „Le monde où l'on s'ennuie" und an den General, der plötzlich laut schnarchte. Und dieser Tage wurde beim Minister von Groß ein Einakter von Freitag-Loringhofen durch dessen Familie aufgeführt: eine elegante Baronin heiratet den Sohn einer Näherin, ein Gegenstand, der nicht auf den anwesenden Großherzog berechnet war, im ganzen ein triviales Machwerk, das man nun natürlich loben und beklatschen mußte. Ich bin gewöhnlich an solchen Abenden der einzige Herr, mit dem der Großherzog sich länger unterhält, weil, wie er sagte, ich ihm nicht Geschichten sondern Geschichte erzähle. Zumeist macht er den Damen den Hof. Diesmal sagte er mir, er hätte sich schon besser unterhalten.

Ich erwähnte schon öfters, daß der Großherzog stark russisch gerichtet sei; neulich fragte er mich, ob denn bei der russischen Krönungsfeier, zu der er eingeladen sei, nicht etwas Politisches mit Rußland abgemacht werden würde. Er dachte an die Dardanellen. Ich antwortete, daß bei dem hohen Feste die Russen wohl an anderes zu denken hätten. Er beabsichtigt mit der Mitnahme seines Enkels, des Erbgroßherzogs, eine Annäherung an eine der Großfürstinnen, man spricht von der Tochter Wladimirs. Ebenso wie er Rußland achtet, bemängelt er England und seine Königin.

3. April. Reuß und Gattin speisten bei uns. Es ist richtig, daß der Großherzog sich innerlich mit dieser Ehe noch nicht abgefunden hat. Er behandelt den Prinzen als Halbfremden. Er sagt z. B. „mon gendre", womit der Herzog Johann Albrecht gemeint ist, „et le Prince Reuß". Er lud die Prinzessin für die Kaisertage auf die Wartburg ein, ihren Gatten aber nicht, und es kam zu einem Auftritt zwischen ihr und dem Vater. Darauf unterblieb auch ihre Einladung. Reuß benimmt sich sehr zurückhaltend und behandelt den Schwiegervater ganz als Großherzog. Das Prinzenpaar lebt in verhältnismäßig engen Verhältnissen. Jede Tochter

erhält von den Eltern einen jährlichen Zuschuß von nur 50 000 Mark. Da der Prinz außer seinem Ruhegehalt nur ein geringes Einkommen genießt, heißt es sparen.

Von Fürst Bismarck erhielt ich auf meinen Geburtstagswunsch einen kurzen herzlichen Dank. Seine letzte Rede an die Hamburger Gratulanten entbehrte des Schwunges, ist sogar schwerfällig. Freilich, bei 81 Jahren, und, wie ich höre, ohne Vorbereitung gehalten, ist auch eine Rede von solcher Stelle nachsichtig zu beurteilen.

16. April. Gestern waren Herzog Johann Albrechts bei uns zu Tisch im kleinsten Kreise, wie sie es selbst wünschten. Sie interessierte sich diesmal besonders für die Art und Weise, wie unsere Kolonialpolitik entstanden sei. Beide zeigen jedenfalls Gefühl und Verständnis für unsere vaterländische Entwicklung. Der Herzog empfindet die Schranken seiner Blaublütigkeit, er wollte früher in den diplomatischen Dienst treten, doch stellte Bismarck die Bedingung der Aufgabe von Ansprüchen aus seiner prinzlichen Eigenschaft, worauf der Herzog zögerte. Beide haben aber nicht genug Erfahrung, um nicht fremden Einflüssen leicht zu unterliegen. So ist der Herzog im Falle Peters einer Selbsttäuschung verfallen. Jedenfalls ist anzuerkennen, daß er etwas für sein Land leisten möchte.

Der hiesige russische Vertreter Höltzke klagt mir, daß der Erbgroßherzog nicht französisch sprechen könne und nicht lernen wolle. Wie solle das jetzt in Moskau werden? Als Gegenwirkung gegen die Französelei des Hofes gefällt mir diese Abneigung; freilich ohne solche Kenntnis wird er im Ausland schwer auskommen. Auch der Altenburger Prinz will nicht französisch lernen. Wie sich die Generation ändert! Der Großherzog unterhält sich noch immer mit Vorliebe französisch, doch nie mit mir. Ich habe es in Weimar erst eingeführt, daß, selbst wenn der Großherzog bei mir speist, die Speisekarte deutsch gefaßt ist. Diese Neuerung hat in Weimar schnell Schule gemacht.

Wenn man der Reise des Kaisers durch Italien, namentlich jetzt durch Venedig folgt, und von dem Spektakel in Wien liest, so wird einem wahrlich bange. Der Kaiser bringt an der Tafel ein „Eljen" aus; an Goluchowski, der vor vierzehn Tagen in Berlin das Großkreuz des Roten Adlerordens erhalten hat, gibt er jetzt den Schwarzen Adler; von dem österreichischen Kaiser spricht er in einer Tischrede als von der „herrlichen Gestalt" seines Verbündeten, kurz es sind Überschwenglichkeiten, die jeder fühlt. Unsere Presse schwelgt zu nicht geringem Teile in byzantinischen Lobhudeleien. Wäre nicht das Duell Kotze-Schrader, das mit

seinen Nebenumständen häßliche Betrachtungen weckt, man könnte glauben, wir lebten in der glückseligsten aller Welten.

27. April. Vom 17. bis 21. weilten wir in Koburg als Gäste des Herzogs bei der Hochzeitsfeier seiner Tochter Alexandra mit dem Erbprinzen Ernst Hohenlohe-Langenburg. Schöns erstes Auftreten als Hofmarschall war erträglich, namentlich war der Hochzeitszug gelungen. Der Weimarer Graf Wedel fand freilich das Rauchen an der Marschalltafel außer allem Spaß. Das Einschreiben bei den Fürstlichkeiten und der Austausch von Besuchskarten durch das Gefolge nahmen die ersten Stunden des Aufenthalts in Anspruch. Beim Ball am 18. bot sich Gelegenheit, die Fürstlichkeiten kennen zu lernen. Das regierende Herzogspaar war wie immer liebenswürdig, aber natürlich war die Unterhaltung oberflächlich. Der Herzog äußerte mir zuletzt eine Reihe Wünsche wegen Verbesserung der Eisenbahnen und wegen der zu verteilenden Orden (namentlich auch für seinen englischen Sekretär Bambridge). Von den drei jungen Prinzessinnen Koburg ist die eine schöner wie die andere, die rumänische vielleicht die anmutigste, aber auffallend zart. Der Großherzog von Hessen war wie immer lebhaft und tanzlustig, aber sehr jugendlich in seinem Gehabe und nicht wenig eingebildet. Der Kronprinz von Rumänien ermangelt der fürstlichen Würde, fällt auf durch den Mangel an Stirn, eine krumme Nase und schlechte Haltung. Die Großfürstin Wladimir, eine noch immer sehr stattliche Frau, wie einst in Narwa, nahm freundlich die Grüße entgegen, die ich ihr von ihrem Bruder Herzog Johann Albrecht überbrachte. Am 19. kamen nachmittags Kaiser und Kaiserin an. Der Monarch teilte mir sogleich am Bahnhof mit, daß er eben mein Urlaubsgesuch genehmigt, er hoffe mich in Wiesbaden zu sehen. An zwei Abenden gab es langweilige Theatervorstellungen mit noch langweiligeren Pausen in den Wandelhallen, wo sich die Herrschaften vor dem Publikum wenig sehen ließen. Am 20. hatte ich nach dem Festmahl Gelegenheit, von der Kaiserin mit einer längeren Ansprache beehrt zu werden. Sie erzählte von ihrem Aufenthalt und ihrer Verlobung in Gotha. Da ihr Oberhofmeister von Mirbach nicht aufzufinden war, mußte ich ihr die anwesenden Gäste vorstellen, die ich zum Teil selbst nicht kannte. Es kam dabei zu einigen Zwischenfällen, bei denen es mir schwer wurde, ernst zu bleiben. Am 21. reiste ich im Gefolge des Kaisers im Sonderzug nach Meiningen. Ich hatte hier auf Bitten der Tochter des Herzogs, Prinzessin Marie, eine Begegnung mit dem Kaiser vermittelt. Er empfing sie in seinem Salonwagen stehend, im

Jagdanzug, aber nur für fünf Minuten. Ich war herausgetreten und konnte die Szene von außen beobachten. Ich hatte nicht den Eindruck, daß die Begegnung den bestehenden Groll zwischen den zwei Häusern beseitigt hätte.

Wie ich nachträglich von einem der Beteiligten höre, ging der Aufenthalt des Kaisers in Koburg nicht ohne Zwischenfälle vor sich! Er muß mit schlimmen Nachrichten angekommen sein, oder solche von dem in Koburg plötzlich aus Berlin eingetroffenen Kabinettschef Lucanus erhalten haben. Seine Laune war schlecht, und er ließ sie die anderen fühlen. Die sonst wohlgesinnte Großfürstin Wladimir redete er an der Tafel an, und als sie nicht zu hören schien, korrigierte er sie: wenn er mit ihr rede, solle sie aufpassen. Sie drehte ihm den Rücken, und nun suchte er den Vorfall gut zu machen. Der Herzog war unwillig, daß der Kaiser sich benahm, als wäre er Herr im Hause. Man fand ihn nicht sympathisch, worüber die anwesenden Engländer, darunter der Herzog von York, ihre stille Freude bezeugten. Unterwegs fand ich den Kaiser nachdenklich. Er sprach viel über die Duellfrage, die aus Anlaß verschiedener, zum Teil tödlich verlaufener Vorfälle damals die Öffentlichkeit stark beschäftigte, kam auf den Übergang der Werrabahn in preußischen Besitz, den ich vermittelt hatte, zu sprechen, und las uns mehrere Berichte des Botschafters Münster lobend vor.

Vom 21. bis 25. April brachte ich die Tage als Gast des Großherzogs auf der Wartburg zu, wobei ich Gelegenheit hatte, viel mit der Tochter Herzogin Johann Albrecht zu sprechen, die mir klagte, sie habe in Potsdam keine Gelegenheit, sich mit einem Politiker auszusprechen. Während dieser Tage habe ich mir, natürlich mit vorsichtiger Auswahl des Themas, häufig die Freiheit genommen, die Unterhaltung einzuleiten, um damit über allzu lange Pausen hinwegzukommen. Der Kaiser wandte sich dann an der Tafel zumeist zu mir, und das Gespräch wurde lebhaft. Ein Wohlwollen konnte ich daraus nicht entnehmen, im Gegenteil, ich hatte den unbestimmten Eindruck, als fühle er sich von mir beobachtet. Die Wechselrede bezog sich vielfach auf ziemlich gleichgültige Gegenstände, zumeist auf Afrika, das ihn gerade besonders zu beschäftigen schien. Er weiß ungemein viel Einzelheiten, wobei eine gewisse Überschlauheit oder, wenn man will, Verschlagenheit hervortritt, die zu Schlüssen führt, auf die der Zuhörende nicht gefaßt ist, und die er in solcher Umgebung nicht leicht anfechten kann. Er springt leicht von einem Gegenstand zum anderen und vollzieht dann wohl eine Volte, so daß man den im Moment schwer auszuführenden Wunsch hegt, den Widerspruch anzudeuten. Er

ist zuweilen leichtgläubig, besonders übertriebenen Gerüchten gegenüber. So erzählte er uns bei der letzten gemeinsamen Tafel mit großen Augen und geheimnisvoller Miene, es sei ihm eben gemeldet, daß achtzig russische Offiziere, als Mönche verkleidet, bei den Abessyniern eingetroffen seien. Er meinte, diese würden wohl den Engländern im Süden Ägyptens die Arbeit schwer machen, und knüpfte daran allerlei Folgerungen. Er hat den Wunsch, daß Italien schnell Frieden mit dem Negus machen solle und erzählte, daß er in diesem Sinne in Venedig ernstlich geraten habe. Daran knüpft er den seltsamen Gedanken, daß, sobald dieser Friede geschlossen und Abessyniens volle Unabhängigkeit gesichert sei, dieses Land den anderen Mächten und auch uns seine tapferen Soldaten zur Bekämpfung der afrikanischen Wilden leihen könne, also ähnlich den einst so streitbaren Schweizern. Auffällig bleibt die Art, wie der Kaiser Zahlen behandelt, wobei ihm leicht Übertreibungen unterlaufen. Hier läßt ihn das Gedächtnis, das sonst eine so gute Eigenschaft in seinem Hause ist, im Stich. Dreizehn bis fünfzehn Milliarden Gold lägen in Transvaal, mit so und so viel Millionen habe Cecil Rhodes die englische Presse bestochen. Natürlich kann man solche Angaben nicht gleich richtig stellen, soweit sie überhaupt festzustellen sind.

Gegen die Agrarier fand ich ihn stark aufgebracht. Ich bemerkte, man könne es ihnen nicht so sehr verübeln, wenn sie schrieen, sie würden sonst sicherlich nicht beachtet werden, und ohne Zweifel ginge es ihnen nicht gut. Das brachte ihn in Harnisch: Die badische Landwirtschaft sei doch nur zu 25% verschuldet. „Aber Ostpreußen, Schlesien", wandte ich ein, und als er den Kopf zurückwarf: „Ja, ist es nicht so, Majestät? Wer sich heute in dem wirtschaftlichen Kampfe nicht tüchtig regt, wird leicht übersehen. Man braucht ihnen ja nicht alle Wünsche zu erfüllen, zum Beispiel den Antrag Kanitz, die Änderung der Währung usw.". Der Großherzog hörte dem allen schweigend zu und sagte mir nachher, er habe sich gefreut, daß ich eine Lanze für die Landwirtschaft eingelegt habe... Es ist richtig, daß der Kaiser einen sehr ernsten Brief von dem im Duell von Kotze erschossenen Kammerherrn von Schrader erhalten hat, der ihm eine böse Stunde bereitete. Der Brief soll scharfe Schilderungen über Persönlichkeiten der kaiserlichen Umgebung enthalten haben.

Ich frage mich, ob die Stimmung des Kaisers in Koburg etwa von einer Absage der Queen herrührte. Nach den Zeitungen hat Major Jacobi, unser Militär-Attaché in Rom, der in Cimiez weilenden Königin einen eigenhändigen Brief des Kaisers aus Neapel überbracht. Handelte er von dem geplanten Besuch in Cowes? Die Königin habe eine scharfe

Antwort gegeben, sagte mir einer der Herzöge in Koburg. Gleichzeitig kam ein Artikel in der „Morning Post“: Die deutsche Regierung müsse erst nach Canossa (wegen der Transvaalfrage) gehen, bevor der Kaiser Cowes aufsuchen dürfe. Dieser Artikel wurde bei unserem ersten Frühstück auf der Wartburg besprochen. Der Kaiser fragte mich: „was sagen Sie zu dem Artikel?“ Ich erwiderte, er sei eine Frechheit. Der Kaiser nickte mit dem Kopf, mit einem zornigen Blick des Auges und zuckender Lippe. Er ließ den Gegenstand aber sofort fallen. In den englischen Dingen ist er doppelt empfindlich.

Wiesbaden, Mitte Mai. Ich habe zur Vorbeugung der Wiederholung des vorjährigen Knieleidens das Bad erneut aufgesucht. Aber dieses Mal konnte ich mich frei bewegen, die schöne Umgebung genießen und das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden. Im „Kaiserhof“ war man über das übliche Maß gut aufgehoben; die guten Zahler waren auch hier zumeist Semiten. Ich verkehrte häufig mit Frau von Batozki, der Freundin Fürst Bismarcks, mit Liebenau, dem früheren Hofmarschall des Kaisers, sah den Regierungspräsidenten Tepper-Laski, der ebensowenig wie sein Polizeipräsident Schütte in Wiesbaden geschätzt ist (er hatte die Frau eines Stabsoffiziers auf einem Ball auf die Schulter geküßt, wofür er sich, zum Glück unblutig, duellieren mußte), sah ferner den Weimarer Kammerherrn von Hadeln, der jetzt den deutschen Besitz des Großherzogs von Luxemburg verwaltet. Während zweier Tage hielt sich der Kaiser in Wiesbaden auf, hauptsächlich wegen seines Freundes, des Intendanten von Hülsen. Dieser hat den kaiserlichen Besuch geschäftsmäßig für sein übrigens gut verwaltetes Theater ausgenutzt und trotz höchster Preise volles Haus erzielt. Ich konnte den Kaiser bei der Aufführung des Sardouschen Schauspiels „Theodora“ beobachten. Das Stück ist ein Prunkstück, in dem die Anbetung kaiserlicher Machtfülle die Hauptsache bildet, und das wirkt auf den Sinn des Kaisers, obwohl die Hauptperson, der Kaiser Justinian, ein Schwächling ist. Von dem Kunstgeschmack des Kaisers zeugt es, daß er erklärte, das Stück müßte in Berlin aufgeführt werden, und jedes junge Mädchen könnte es besuchen. Während der ganzen mehrstündigen Vorstellung stand Hülsen in großer Uniform, Helm und Säbel in der Hand, hinter dem Stuhl seines Herrn. Ich war im Zweifel, ob Byzanz nicht ebenso oben in der Loge als auf der Bühne zu suchen sei. Aber Hülsen versteht offenbar seine Sache. Der Kaiser war von Frankfurt gekommen, wo er die 25jährige Wiederkehr des Friedensschlusses gefeiert und das Kaiser-Wilhelm-Denkmal ein-

geweiht hatte. Seine beiden Kabinette hatten ihn begleitet in der Hoffnung, in Wiesbaden endlich ihre dringendsten Vorträge halten zu können. General von Hahnke erreichte nach langem Drängen eine Viertelstunde Gehör, Lucanus lief dem Kaiser mit zwei Boten in den Wald nach, um eine Unterschrift zu erhalten. Seine Majestät wolle sich in Wiesbaden ausruhen, meinte entschuldigend ein Adjutant. Lucanus erklärte, er könne sonst für den ganzen Mai den Kaiser nicht mehr zum Vortrag bekommen. Ein so treuer Bundesfürst wie der Großherzog von Baden, der dem Kaiser gegenüber stets den Respekt wahrt, wird übersehen. Er hatte sich kürzlich wegen General von Schlichtings Entlassung an den Kaiser mit der Bitte gewandt, den fähigen Mann noch einige Zeit in Karlsruhe zu belassen. Als keine Antwort kam, wiederholte er die Bitte, worauf ihm der Kaiser kurz ablehnend antworten ließ. Ein Gedanke verdüsterte in diesen Tagen seine Stunden, er hält nach wie vor an der Absicht fest, Cowes zu besuchen. Der Botschafter Münster behauptet, er habe dem Kaiser dringend davon abgeraten; er sei vor einer Kundgebung des Pöbels in Cowes nicht sicher. Er hat ihn aber nicht überzeugen können. Graf Hatzfeldt hat erklärt, er halte den Besuch für untunlich, aber er werde dem Monarchen nicht davon sprechen. Der Kaiser fühlt jetzt, daß sein Telegramm an Präsident Krüger ein politischer Mißgriff war; er selbst bezeichnete es meinem Gewährsmann als eine „Dummheit". Im Auswärtigen Amt wird nun der Weg gewählt, die öffentliche Meinung gegen die englische Kaiserreise zu Hilfe zu rufen, da zu direkter Einwirkung der Mut fehlt ... Gelegentlich habe ich nach dem Verbleib der Berichte des Amts gefragt, die dem Monarchen, sobald er ohne Vertreter des Amts reist, persönlich zugehen. Sie bleiben oft länger ungelesen, und wenn sie geöffnet werden, sind sie den Blicken der Umgebung und selbst der Bediensteten ausgesetzt.

Liebenau, der den Kaiser aus jahrelangem Verkehr und unmittelbarster Berührung kennt, meint, er benehme sich nicht recht kaiserlich, darum werde er stolzen Naturen widerstreben. Er, Liebenau, habe ihn im Verkehr mit Alexander III. im Lager von Brest-Litowsk gesehen, wie er durch allerlei Bemühungen dem Zaren näherzukommen suchte. Der Militärattaché Villaume warnte damals, den Zaren mit Sendungen von Bildern, Albums, Namenszügen unseres Kaisers gewinnen zu wollen.

Es geschah während der Wiesbadener Tage, daß ein früheres Telegramm des Kaisers am Hinzpeter wegen des Verhaltens der Christlich-Sozialen in der „Post" veröffentlicht wurde. Dieses Tele-

gramm[1]) erregte großes Aufsehen in ganz Deutschland, und Hinzpeter lehnte die Verantwortung für die Veröffentlichung ab. Wie mir Rottenburg erzählte, hat der Abgeordnete Freiherr von Stumm, der „Saarkönig", es veröffentlicht, da der Kaiser ihn drängte. Wenn er es nicht in der Presse verwerte, werde er, der Kaiser, es im „Reichsanzeiger" veröffentlichen. So gingen diese scharfen Worte in die Welt und erregten einen nicht dagewesenen Sturm, besonders in der evangelischen Geistlichkeit.

Frankfurt, Ende Mai. Im „Englischen Hof", einem der bestgeführten Gasthöfe, begegne ich Radowitz, der durch die Heirat eines Sohnes mit einer Mumm freudig gestimmt ist. Im übrigen war er wie immer nervös und eilig. Ferner suchte mich unser Gesandter in Darmstadt, Graf Goltz, wiederholt auf. Er fühlt den Boden nicht mehr sicher. Es ist belustigend, wie der übrigens harmlose Mensch sich ganz und gar in dem Gesichtskreis seiner persönlichen Interessen bewegt. Das tun andere auch, aber sie lassen es nicht so merken. Man muß sich beständig mit seinen Wünschen und Hoffnungen befassen, wenn man Goltz gesprächig haben will.

Weimar, den 8. Juni. Ich hatte die Rudolstädter Erbfolgefrage von Wiesbaden aus bearbeitet und dem Auswärtigen Amt nahe gelegt, endlich bestimmte Stellung zu nehmen, wenn man, den früheren Grundsätzen entsprechend, den Zusammenfall der zwei Fürstentümer Schwarzburg verhindern wolle. Freilich muß man dann die Reichsgewalt eifriger vertreten, als das Hohenlohe oder Marschall tun werden. Ich persönlich habe nach eingehender Beschäftigung mit der Sache gegen die Verbindung der beiden Länder gar nichts einzuwenden. Die beiden Zwergstaaten, die zusammen etwa soviel Einwohner haben wie die Stadt Hannover, werden dem Reiche vereint nicht schaden und sich nur nützen. Freilich muß man sich mit der Möglichkeit der Wiederholung ähnlicher Vorgänge im Reich vertraut machen und sich vor einer Änderung der Reichsverfassung im weiteren Verlauf nicht scheuen.

20. Juni. Vorgestern wohnte ich der Einweihung des Kyffhäuser-Denkmals bei, die vortrefflich vorbereitet war. Der Donner rollte mächtig während des erhebenden Festaktes, aber der Regen brach erst los, nachdem

[1]) Das Telegramm schloß: „die Herren Pastoren sollen sich um die Seelen ihrer Gemeinden kümmern, aber die Politik aus dem Spiel lassen, dieweil sie das gar nichts angeht."

wir geborgen waren. Am Vortage hatte ich den Reichskanzler in Sangershausen abgeholt. Er war noch mehr zusammengefallen als früher, dabei äußerlich vernachlässigt. Als am Bahnhof einige Leute ein Hoch versuchten, war er sehr erfreut und suchte zur Wiederholung durch lebhafte Grüße anzuregen. Er teilte mir mit, daß er noch mittags im Reichstage zum Jesuitengesetz gesprochen habe. Vorher habe ihm die Zentrumspartei sagen lassen, sie müßte ihn um ihrer Wähler willen heftig angreifen, aber auf ihre Haltung in der Frage des bürgerlichen Gesetzbuches, auf dessen Gelingen er größten Wert lege, werde es nicht einwirken. Er, Hohenlohe, habe zugesagt, der Partei entgegenzukommen. Auch habe er die Sozialisten wissen lassen, wenn sie für das bürgerliche Gesetzbuch stimmten, werde er demnächst den Reichstag nur vertagen, nicht schließen. So, meinte Seine Durchlaucht lächelnd, könnten dann die von ihren Leuten, die zu Freiheitsstrafen verurteilt seien, sich frei bewegen. Auf diese Weise spielt sich die Komödie unseres Parlamentslebens ab. Daß die Parteien mit einem so freundlichen Herrn gern verkehren, läßt sich denken. In der Erbfolgefrage der beiden Schwarzburg, von der er die Akten seit längerer Zeit mit sich führt, sprach er mit nicht leicht zu behebender Unsicherheit. Am 18., beim Festakt, machte er allgemein einen sehr müden Eindruck. Ich hörte die Worte eines schlesischen Kriegers neben mir: „ach, das arme Männchen, was sieht er doch so elend aus!“ Man brachte ihm einen Stuhl ins Kaiserzelt, damit er im Hintergrund sich ausruhen könne.

Der Kaiser begrüßte mich im Vorbeigehen mit den Worten, ich solle Lucanus, den er nach Weimar zur Goethe-Archiv-Eröffnung sende, gut aufnehmen. Er machte seine Sache gut, die Rede las er diesmal ab. Dann aber kam wieder eine Übertreibung. Nicht nur, daß er dem Fürsten Günther den Schwarzen Adlerorden verlieh, auch Sizzo, der wegen Fußrose abgesagt hatte, erhielt den Roten Adlerorden erster Klasse. Ich hatte eine gnädige Begrüßung des letzteren als ausreichend vorgeschlagen. Der hohe Orden paßt zunächst nicht in die von uns in der Erbfolgefrage beobachtete Politik, aber der Reichskanzler wußte nicht mal etwas von der Sache.

Bei der Rückfahrt vom Kyffhäuser wurde ich, im Wagen allein sitzend, häufig von dem Hoch der Menge begrüßt und von jungen Damen mit Blumen beworfen. Wie viele der Fürsten schreiben solche Gunstbezeigungen ihrer Volkstümlichkeit zu, statt der glänzenden Uniform! Die armen Hochrufer!

Später lud mich der regierende Fürst zu Schaumburg-Lippe in

seinen Wagen, und es belustigte mich, wie ihn einige Ausführungen über die Ernährung Deutschlands und die Bedeutung des Zuckers in unserem Lande in halb ungläubiges Staunen versetzten. Er gab mir den Ehrenplatz in seinem Wagen, bot mir eine Zigarre nach der anderen an und beobachtete mich, als wäre ich nicht ganz geheuer. In Frankenhausen brachte ich die Nacht bei einem Herrn Schall zu, einem menschenfreundlichen Millionär, mit dem ich noch lange plauderte. Eine solche Persönlichkeit hätte ich nicht in dem bescheidenen Örtchen gesucht. Dann hatte ich noch mit dem General von Spitz, der an der Feier wohl die meiste Arbeit hatte, eine längere Unterhaltung über das Kriegervereinswesen, das er mir in seiner Bedeutung nahe zu führen verstand.

In den Reden auf dem Kyffhäuser war ängstlich darauf Bedacht genommen, daß den verbündeten Fürsten nicht zu wenig Ehre erwiesen würde. Die bissige Bemerkung des Prinzen Ludwig von Bayern vor den Deutschen in Moskau [1]) lag noch in der Luft. Ich sprach darüber freimütig mit einem gleichgesinnten bayrischen General von Waagen, dem ich vorher einen Orden überbracht hatte.

24. Juni. Am 21. folgten wir einer Einladung der Gräfin Werthern nach Beichlingen. Das Schloß ist ein ziemlich bunt zusammengesetztes Anwesen mit höchst steilen Schiefer- und Schindeldächern, die in der Ferne einen fremdartigen Eindruck machen. Der ganze Bau ist von prächtigem Efeu umrankt. Die allmähliche Vergrößerung des Schlosses kennzeichnet sich durch die vielen Treppen und Schwellen zwischen den Zimmern. Wollte man das Ganze in einen dauerhaften Zustand setzen, würde es große Summen verschlingen. Mit seinen vielen Ahnenbildern und Jagdtrophäen macht es den Eindruck eines verfallenden Ritterbesitzes. Wald und Hügel umgeben anmutig das Ganze, aber ich möchte auf die Dauer nicht dort wohnen. Ich halte diese alten Gemäuer ebenso wie die meisten alten Schlösser der deutschen Fürsten für feucht und ungesund, weil ohne Kenntnis der Hygiene gebaut. Die Räume sind meist sonnenlos. Der letzte Besitzer von Beichlingen, einst eine prächtige vornehme Erscheinung, unser früherer Vertreter in München, liegt nach altdeutscher Art mit seinen Pferden auf einem Hügel begraben. Sein von Lenbach gemaltes Bild ist ein Meisterstück. Die Söhne sind alles Hünen und widmen sich dem Militär oder der Diplomatie, der älteste dem väterlichen Besitz. Sie bemühten sich alle um die Wette, uns die

[1]) Bei der Krönungsfeier veranlaßte die Rede eines Deutschen den Prinzen zu der Antwort: „Wir sind nicht Vasallen, sondern Verbündete des Deutschen Kaisers."

Stunden zu verkürzen. Ich mache aber bei solchen längeren Besuchen stets die Erfahrung, daß mir der Müßiggang auf die Nerven geht.

Als ich von Beichlingen zurückkehrte, fand ich den Schwarzen Adlerorden und zwei Rote Adlerorden I. Kl. auf meinem Tisch mit dem Auftrag der umgehenden Aushändigung an die Beliehenen. Dem Prinzen Leopold von Sondershausen brachte ich den Orden persönlich und wurde sehr förmlich empfangen, indem man mir das Schloß als Wohnung anwies. Nach der Überreichung des Ordens stattete er mir sofort einen Gegenbesuch ab. Es folgte ein großes Festmahl von 40 Gedecken. Beim Passieren des großen Speisesaals konnte ich feststellen, daß mein Platz an der Tafel wiederum nicht richtig gewählt war. Ich erhob dem Hofmarschall gegenüber, diesmal in ernsterer Weise, Anspruch auf den Vorrang, auch vor dem eingeladenen Kommandierenden General von Hänisch. Diesem Wunsche wurde sogleich nach eingeholter fürstlicher Zustimmung entsprochen. So komisch an sich solche Dinge manchem erscheinen mögen, so durfte gerade der bürgerliche Gesandte ein solches Versehen nicht durchgehen lassen. Mit der Fürstin habe ich mich wie immer gut unterhalten. Man erkannte allseits an, daß ich den Orden, über dessen Verleihung der Prinz immer von neuem seine Freude betonte, ihm erwirkt hatte und erwies sich mir durch Verleihung der höchsten Klasse des Schwarzburger Ordens erkenntlich.

Von Sondershausen reiste ich über Nordhausen nach Berlin. Während ich bei Roßla vorbeifuhr, trat das neue Kyffhäuserdenkmal in seiner mächtigen Größe hervor. Zufällig las ich gerade den Artikel „Barbarossa" in der Hardenschen „Zukunft": ein Körnchen Wahrheit in einer Masse von Übertreibungen. Er geht davon aus, daß Prinz Ludwig von Bayern in Moskau mit voller Absicht das scharfe Wort von den „Vasallen" gesprochen habe. Tatsächlich hat er es sogleich bereut. Er wurde vom Prinzen Heinrich und dem Großherzog von Hessen offen geschnitten und kam sich persönlich entschuldigen. Er habe die ganze Nacht nicht geschlafen und wolle an den Kaiser einen aufklärenden Brief richten. „Nein, telegraphieren mußt Du", meinte Prinz Heinrich, „ein Brief kommt viel zu spät." Das tat er denn auch, zeigte aber das Telegramm nicht, wie verabredet, dem Prinzen Heinrich. Die Ansprache des Prinzen Ludwig war also eine augenblickliche Übereilung, aber das bedenkliche Wort hätte doch in anderer Art richtig gestellt werden müssen. Von diesen Dingen erstatteten mir die von der Moskauer Krönung zurückgekehrten Weimarer Herren ausführlichen Bericht.

29. Juni. In Berlin traf ich meinen Freund Bothmer, der in voller Enttäuschung das Amt verläßt. Aus Besorgnis, in seinem Entschluß erschüttert zu werden, hatte er mit niemand, nicht einmal mit seiner Frau, über seine Absicht gesprochen, und ist jetzt mit dem üblichen Lob ausgeschieden. Seit meinem Austritt hatte er sich in starker Vereinsamung befunden, da er für verschiedene Kollegen eine Mißachtung empfand, die hie und da begründet sein mochte, aber sich doch zu deutlich äußerte, um ihm nicht Feinde zu schaffen. Gegen Holstein und seine Satelliten nahm er, wie ich es getan, scharf Stellung. Aber auch gegen Vorgesetzte empörte sich sein Selbstgefühl. Daß ein Mann, wie der Unterstaatssekretär Rotenhan ihn zur Rücksprache durch das übliche Zeichen „z. g. R." vor sich forderte, erschien ihm als eine Überhebung, die ihm unerträglich dünkte. So ist der leidenschaftliche Mann gegangen, sicher zur Freude mancher, die ebenso seinen Arm — er war einst einer der gefürchtetsten Schläger — wie seine Zunge fürchteten. Ich besuchte das Auswärtige Amt und fand in meinem Nachfolger Klehmet einen fleißigen und gewissenhaften, freilich einflußlosen Arbeiter. Die Unterhaltung mit Rotenhan war denkbar seicht; eine unmännliche Natur, trocken, ohne Kraft und Willen flößt er Mitleid ein. Der schlaueste ist der Kolonialdirektor Kayser. Er klagte mir über Marschall, der ihn behindere und im Reichstag nicht unterstütze. Natürlich geht er auf die Schaffung des Postens eines Kolonial-Staatssekretärs aus. Er klagte auch über die Unwissenheit in der politischen Abteilung, die ohne Kenntnis der Tragweite mancher Entschließung, besonders auf dem ihr ganz fremden außereuropäischen Boden, vorgeht. So habe man über die Annexion Madagaskars durch Frankreich einfach quittiert, ohne der Kolonialabteilung Gelegenheit zur Äußerung zu geben. Ich kenne das!

In Potsdam wohnte ich dem Polterabend und der Hochzeit unseres Neffen von L'Estocq mit der Tochter des Oberhofmarschalls Grafen Eulenburg bei und begegnete dort einem großen Teil der Hofgesellschaft. Wie immer fand ich in den beiden Grafen Eulenburg (August und Botho) formvollendete Männer; namentlich der frühere Ministerpräsident weiß durch Liebenswürdigkeit ebenso zu bestechen, wie durch reiche Erfahrung zu glänzen.

Gestern wurde in Weimar das neue von der Großherzogin gestiftete Goethe- und Schiller-Archiv eingeweiht. Auf meinen Bericht hatte der Kaiser seinen Kabinettschef Lucanus als außerordentlichen Vertreter gesandt; ohne die Wettfahrten in Kiel wäre der Monarch selbst gekommen. Die Feier war würdig. Gleichen-Rußwurm, der Enkel Schillers,

dem die Großherzogin als Stifter des Schillerschen Nachlasses besonders innig dankte, war tief gerührt, nicht minder Minckwitz und Helldorff, denen sie als alten Weimaranern freundliche Worte sagte, so daß auch Kühlere eine gerührte Stimmung ergriff. Die Großherzogin erregte durch ihre gewandten, wenn auch mit fremdartiger Aussprache gegebenen Antworten Aufsehen. Erich Schmidt, der gewöhnlich posiert, als stünde er einem Maler, sprach mit formvollendeter Sicherheit. Das Ganze war mit viel Geschick inszeniert, und die Großherzogin stand natürlich im Mittelpunkt der Handlung, was sie durch ihr Interesse für die Großen der deutschen Literatur reichlich verdient hat. Besonders hat ihr die Überreichung der Urschriften der Goetheschen Briefe an Frau von Stein Freude gemacht. Am Abend war die ganze Gesellschaft bei der Gräfin Fabrice vereinigt. Der anwesende Prinz Reuß erzählte mir, daß Fürst Hohenlohe als seinen Nachfolger im Kanzleramt Philipp Eulenburg vorgeschlagen habe. Das ist gar nicht so übel gedacht, um diesen aus seiner verborgenen Beraterschaft in verantwortliche Stellung zu bringen, aber Phili wird diese Rolle nie übernehmen, dazu kennt er sich zu gut. Zunächst nimmt er an der Nordlandreise des Kaisers teil, wo er viel einflußreicher einwirken kann, denn als Kanzler.

Weimar, 1. Juli. Gestern fand hier die große Feier statt, die nunmehr jedes Jahr begangen werden soll und zwar in der Form der General-Versammlung der Goethe-Gesellschaft. Prof. Burdach aus Halle hielt einen langen Vortrag über den „Westöstlichen Divan", in hochtrabender Form, dazu beständig tänzelnd und gestikulierend, gleich einem Schauspieler, aber die wohlklingenden Worte schienen doch Eindruck zu machen. Gräfin Bothmer, die bei dem Wort „Königliche Hoheit" innerlich stets einen tiefen Knix macht, schwamm in Entzücken. Den Schluß des Vortrages bildete eine Art Apotheose des vor dem Redner sitzenden Großherzoglichen Paares. Abends folgte im Theater die Aufführung von „Epimenides Erwachen". Sie war aber mit der Musik von Weber mehr eine Oper als das goethesche Werk. Die hübsche, oft wechselnde Dekoration bot auch dem Auge manches, und so nahm man das Stück beifällig auf, obwohl es mehr zu häuslicher Erbauung als für die Bühne geschaffen ist. Ob wirklich Goethe es auf die deutsche Einigung gemünzt hat, wie Gelehrte behaupten, ist mir zweifelhaft. Hier erschien am Schluß in schwarz-weiß-rotem Gewande die „Germania" mit der Kaiserkrone, und wir erwarteten eigentlich alle, „die Wacht am Rhein" zu hören. Der Dämon des Krieges hatte sich kurz vor der Vorstellung auf dem Fahr-

rad verletzt, und der für ihn einspringende Künstler trug seine Verse mit großen beängstigenden Pausen vor.

7. Juli. Der Großherzog hatte sich heute zu einer Kegelpartie angesagt. Mit Grazie warf der alte Herr die schweren Kugeln und tänzelte dabei mit jugendlicher Beweglichkeit. Entsprechend bewegte sich das Gespräch in ziemlicher Unordnung. Ich komme bei solchen Teeunterhaltungen schlecht fort und muß mir am Ende sagen: eine verlorene Stunde.

Minister von Groß kam mich fragen, was ich von der Wahl verschiedener Kandidaten als Nachfolger des verstorbenen Leiters der Kultusabteilung, von Boxberg, denke. Er nannte besonders Wildenbruch. Ich war vorsichtig: dessen Sinn sei doch mehr auf das Phantastische des Dichters als auf das Praktisch-Reale des Staatsmannes gerichtet. Im eigenen Lande schien Groß keinen Geeigneten zu wissen.

Wertherns hatten sich bei uns zum Essen mit dem in die Tochter sterblich verliebten Palézieux, der sich für die lange einsame Vergangenheit zu entschädigen sucht, angemeldet. Am Tage vorher hatten der General von Derenthall und Frau von Kauffmann aus Florenz unsere Mahlzeit geteilt, und wiederum den Tag vorher Frau von Boxberg. So geht es bei uns gesellschaftlich lebhaft zu. Aber es ist nicht viel Befriedigung dabei. Und so heißt es, in die Weite streben, um dem zu entgehen, was mir einst Freund Bothmer als mein Capua in Aussicht stellte.

10. Juli. Vorgestern überreichte ich dem Fürsten Günther auf Schloß Schwarzburg den Schwarzen Adler. Das mir gegebene Festmahl vollzog sich in kleinem Kreise. Nach alter Sitte erhielt ich bei Tische die „Jungfrau", ein unförmliches uraltes Familienstück, umgebunden und hatte aus dem goldenen Vogel dem Fürstenpaar zuzutrinken. Ich sagte einige glückwünschende Worte. Die Unterhaltung drehte sich um den Radlersport, in dem wir alle Neulinge waren. Nach Tisch stellte sich der Fürst als Künstler auf dem Rade vor, und herzlich lachend wies die Gattin auf die Unvereinbarkeit des eben mit dem höchsten Orden Begnadeten und des nicht ganz sicheren Radfahrers hin. Es wurde über die unpassende Redewendung des Prinzen Ludwig von Bayern bei den Krönungsfeierlichkeiten in Moskau manches gesagt, und wir waren alle einig in der Verurteilung des Vorgangs in solcher Umgebung. Nachher entzog ich mich der mir angebotenen Gastlichkeit und nahm im „Weißen Hirsch" Wohnung, wo ich mich an einem in dem Talkessel doppelt ge-

waltigen Gewitter erbaute. Von Schwarzburg fuhr ich durch das prächtige Thal nach Thalstein zu Legationsrat von Tümpling. Sein freundliches Haus ist angefüllt von altem, mit großer Treue gesammeltem Gerümpel, das die Bewegung geradezu erschwert. Der Besitzer übt den Kult der Vorfahren, denen er ein dickleibiges Buch widmet. Er freut sich seiner Unabhängigkeit und ist in diesem Sinne glücklich. Er war erstaunt, als ich ihm den Verlauf der in seiner Umgebung gelieferten Schlacht von Jena und den Standort schilderte, von dem der Korse die Schlacht geleitet hat.

21. Juli. Ich brachte wieder einige Tage in Berlin in der Tiergarten-Villa zu, in der man es auch im heißen Juli sehr gut aushalten kann. Es ist wohl einer der hübschesten Sommersitze in der großen Stadt, dieses Häuschen meiner Schwiegermutter, und sie ist immer voller Aufmerksamkeit für ihre Gäste. Bothmer, Göring, Humbert ließen sich öfters sehen. Der letztere, jetzt Unterstaatssekretär im Staatsministerium, ist bei aller bürgerlichen Bravheit das Urbild des unpolitischen Deutschen. Ohne Interesse für die politischen Vorgänge, nur das nächstliegende im Sinne, durch Schmeichelei leicht zu gewinnen, paßt er so recht dazu, Protokollführer im Staatsministerium und nichts weiter als das zu sein. Er bedeutet das, was man einen guten Kerl nennt, anscheinend gefühlvoll, freilich mehr im verbindlichen Ausdruck als im nachhaltigen Empfinden, hilfsbereit, wenn auch meist ohne die Mittel und Wege dazu, ehrlich und anständig, und daher leicht das Opfer eines so schlauen Intriganten wie Holstein, der ihn aus dem Amte in die äußerlich angesehene Stelle im Staatsministerium gebracht hat.

Auch Minister Miquel habe ich wieder aufgesucht, den ich wie immer vielseitig und interessant, erfindungs- und listenreich fand, freilich auch in manchen wichtigen Grundfragen unsicher. Ich gebe hier einiges aus den Bemerkungen des geistreichen Mannes wieder: Es gehe bergab mit den Deutschen, man sehe wenig Leistungen und besonders wenige auf dem politischen Gebiet. Die parlamentarischen Arbeiten der deutschen Volksvertreter seien minderwertig und nicht vergleichbar mit den französischen Leistungen ähnlicher Natur. Wie unfähig sei die Rechte, was für Hohlköpfe dieser Manteuffel und Mirbach; im Zentrum verfüge man wenigstens über Bataillone. Hier mache sich aber ein Umschwung bemerkbar. Diese Partei sei nicht mehr reichsfeindlich, sie begreife, daß sie im Reich besser ihre Rechnung finde als in den Einzelstaaten. Auch Bennigsen sei davon überzeugt. Damit müsse die Regierung rechnen.

(Ich wandte ein, ob sich das nicht bloß aus der gegenwärtigen Zusammensetzung der Regierung erkläre: der katholische Hohenlohe, der katholisierende Marschall, Posadowsky persönlich auch dahin neigend). Das Gelingen des bürgerlichen Gesetzbuches sei ein sichtbares Zeichen dieser Wandlung (aber erst nach dem „tolerari posse" des Papstes, meinte ich). Freilich beeinträchtige diese sich zwischen Regierung und Zentrum bildende Freundschaft deren Handlungsfähigkeit. Man habe keine bestimmte Politik. Beobachten Sie einmal die polnische Frage. Glauben Sie, daß dabei nach irgendwelchen Grundsätzen verfahren wird? Und Bosse! Er hätte doch hier als Kultusminister die Hauptaufgabe, aber er ist ein ganz unselbständiger Charakter. Der Kriegsminister sei energisch, aber er sei der Arbeit satt. „Ich bin krank von alledem", so äußerte sich dieser neulich. Es sei nicht sowohl die militärische Strafprozeßordnung, die ihn vertreibe, als vielmehr eine Reihe von Personalveränderungen im Heere; er ertrage nicht länger das Kommandieren aus dem Militärkabinett, das jetzt schlimmmer sei als je. Marschall bemühe sich hin und wieder um eine einmütige Stellungnahme des Staatsministeriums gewissen Versuchen gegenüber, die von der obersten Stelle ausgingen. Auswärtige Politik werde im Staatsministerium nie besprochen, aber sonst alles mögliche, und da der Reichskanzler unfähig sei, die Verhandlungen zu leiten, arten sie gewöhnlich in eine endlose Plauderei aus. Welche Mühe mache es, den Zopf zu beseitigen. Man wolle jetzt die Beamtengehälter erhöhen, aber wenn man die Zahl der Beamten einschränken wolle, erheben die Minister Widerspruch, jeder für sein Fach. Grundsatz müsse sein: stark arbeitende, gut bezahlte Beamte, nicht wie jetzt, mäßig arbeitende, schlecht besoldete. Er habe in seinem Amt über 400 Beamte allmählich aussterben lassen, ohne ihre Stellen wieder zu besetzen. Er bemühe sich, das Schreibwerk einzuschränken. Aber welchen Schwierigkeiten begegne er! Er könne sich nicht mit allen Einzelheiten befassen. Ja, wenn sich mal ein fünfundzwanzigjähriger Minister fände, dem eine längere Amtsdauer sicher wäre! Unsere höhere Beamtenschaft sei vielfach mit unwürdigem Kram befaßt, den untergeordnete Kräfte erledigen könnten. Man ergötze sich an der Sammlung und Numerierung von Zeitungsausschnitten, an nutzlosen Formalitäten, überflüssigen statistischen Aufstellungen. Es fehle uns wohl das lebhaftere Temperament. „Das Bier", warf ich ein. Jawohl, äußerte Miquel lebhaft, in Straßburg hielten die Ansässigen uns für halbe Barbaren, als sie unsere ersten Beamten jeden Abend in den übelriechenden Kneipen erblickten. Nein, der Deutsche flöße ihm keine

besondere Hochachtung ein. Wir kamen auf den Kaiser zu sprechen, und es wäre da nur zu wiederholen, was wir sonst so oft ausgetauscht haben. Mein Freund riet mir schließlich, in Weimar nicht zu verzagen; es könne sich in Berlin manches schnell ändern.

Herbert Bismarck lud mich wieder nach Schönhausen ein; die Stunden waren ausgefüllt mit alten Erinnerungen. Am nächsten Tage wurde dort der ungarische Jesuitenagent Balassy erwartet, der wohl nicht ohne Auftrag kommt, dafür aber auch manches zu bieten weiß.

In Berlin frühstückte ich bei Legationsrat von Mumm; er ist jetzt der brauchbarste unter den Arbeitern der politischen Abteilung. Aber auch er hat gegenüber Holstein keine selbständige Stellung. Wie wäre das bei der Abhängigkeit Marschalls von letzterem anders möglich!

In Weimar wird es jetzt sehr leer. Wir wollen den Juli und August zu Ausflügen in Thüringen verwenden, aber ich trage mich jetzt immer mehr mit dem Gedanken, dem hiesigen Aufenthalt ein Ende zu machen. Das Feld ist abgegrast, und ich finde keinen Geschmack mehr daran. Man weiß freilich nicht, was man dagegen eintauscht.

Der dritte Band des Werkes von Vandal „Napoléon et Alexandre", ist ungemein lebendig geschrieben und fußt auf vielfach neuem Stoff, vor allem ist es der gewaltige Schauplatz der Handlung, der den Leser fesselt. Dagegen ist das Buch vom Duc de Broglie „La mission de Gontaut Biron à Berlin" ein oberflächliches Machwerk, bestimmt, den Helden des Buches herauszustreichen.

31. Juli. Von Groß-Tabarz, einem freundlichen Örtchen, wo man unbeachtet leben kann, ging ich nach Meiningen, um mich mit Minister von Heim wegen seiner Abneigung, verschiedene Ersuchen des Reichsamts des Innern und des preußischen Justizministeriums zu beantworten, auszusprechen. Er wurde sehr verlegen, entschuldigte sich nicht und versprach alles. Diese Naturen sind mir bekannt. Sie machen die Faust in der Tasche, schmollen, kritisieren, werden hinter den Kulissen Helden, geben aber bei, sobald ihnen offene Fehde angesagt wird.

In „Bonaparte et Hoche" von Sorel vermisse ich den rechten Zusammenhang des Ganzen. Neu war mir darin die große Wertschätzung Friedrich des Großen durch den jungen Bonaparte, der den König als seinen Lehrmeister bezeichnet und nicht bloß als Feldherr, sondern auch als Staatsmann nachahmungswert hält.

Weimar ist jetzt ganz verwaist, der Großherzog reist nach Scheveningen, der Minister ist in Schlangenbad, so bin ich hier auf mich angewiesen.

2. August. Kürzlich sagte mal der Großherzog zu seinem Minister über einen Beamten: ich habe ihn nur auf die Schulter geklopft, die Hand habe ich ihm nicht gegeben. Diese Unterscheidung befolgt er mit Überlegung. Seine Adjutanten machen ihm zuweilen Vorstellungen über seine Zurückhaltung, und in Rom hat er letzthin dem italienischen Professor, der ihm zur Begleitung zugeteilt war, erst die Hand gereicht, als ihn die Kronprinzessin von Schweden, auf deren Wort er etwas gibt, besonders darum bat. In der hiesigen Gesellschaft achtet man natürlich auf dieses Zeichen der Huld. Jetzt soll der Posten des Kultusleiters besetzt werden; man sucht nach blauem Blut, ist doch schon für die Finanzen ein Bürgerlicher gewählt. Dessen Gattin ist eine sehr nette Frau von guten Formen, aber eines einfachen Pastors Kind. Man duldet sie halb mit Erbarmen.

14. August. In Apolda ließ sich, wie üblich, der Großherzog von einem angesehenen Fleischermeister zu einem Imbiß einladen. Dieser hatte die Schlauheit, sich über den Schlachtzwang zu beklagen und den Großherzog um die Erlaubnis zu bitten, in seinem Anwesen schlachten zu dürfen. Das gestand dieser ihm zu. Die Überraschung nachher in der Stadtvertretung war nicht gering. Eines Tages meldete sich beim Großherzog der Oberst eines sächsischen Regiments. Haben Sie Bürgerliche in ihrem Regiment? fragte der Fürst. Außer mir und dem Adjutanten noch fünf Offiziere, antwortete der Oberst.

Auf Einladung des Herzogs von Koburg besuchte ich das von ihm persönlich geförderte Pferderennen auf dem Bocksberg. Der Herzog lag mir in den Ohren wegen der Genehmigung eines für die Rennen gespendeten großen Vermächtnisses, das in Berlin Schwierigkeiten begegnet. Er fürchtet, der Johanniterorden werde ihm das Vermächtnis entziehen. Ich versprach, für die Beschleunigung einzutreten. Während alle Zeitungen bestimmt versichern, daß der Zar nach Frankreich gehe, teilte mir der Herzog mit, daß er daran zweifle, seine Gattin, die Großfürstin, wisse aus Petersburg davon kein Wort. Das würde nur beweisen, wie auch solche Personen wenig unterrichtet sind. Das Rennen verregnete gründlich, und es war ein mäßiges Vergnügen, Stunden auf der windigen Tribüne zu stehen und dann im Sumpf seinen Wagen aufzusuchen.

Oberhof, den 24. August. Die letzten Tage verbrachte ich in Ilmenau und Oberhof mit meinem Vetter Holleuffer, vortragendem Rat im

preußischen Ministerium des Innern. Er äußerte seine Verwunderung über die nachgiebige Haltung des Staatsministeriums in wichtigen Fragen gegenüber dem Monarchen. So hat das Ministerium dem Kaiser kürzlich Vorschläge wegen Besetzung verschiedener freier Stellen im Herrenhause gemacht. Die Liste wurde dem Kaiser mit einem Bericht vorgelegt; als Antwort erfolgte ein Besuch von Lucanus, die Liste habe keine Genehmigung gefunden. Damit begnügt sich das Ministerium, und keiner will weitere Schritte tun. Von dem Kriegsminister Bronsart hat Holleuffer, der Reichstagsabgeordneter ist, die Meinung, man habe nach seinen lebhaften Bemerkungen am Bundesratstische etwas Besonderes von ihm erwartet, sich aber darin getäuscht, doch ist der Unwille über seinen Abgang in der öffentlichen Meinung allgemein. Nicht oft ist etwas so Anfechtbares geschrieben worden, wie der letzte Artikel im „Reichsanzeiger", der das Militärkabinett verteidigen will und Öl ins Feuer gießt. Die Entstehung dieser Leistung wird mit Recht oder Unrecht vermutet, und der Kaiser muß sich in zahlreichen Blättern harte Dinge sagen lassen. Da gleichzeitig sein Ohrenleiden ihn wieder plagt, und er für solche Angriffe der Presse, wenn sie so einmütig sind, empfindlich ist, mag er böse Tage haben. Beim 3. Garderegiment hat er vorgestern wieder recht auffällig gesprochen: die Soldaten stürben für ihn, vom Vaterland war nicht die Rede.

Der „Kladderadatsch" bringt mal wieder ein bissiges Gedicht gegen die Kamarilla im Auswärtigen Amt. Wenn der Verfasser damit ein praktisches Ziel erreichen will, so ist es nicht geschickt, Phili Eulenburg, der nunmal dem Kaiser am nächsten steht, anzugreifen. Freilich eine schlaflose Nacht wird dieser, und mehr noch Holstein, auf diesen Angriff haben.

Weimar, 29. August. Mein Weimarer Vorgänger Derenthall, Gesandter in Lissabon, suchte mich auf, ein guter, anständiger Mensch von trefflichen Absichten, aber schwachem Begriffsvermögen und großer Zaghaftigkeit. Er erzählt mir, daß bei seinem letzten Besuch in Berlin im vorigen Jahre ihn zuerst Admiral von Senden und dann der Kaiser wegen der Erwerbung der Azoren befragt habe. Er meinte, daß vielleicht bei Gelegenheit des wirtschaftlichen Zusammenbruchs der Portugiesen die Deutschen sich an den Inseln hätten schadlos halten können, um sich für ihre verlorene Anleihe bezahlt zu machen. Aber jeder Versuch im Frieden würde zu einem Volksausbruch in Portugal führen.

Obwohl ich jetzt einen längeren Urlaub erhalten habe, zöge ich vor, in der Nähe Berlins zu bleiben, wo Änderungen im Auswärtigen Amt erwartet werden. Dabei ist es auffallend, wie man immer wieder den Gedanken lesen kann, daß es von Fürst Hohenlohe doch so edel sei, in so hohem Alter seine Dienste und seine diplomatische Erfahrung dem Vaterland zur Verfügung zu stellen. Selten ist die Bedeutung eines Staatsmanns ähnlich überschätzt worden. Er ist eine Puppe in anderer Händen.

28. September. Gestern kehrten wir von einer Reise zurück, deren Ruhe-Haupthaltepunkte Nürnberg, Pest, Fiume, Cettinje, Venedig und München waren. Vom Wetter begünstigt, bot sie viel Unterhaltendes, wenn auch Unterkunft und Verpflegung in Dalmatien sehr zu wünschen ließen. Der landschaftliche Glanzpunkt war die Wagenfahrt nach Cettinje. Diese Hauptstadt, ein unscheinbares Nest, fällt durch ihre Trostlosigkeit auf, aber die Menschen sind sehenswert. Bei uns bieten gewisse Regimenter ähnlich schöne Erscheinungen, aber diese sind doch aus dem Reiche zusammengesucht, dort aber ist das ganze Volk ein Geschlecht von Enaksöhnen. Die lungern nun herum, gehen spazieren und stellen ihre Leiber zur Schau, wohl bewußt, daß sie dem Fremden gefallen. Ihr Fürst Nicolaus, den wir unter einer Riesenkastanie seine Truppen — denn solche bestehen seit einigen Monaten, stattlich eingekleidet, gut bewaffnet, alles dank russischem Gelde — exerzieren und dann Recht sprechen sahen, macht einen gleichen Eindruck. Er grüßte uns als erster und freute sich, von Fremden angestaunt zu werden.

Seine Tochter Helene wird einst Königin von Italien werden, womit allerlei Pläne entstehen. Die Erzählung von ihrer großen Schönheit ist Übertreibung. Sie ist eine gefällige Erscheinung, doch nicht weiter auffallend. Die Form ihrer Nase veranlaßt sie, nicht ihr Profil zu zeigen. Immerhin wird das gesunde Blut der Berge dem Hause Savoyen förderlich sein, denn der Prinz von Neapel, der sie demnächst heiraten soll, macht keinen sehr kräftigen Eindruck. Auch sonst werden die Verbindungen der fürstlichen Familie dem Lande neue Beziehungen eröffnen und damit zur Europäisierung des rauhen Berglandes führen, vielleicht aber auch zu einer allmähligen Veränderung in unkriegerischem Sinne. Es ist schon fraglich, ob das jetzt nach europäischem Muster geschaffene Militär ein glücklicher Gedanke ist. Er ist dem Wunsche entsprungen, auch angriffsweise über die Grenzen zu gehen und den russischen Weisungen zu folgen. Der österreichische Geschäftsträger in Cettinje erzählte uns mancherlei

über die Abneigung, die gegen sein eigenes Land dort herrsche. Alle Höhen sind in den Bocche von österreichischen Befestigungen gekrönt. Von den österreichischen Offizieren, die wir in jener verlorenen Ecke des Balkans begegneten, vernahm ich manche Klage über das trübe Los, in diese kulturlose Gegend verschlagen zu sein. Ihre Garnison Cattaro ist ein Schmutznest, und es ist auffällig, daß Wien so wenig Fortschritt hierher zu tragen versteht.

In Pest bewunderten wir die schöne Anlage des Stadtbildes und den Unternehmungsgeist, der in kurzer Zeit aus einer Provinzstadt eine stolze Residenz gemacht hat. Die Millenium-Ausstellung, die aus Anlaß des tausendjährigen Bestehens des Landes veranstaltet ist, bot schon beim zweiten Besuche wenig. Ein großer Teil besteht aus Erzeugnissen der Landwirtschaft, die beweisen sollen, daß man auch dahinten etwas von der Sache versteht. Ein anderer Teil zeigt die künstlich entwickelte Industrie des westlichen Ungarn. In der historischen Abteilung war der Säbel Racoczys zu sehen, den eben der Zar den Ungarn geschenkt hatte, eine herzlich unbedeutende Reliquie, aber es zeugt von der heißen Vaterlandsliebe der Madjaren, daß sie über diese Zuwendung von höchster Begeisterung erfaßt wurden. Auch sonst zeigen sie, daß sie genau wissen, was sie wollen, und darum sind sie den Österreichern auf politischem Gebiet sehr überlegen. Ihr hochfliegendes Streben kennzeichnet sich auch in dem neuen Parlamentspalaste, einem Prachtbau in herrlicher Lage, sowie in den kostspieligen Verschönerungen am rechten Donauufer. Wie weit das der Größe des Landes angemessen ist, darüber drängen sich Zweifel auf. In Fiume zum Beispiel fällt die lebhafte Entwicklung auf, aber doch nur dank sehr reichlichen staatlichen Unterstützungen. Wenn diese nachlassen, wird der Ort dann seine Versprechungen halten? Venedig, Triest, Fiume scheinen in dieser vom Weltverkehr abliegenden Ecke der Adria zu viel des Guten zu sein. Venedig ist trotz aller Mühe der italienischen Regierung kein rechter Seeplatz geworden, in Triest geht die Schiffahrt zurück, wie weit wird es der ungarische Hafen bringen? Mit billigen Preisen machen sich die staatlich unterstützten Linien Konkurrenz. Für ein Spottgeld fährt man von Pest nach Fiume. Aber ist dieser künstliche Zustand von Dauer?

In München besuchte ich unseren Gesandten Grafen Monts. Er äußerte sich sehr scharf über das Verhalten der Bayern: sie nähmen sich zu viel heraus, die Anfrage wegen der Änderung der Kokarde hätten sie nicht mal beantwortet. Der Einfluß des Ministers von Crailsheim sei nicht groß, und er (Monts) sei sehr überrascht gewesen über die Ver-

leihung des Schwarzen Adlerordens, über die er Grund habe, sich zu beklagen. Er hätte in München hauptsächlich damit zu tun, die Person des Kaisers zu verteidigen und dessen unglückliche Auslassungen in günstigstem Sinne zu deuten. Aus Berlin werde durch den dortigen bayrischen Gesandten in wenig freundlichem Sinne berichtet.

2. Oktober. In Weimar ist als Nachfolger Boxbergs ein preußischer Oberregierungsrat aus Kassel gewählt worden. Das ist für die hiesigen Beamten ein harter Schlag. So geht es in diesen Kleinstaaten gewöhnlich. Die Auswahl unter den eigenen Beamten würde bei der Beschränktheit des Gesichtskreises zum Verfall des Dienstes führen, auf der anderen Seite aber raubt man ihnen jede Aussicht. Damit aber schafft man sich von vornherein einen Stamm von weniger Befähigten, denn die Besseren meiden den Landesdienst. Außerdem ist hier ein auswärtiger Graf Medem zum Oberhofmeister der Großherzogin ernannt. Auch das wird von den Eichel, Goeben, Alten, die hier Kammerherren sind und wenig zu tun haben, hart empfunden. So begegne ich mancherlei Verstimmungen. Zur Zeit ist die Möglichkeit, ernsteren Umgang zu finden, ziemlich erschwert. Der Staatsminister v. Groß ist alt, schwerhörig und denkt an den Rückzug; der mir befreundete Admiral Blanc hat einen Schlaganfall erlitten, der Oberst von Eberstein, ein gemütlicher Troupier, kann einem hartnäckig die ärgsten Belanglosigkeiten wiederholen.

18. Oktober. Um der hiesigen Langeweile zu entgehen, verbrachte ich die letzte Woche, ohne besonderen Urlaub, in Berlin. Da man mir aus Meiningen mitgeteilt hatte, daß sich der Herzog mit Abdankungsgedanken trage, ging ich zum Chef des Militärkabinetts, der wegen des Corpskommandos des Erbprinzen von Meinigen näheres wissen konnte. General von Hahnke war ohne Nachricht, meinte aber, daß die Beziehungen zwischen Erbprinz Bernhard und Seiner Majestät nicht immer derart seien, daß letzterer unterrichtet sein müsse. Dann begab ich mich zu Hohenlohe und begegnete dabei Marschall im Vorzimmer, der Freundschaftlichkeit heuchelte. Die Unterhaltung war nichtssagend, übrigens fand er nichts dabei, daß ich mich ohne Urlaub in Berlin aufhielt. Marschall sieht schlecht aus und äußerte Rückzugsgedanken. Der Kanzler lud mich zum Frühstück ein und ich konnte, da wir nur vier Personen zu Tisch waren, ihm meine Wünsche bezüglich Weimars aussprechen, indem ich hervorhob, daß dies kein Posten für einen Beamten sei, der sieben Jahre in der politischen Abteilung gearbeitet, und daß Caprivi sogleich die Ver-

wendung als einen kurzen Übergang bezeichnet habe. Aber, fuhr ich fort, ich habe mit meinem Gegner Holstein zu rechnen, der jede geeignetere Bestimmung zu hintertreiben suchen werde, und dem Marschall nicht Stand zu halten wage. Seine Durchlaucht werde über meine Beziehungen wohl unterrichtet sein. Hohenlohe bejahte dies: in der Tat könne Weimar nur ein vorübergehender Zustand für mich sein; ob ich besondere Wünsche hätte. Ich lege diesen Äußerungen wenig Bedeutung bei, bei dem Respekt, den er vor Holstein hat, werde aber doch in meinem ferneren Vorgehen daran anknüpfen. Wir unterhielten uns etwa zwei Stunden; er geht auf alles freundlich ein und spricht mit stockender, asthmatischer Stimme, indem er manche interessante Einzelheit aus seinem Vorleben erwähnt. Obgleich er recht verfallen aussieht, wünscht er den Eindruck zu erwecken, daß er ganz bei Kräften sei. Selbst in die „Morituri" von Sudermann war er Tags vorher gegangen, und die „Demi-Vierges" hatte er gelesen. Aber all sein Tun ist doch nur Duldung. Vor der Hand ist gleichwohl seine Stellung wieder gesicherter, nachdem er sich über die Militärprozeß-Ordnung mit dem Kaiser geeinigt hat. Das ganze Ministerium ist ein solches der halben Männer und zwar jetzt, nach Ausscheiden von Bronsart ausnahmslos. Auch Miquel will nur auf seinem Posten bleiben und beschränkt sich ganz auf sein engeres Amt. Bosse, der Kultusminister, scheint das unbedeutendste Mitglied zu sein. Man denkt sich schon das Seine, wenn man sein Bild in den Schaufenstern sieht, im Frack und mit zahlreichen Orden behängt, namentlich auch der „Waschleine" mit einem Dutzend kleiner Kreuze. Der Minister des Innern geht in Bagatellen unter, man weiß kaum im Lande, wie er heißt. In dieser Galerie mag der Kaiser sicher sein, keinem Widerstand zu begegnen. Merkwürdigerweise klagen sie alle über diesen Zustand, und Marschall und Holstein rechtfertigen die Bedeutungslosigkeit unserer auswärtigen Politik mit der Natur des Kaisers, und zwar sogar Zeitungsvertretern gegenüber. Damit suchen diese Leute die eigene Unfähigkeit zu decken.

Die Feste in Paris aus Anlaß der Anwesenheit des Zaren beschäftigen den Kaiser: nach dem Kronrat in Hubertusstock sprach er den Ministern nur davon. Er hatte geglaubt, in Breslau und Görlitz den Zaren gewonnen zu haben, und nun liest dieser freundschaftliche Reden ab, die ihm Schischkin und Mohrenheim ausgearbeitet haben, und umarmt gar den Präsidenten Faure. Diese Erscheinungen sollten doch die Weltlage genügend kennzeichnen.

Der Monarch pflegt jetzt das von ihm gezeichnete Bild, dem er die Unterschrift gibt „Niemand zu Liebe, Niemand zu Leide" seinen Freunden

zu ſchenken, beſonders aber auch den deutſchen Bundesfürſten; wenigſtens ſagte mir der Großherzog ſo, übrigens ohne ein Wort des Lobes. Wie ſollte das auch möglich ſein? Das Bild wird allgemein als unkünſtleriſch bezeichnet.

Holſtein ſollte jetzt zuſammen mit Humbert den Titel „Exzellenz“ erhalten. Aber ſo groß iſt ſeine Angſt, auch nur aus ſolchem Anlaß in den Zeitungen genannt zu werden, daß er dem Perſonalrat Eichhorn erklärte, er werde den als ſeinen perſönlichen Feind betrachten, der an dieſer Ernennung mitwirke. So unterblieb ſie. Das letzte Gedicht im „Kladderadatſch“, das mal wieder das Kleeblatt zum Ziele nahm und ihm ſeine Schliche bei der Wahl eines neuen Kanzlers vorwarf, hat ihm einen Schreck eingejagt. Er hielt das Witzblatt für erledigt, da erſcheint ſein Bild wieder als „der graue Sünder, der nach Auſtern ſchaut“.

Während meiner Anweſenheit in Berlin vollzog ſich der Abgang des Kolonialdirektors Kayſer. Seine mannigfachen Beziehungen zur Preſſe tragen ihm manche lobende Artikel ein. Wer den Menſchen Kayſer ſchildern wollte, würde ein anderes Bild zeichnen. Die Bismarckſchen Söhne, Friedberg, Soden, Goering, alle Herren des Reichsjuſtizamts, was wüßten ſie zu berichten! Er iſt unſtreitig ein gewandter und vielſeitiger Arbeiter, ungewöhnlich fleißig, aber von unſtillbarem Ehrgeiz, dem die Treuloſigkeit nichts ausmacht, wenn er dabei vorwärts kommt. Als Grund ſeines Ausſcheidens gibt er an, daß er keine Unterſtützung mehr finde. Mit Holſtein, der ihm entgegenarbeite und ihm die Sachen willkürlich entziehe, habe er in einer heftigen Auseinanderſetzung gebrochen. Aber auch Marſchall habe ihm eine amtliche Ehrenrettung im Fall des Dr. Peters verweigert. Ich glaube, der Hauptgrund liegt in der Abneigung des Amts, die Kolonialabteilung ſelbſtändig zu machen und Kayſer die langerſehnte Staatsſekretärſtelle zu verleihen. Seine Wahl zum Senatspräſidenten am Reichsgericht wird ihm freilich wenig Freude bringen. Kayſer hat ſelbſt beim Monarchen um die Stelle gebeten, und dieſer hat ſeine Zuſtimmung erteilt. Der Präſident des Reichsgerichts, Öhlſchläger, der ſeit langem Beziehungen zu Kayſer unterhält, hat ſich wohlwollend geäußert. Als nun aber Staatsſekretär Nieberding vom Reichsjuſtizamt die Sache in die Wege leiten ſollte, lehnte dieſer ab, da die Ernennung am Reichsgericht böſes Blut machen würde. Öhlſchläger kam nach Berlin, beſprach die Frage mit dem Staatsſekretär und mußte die Bedenken zugeben. „Wollen Sie mir Ihr Gutachten nicht ſchriftlich geben?“ fragte Nieberding und fing den alten Fuchs, der ſich nach beiden Seiten ſichern wollte. In der Tat iſt jetzt

ein mehr abratender Bericht von Öhlschläger eingegangen. Nun erklärte Nieberding dem Reichskanzler, nichts tun zu können, worauf sich Letzterer an den preußischen Justizminister wandte, damit dieser von Preußen aus die Wahl betreibe.

Als Nachfolger für die Kolonien ist Richthofen in Aussicht genommen. Ich kenne ihn seit zwanzig Jahren. Er ist gewandt, eifrig und tätig, aber ohne Rückgrat. Er wird jede Politik mitmachen, die ihm einen augenblicklichen Erfolg verspricht, wobei er stets geneigt sein wird einen äußerlichen, persönlichen Erfolg auch für einen solchen der von ihm vertretenen Sache zu halten. Die Franzosen nennen das einen „Faiseur".

Ich saß neulich beim Einweihungsfest des Weimarer Offizierkasinos einige Stunden neben dem Großherzog. Es war gleichzeitig der Hochzeitstag des alten Herrn, und er hatte ihn bei seiner Gattin in Heinrichsau verleben wollen. Aber von dort bekam er eine Ablehnung: die Kur strenge sie an. Im Volke gilt die Ehe als musterhaft, er sehnt sich auch nach der Gattin, aber sie wünscht allein zu sein und beauftragte den Adjutanten, den Gatten fern zu halten. So mußte er dieses ausgedehnte Essen mitmachen. Er benutzte meine Nachbarschaft, um mich eingehend über die Umstände auszufragen, die zu der russisch-französischen „Entente" und zu den nach seiner Ansicht übertriebenen Festlichkeiten in Paris geführt haben. Er hörte sehr aufmerksam zu, zumal ich erwähnte, daß sein Neffe, der Großherzog von Baden, mir kürzlich am Kyffhäuser-Denkmal eine ähnliche Frage gestellt habe, dieser freilich im Hinblick auf die zunehmenden Anzeichen unserer Entfremdung mit England. Der Gegenstand unterhielt den alten Herrn so, daß er mich bat, darauf zurückkommen zu dürfen. Er war von der russischen Freundschaft mit Frankreich wenig erbaut, und ich hatte den Eindruck, daß er seine verwandtschaftlichen Beziehungen zum Petersburger Hofe benutzen wolle, um dort irgendwie einzuwirken. Ich konnte es mir nur schwer versagen, ihm von einem solchen natürlich ganz vergeblichen Schritt abzuraten.

22. Oktober. Heute, am Geburtstag Liszt's, fand die an diesem Tage übliche Aufführung der „Heiligen Elisabeth" statt. Sie wird hier gesanglich sehr dürftig gespielt. Etwa mit Ausnahme der Stavenhagen sind die Mitwirkenden kaum im Stande, ihre übrigens schwierige Rolle auszufüllen. Die Schwärmerei für Liszt läßt glauben, er sei auch ein großer Opernkomponist gewesen. Auf die hiesigen Frauen hat der schlaue Abbé einen auffallenden Einfluß geübt, eine Anzahl baut ihm auch heute noch Altäre. Der Großherzog scheint ihn fast höher noch als Goethe zu schätzen, gehörte er doch seiner Regierung an.

Als ich neulich mit Frau von Meiendorff, der hier wohnenden Witwe des einstigen russischen Gesandten, über Weimarsche Verhältnisse Gedanken austauschte, äußerte die Dame, die durch ihre scharfen Bemerkungen bekannt ist, daß die Fürsten in ihren gesellschaftlichen Fähigkeiten stark nachgelassen hätten, sie seien leicht verlegen und verstünden keine Unterhaltung mit Frauen zu führen, der deutsche Kaiser so wenig wie der Zar. Beide seien vor Frauen blöde, der letztere ebenso wie sein Vater. Sie vergnügten sich an kindlichen Scherzen, Gaminerien, petits jeux, sie hätten nicht l'habitude du grand monde. Die Bemerkung mag wohl richtig sein, die Zeit der Galanterien ist vorüber.

30. Oktober. Vor einigen Tagen begab ich mich nach Meiningen, angeblich um der ersten Aufführung des Lindauschen Stückes „Der Abend" beizuwohnen, zu der mich der Dichter eingeladen, tatsächlich um mich dort geschäftlich umzusehen. Als ich den Minister Heim nach der Quelle des Gerüchts von Abdankungsgedanken des Herzogs fragte, meinte er, dieser würde sich eher den Finger abbeißen, als eine solche Urkunde unterschreiben. Der Vater habe auf den Druck Preußens auf seine Krone verzichtet, aber der Herzog Georg denke nicht daran. Dabei deutete Heim an, daß solche Wünsche vielleicht bei den Nächstbeteiligten obwalten; namentlich auf die Erbprinzessin schien er nicht gut zu sprechen. Diese Stimmung ist gegenseitig. In der Frage der Aufstellung der von mir längst erbetenen Statistik setzte ich ihn erneut in Verlegenheit, aber sie wird nunmehr erledigt werden.

Die erbprinzlichen Herrschaften luden mich zum Glase Bier ein, und ich sah sie am nächsten Tage beim Theaterintendanten. Der Erbprinz Bernhard ist in mancherlei Dingen wohlbewandert, hat er doch sogar deutsche Dramen ins Neugriechische übersetzt. Die Unterhaltung mit ihm ist aber auf die Länge beschwerlich. Er ist unstet und zappelig, ohne rechte Haltung, jedenfalls nicht das, was man sich unter einem preußischen kommandierenden General vorstellt. Doch soll er seine Sache bei den schlesischen Manövern gut gemacht und ein besonderes Belobigungsschreiben vom kaiserlichen Schwager erhalten haben. Die Prinzessin hielt mir vor, daß unsere diplomatische Vertretung im Auslande sehr heruntergekommen sei. Sie bezeichnete dabei Fürst Radolin als ganz unfähig, selbst in Weimar hätte man früher über ihn gespöttelt und ihn nur zu kleinen Spielen für geeignet gehalten; Münster sei verbraucht, Leyden in Bukarest unmöglich, Otto Bülow beim Vatikan ein völliger Abfall nach Schlözer. Ich erwiderte ihr wörtlich: „warum halten Euer Königliche

Hoheit dies nicht Ihrem kaiserlichen Herrn Bruder vor?" „Oh, ich werde mich hüten", war die schnelle Antwort. „Ja, so geht es, Königliche Hoheit, Niemand will dem Kaiser die Wahrheit sagen", entgegnete ich. Auch den Staatssekretär von Marschall erklärte die Prinzessin für eine komische Erscheinung. Am nächsten Tage meinte sie etwas herausfordernd, sie hätte bis ein Uhr nicht schlafen können und über meine Worte nachgedacht, daß um den Kaiser niemand sei, von dem er die Wahrheit höre. Ich lege freilich alledem geringe Bedeutung bei. Den Erbprinzen fand ich stark gegen Rußland eingenommen.

Das Lindausche Stück halte ich für eine verfehlte Leistung. Ich hatte ihm nach der Vorstellung bei einem Tee, an dem die ersten Schauspieler teilnahmen, Glück zu wünschen und eine Ansprache zu halten. Ich rettete mich, indem ich die Aufführung und die Mitwirkenden lobte, vom Inhalt aber wenig sagte. Lindau schien das nicht zu merken. Im übrigen trug er als loser Spottvogel viel zur Zerstreuung der Gesellschaft bei.

Von Meiningen reiste ich für einige Tage nach Berlin. Wie schon erwähnt, hatte Öhlschläger die Kandidatur Kayserś nicht gerade unterstützt, sondern eher Bedenken geäußert. Was geschah nun? Der Justizminister Schönstedt, der die Sache als preußischer Vertreter im Bundesrat vorzutragen hatte, hat nur den befürwortenden Teil des Öhlschlägerschen Berichts vorgelesen, den anderen aber unterdrückt. Die Kandidatur wurde darauf gebilligt, und so ist Kayser nun Senatspräsident am höchsten deutschen Gericht geworden.

Ich machte seinem Nachfolger Richthofen einen kurzen Besuch. Er fiel mir um den Hals und schien sehr zufrieden. Er speiste dann in unserem Hause und entwickelte da wieder seine einzige Personalkenntnis (nicht Menschenkenntnis). Meine Schwiegermutter machte die nicht üble Bemerkung: „er ist unglücklich, wenn er mal jemanden nicht kennt, und er kennt ihn dann schließlich auch". Er zeigt jedenfalls für das neue Amt den besten Willen.

Ich suchte unseren früheren Pekinger Gesandten von Brandt auf, mit dem ich jahrelang zusammengearbeitet habe. Der Mann, der wohl einviertel Jahrhundert in Ostasien zugebracht hat, ist über unsere Politik im Fernen Osten tief betrübt; wir hätten weder Sachkenntnis noch Unternehmungslust, alles verliefe im Sande. Niemand im Amte habe die Spannkraft, eine Politik von längerer Dauer zu verfolgen. Ich solle mich nicht wundern, wenn die katholische Mission in China, die ich seiner Zeit unter deutschen Schutz gebracht, nächstens wieder unter

französische Hoheit trete. Wir setzten nichts durch, weil wir nicht zu fordern verständen. Die Chinesen hörten nur auf selbstbewußte Worte, nicht auf schwache Anfragen. Was hätten wir uns mit der Erwirkung der „Konzession" von Tientsin nicht gebrüstet! Solche hätten jetzt auch die Russen, Engländer und Japaner in Hankau und anderen wichtigen Plätzen erhalten, und sie arbeiteten auch gleich an deren erfolgreicher Ausnutzung. Wir dagegen hätten kein Geld, den erforderlichen Grund und Boden aufzukaufen und dann nutzbringend zu verwerten. Die erforderlichen dreihunderttausend Mark seien von der Reichsregierung nicht zu bekommen, obwohl sie leicht wieder einzubringen seien. Marschall lehne alles in dieser Richtung ab. Statt dessen würden umfangreiche Denkschriften über die rechtlichen Zustände der Konzession ausgearbeitet, ob sie als „Erbpacht" oder als was sonst zu bezeichnen sei. Darin leiste ein Geheimrat Kriege erstaunliches, die Sache rücke aber nicht vorwärts. Brandt schien sehr erbittert und ging damit um, die Presse mit den Dingen zu beschäftigen.

2. November. Die Enthüllungen Bismarcks in den „Hamburger Nachrichten" über den deutsch-russischen Geheimvertrag von 1887 machen das größte Aufsehen. Ich frage mich, aus welchem Anlaß der Fürst diesen Fall jetzt in die Öffentlichkeit gebracht hat. Äußerlich knüpfte er an die Freundschaftsbekundungen an, die den Besuch des Zaren in Paris begleiteten. Anscheinend will der Fürst vor seinem Tode alle Umstände, die bei seiner Entlassung mitgespielt haben, bekannt geben. Wieviel Töpfe dabei zerschlagen werden, scheint keine Rolle zu spielen. Denn daß auf diese Weise das frühere Verhältnis zu Rußland wiederhergestellt werden könnte, ist natürlich ausgeschlossen.

6. November. Ich erinnere mich nie, eine solche Aufregung in der Presse erlebt zu haben, wie die durch die Enthüllungen der „Hamb. Nachr." veranlaßte. Ich frage mich immer wieder, welchen speziellen Zweck Fürst Bismarck gerade jetzt im Auge gehabt hat. Vielleicht liegt nicht einmal ein solcher tieferer Zweck vor, vielleicht will er die Nation an die Notwendigkeit erinnern, bei Rußland zu stehen, nachdem sich jetzt wieder die Neigung an höchster Stelle zeigt, Anlehnung an England zu suchen. Mit dem lebhaften Wunsche des Kaisers, nach England zu reisen, muß dauernd gerechnet werden. Bedenklich war die Rolle, welche die gewöhnlich vom Berliner Amt beeinflußten Zeitungen spielen. So begnügte sich die „Köln. Ztg." nicht damit, die Enthüllung scharf zu

verurteilen, sondern sie suchte das Geheimabkommen als eine Doppelzüngigkeit zu brandmarken. Hiervor habe ich in einem längeren amtlichen Bericht gewarnt, auf die Gefahr, daß Holstein mich nun des Einverständnisses mit Bismarck bezichtigt. Die Tatsache der Enthüllung habe ich dabei bedauert. Wie übrigens die amtliche Pressestelle (Geheimrat Hammann) arbeitet, davon ein Beispiel. Die hiesige „Weimarer Zeitung" brachte plötzlich hintereinander an drei Tagen sehr scharfe Auslassungen gegen Bismarck. Das war in diesem sonst politisch inhaltlosen Blatte so ungewöhnlich, daß ich den Minister von Groß gelegentlich darauf ansprach. Dieser hatte die Artikel gar nicht bemerkt und meinte, sie seien wohl aus der „Kölnischen" abgeschrieben, und als ich ihm mitteilte, diese gebe sie ja zum Teil telegraphisch wieder, meinte er: „gut, daß der Großherzog fort ist, sonst setzt's was". Offenbar stammen die Artikel aus Berlin. Hammann ist Weimaraner und die „Kölnische" ist ersucht worden, sie zu übernehmen. Nun habe ich nach Berlin berichtet, die „Weimarer Zeitung", die sehr wenig Leser habe, könne für den nicht amtlichen Teil nicht als Regierungsorgan bezeichnet werden. Ein ganz ähnlicher Fall hat sich mit Artikeln der „Karlsruher Zeitung" ereignet.

Gestern erhielt ich einen Erlaß, gezeichnet „Fürst Hohenlohe" und mit „Eigenhändig und Eingeschrieben" vermerkt, in dem ich in übrigens höflichem Tone auf die Unzulässigkeit meiner wiederholten Anwesenheit in Berlin, ohne vorherige Ermächtigung, aufmerksam gemacht werde. Ich suche die Veranlassung in Holstein, dem ich in Berlin zweimal (ohne gegenseitigen Gruß) begegnet bin. Ich habe geantwortet, daß ich Holstein hinter der Anzeige suche. Ich gebrauchte die „Returkutsche", daß er bei seinen ausgedehnten Abwesenheiten vom Amte ähnlich verfahre, und daß, wer im Glashause sitze, nicht mit Steinen werfen solle. Außerdem aber schrieb ich einen Privatbrief an den Kanzler, die Bitte äußernd, in allen Fragen, die meine Person beträfen, Holstein fern zu halten. So ließ ich dem Fürsten über die Kluft, die mich von diesem trennt, keinen Zweifel. Beide Schriftstücke habe ich ebenfalls „eigenhändig und eingeschrieben" dem Kanzler gesandt. Mein Zweck ist, zu zeigen, daß ich zur Wehr gegen alle Holsteinschen Intrigen entschlossen bin, mag dabei auch die Stellung in Weimar auf dem Spiele stehen.

Vorgestern begannen wir wieder mit unseren kleinen Einladungen: Prinz Bernhard von Weimar, gutmütig aber beschränkt, dazu Freund eines stillen Trunks, Frau von Alten eine freundliche, harmlose Amerikanerin, Gräfin Wedel zwar gescheut, aber zerstreut, Oberstleutnant von Nostitz still und in sich gekehrt, Kammerjunker von Egloffstein genannt

Zuckerwässerchen, Lassen auf seinem musikalischen Gebiete angesehen, aber öffentlichen Vorgängen abgewandt. Solche Abende werden nun fortlaufend wiederkehren. Das politische Leben kommt dabei nicht zu seinem Rechte.

Zu der Angelegenheit Kayser wird mir noch aus Berlin geschrieben, daß Staatssekretär Nieberding gegen die Ernennung für Leipzig Bedenken erhoben, sich aber schließlich gefügt hat. Er berief sich bei seiner Ablehnung auch darauf, daß Kayser verschiedene Male öffentlich Unwahrheiten vorgeworfen worden seien, ohne daß dieser sich dagegen gewehrt hätte. Auch sei seine sachliche Befähigung nicht genügend erwiesen. Aber Hohenlohe ist dem Manne nunmal verpflichtet und setzte schließlich seinen und Kaysers Wunsch durch.

8. November. Ich habe mir Ausschnitte von den Äußerungen der Zeitungen über die Hamburger Enthüllungen schicken lassen und versinke in dem Stoß, den man mir gesandt hat. Es sind darunter Auslassungen, die einen zum Lachen bringen, andere, über die man entrüstet sein könnte. Einigermaßen annehmbar können ja nur die sein, die mit amtlichen Stellen in Verbindung stehen. Denn nur das Amt kann als einziger Kenner des Geheimvertrages ein begründetes Urteil haben, wenn es freilich auch Partei ist und zwar hier eine vom Fürsten Bismarck angeschuldigte Partei. Solange der Vertrag nicht veröffentlicht ist, und das erlaubt das russische Kabinett nicht, kann das letzte Wort nicht gesagt werden; auch ich bin ja mitbeschuldigt, und zwar einer Torheit, und das auf einem Gebiete, auf dem der Fürst mit seinen größten Leistungen geglänzt hat. Von solcher Seite angeklagt zu werden, kommt zunächst einer Verurteilung gleich. Und dennoch getraue ich mich, zu widersprechen und überlege, ob ich nicht in einer neuen Begegnung mit dem Fürsten ihm selbst den Verlauf der Dinge vortragen solle, die in den Endtagen des März 1890 gespielt haben. Wenn ich Holstein so gekannt hätte, wie er sich in den nächsten Wochen gewandelt hat, als die ihm bis dahin angelegten Zügel fielen, so hätte ich vielleicht mit größerer Vorsicht gehandelt, aber in der Hauptsache würde ich auch heute, nach voller Kenntnis der Vorgänge, nicht anders vorgehen, d. h. den Vertrag in der Gestalt, wie er uns damals vorlag, nicht erneuern. Fürst Bismarck handelt jetzt unbillig und parteiisch, wenn er es so hinstellt, als sei der Vertrag eine einfache Bindung der zwei Mächte zu gegenseitiger Neutralität gewesen. Die Lösung eines solchen Bundes wäre in der Tat eine Torheit, ja ein Verbrechen gewesen. Aber er verschweigt, daß wir

Rußland Zugeständnisse gemacht haben, die durch nichts erwidert wurden. Die Wiener würden entschieden widersprechen, wenn sie wüßten, daß wir Bulgarien einfach der russischen Interessensphäre überlassen haben; Rumänien würde dem Geheimabkommen mit dem Dreibund einen geringen Wert beilegen, wenn dort bekannt wäre, daß wir Rußland den Weg nach dem Süden öffneten; England würde sich in seiner Politik schwer getäuscht glauben, wenn es entdeckte, daß wir durch ein Abkommen die Meerengenfrage im russischen Interesse gelöst haben. Alldies können wir heute nicht im Einzelnen der Öffentlichkeit darlegen. Wenn ein Bismarck ein solches Doppelspiel und zwar im Interesse des Friedens führen wollte, so konnten wir uns der Führung dieses Großen unterwerfen, aber es kann keinem Nachfolger verdacht werden, wenn er sich diese geheime Doppelpolitik nicht zutraute, die ihn jeder Zeit der Möglichkeit aussetzte, das Mißtrauen seiner Freunde und Verbündeten zu wecken. Eine andere Frage ist, ob wir nicht dem späteren Drängen von Giers hätten nachgeben und ein von den bedenklichen Bedingungen freies Abkommen treffen sollen. An diese Möglichkeit habe ich für meine Person gedacht, als ich in der entscheidenden Konferenz vom März 1890 für die Fortsetzung der Verhandlungen mit Rußland eintrat. Ich hatte wohl damals als der jüngste der Räte nicht die erforderliche Geltung, und man ging über mich zur Tagesordnung, aber ich habe mir auch keine Vorwürfe zu machen. Wenn später unsere Politik uns von Rußland auch äußerlich getrennt hat, so liegen die Gründe nur zum Teil in unserem Verhalten zum Geheimvertrage, sondern in Umständen, die mit dem späteren Verlauf der Dinge in Verbindung stehen. Ich nehme an, daß der Text des Vertrages in Bälde bekannt werden wird [1]) und ich werde dann meine Haltung zu verteidigen wissen.

11. November. Hohenlohe hat mir in einem eigenhändigen Briefe geantwortet, die Anzeige rühre nicht von Holstein her, sondern von Anderen, er bitte mich Angriffe auf Beamte des Auswärtigen Dienstes zu unterlassen. Natürlich hat Holstein, seiner Art entsprechend, andere vorgeschickt. Ich lasse die Sache nun ruhen. Es war mir besonders darum zu tun, den Fürsten auf meine Beziehungen zu „Austernfreund" auch schriftlich aufmerksam zu machen. Ob es hilft, wird die Zukunft lehren. Übrigens ist es ganz üblich, daß die in Deutschland wohnenden Gesandten sich auch ohne Urlaub kurze Abwesenheiten von ihrem Wohnsitz gestatten,

[1]) Erst nach dem Weltkriege ist der Text amtlich veröffentlicht worden und hat unter den gänzlich veränderten Verhältnissen nicht mehr das frühere Interesse gefunden.

wenn sie sich nur so einrichten, daß sie jeder Zeit zu Amtshandlungen rechtzeitig zurückkehren können.

Die „Weimarer Zeitung" hat nun erklären müssen, ihre politischen Artikel seien in keiner Beziehung amtlichen Ursprungs, auswärts walte eine ganz falsche Auffassung. Das geschah am 7. Abends. Erst am 9. bringt die „Köln. Ztg." telegraphisch die Richtigstellung. Offenbar stammt dieses Telegramm aus Berlin, wohin ich von der Mitteilung der „Weimarer Zeitung" Kenntnis gegeben hatte. Das Weimarer Hauptblatt „Deutschland" ist nun Feuer und Flamme für Bismarck, offenbar um der Kollegin den Wind aus den Segeln zu nehmen. Schließlich beendet noch ein Satyrspiel die ganze Aufführung, indem Holstein verbreiten läßt, Graf Herbert Bismarck habe die Enthüllungen veranlaßt. Dieses Ausspielen des Sohnes gegen den Vater nennen die „Berl. N. Nachr." „einfach gemein".

17. November. Fürst Bismarck kann mit der gestrigen Verhandlung im Reichstage zufrieden sein. Die ursprünglich von den feindseligsten Absichten getragene Interpellation des Zentrums ist in eine Verherrlichung des Fürsten ausgelaufen. Wie immer las Fürst Hohenlohe seine dürftige Erklärung ab. Die Rede Marschalls stimmt in ihrem ersten Teil (das Verhältnis des russischen Abkommens zu unseren Bündnis-Verträgen) inhaltlich so sehr mit meinen Berichten überein, daß ich glaube, sie sei dadurch beeinflußt worden. Dazu mußte er allerdings die Presse mit ihren schweren Anklagen der Untreue Bismarcks abschütteln. Der zweite Teil ist aber sehr künstlich und wird ohne Zweifel in Friedrichsruh zu Erwiderungen führen. Tatsächlich war Marschalls Lage sehr schwierig, wenn er gleichzeitig Bismarck schonen und die Politik seiner Nachfolger verteidigen wollte. Die „Frkf. Ztg.", die sich Großes von dem Tage versprochen, ruft in verhaltener Erbitterung aus: „Es war ein großer Tag! Jedes Mal, wo die Probe gemacht wird, erweist es sich, daß unser Parlament eine Debatte über auswärtige Politik nicht zu führen vermag".

20. November. Dieser Tage speiste Frau Stichling bei uns, die Witwe des in guten Andenken lebenden hiesigen Ministers, eine vortreffliche alte Dame, die mit ihren weißen Locken und den großen freundlichen Augen, ihren lebhaften Erinnerungen aus alter Zeit und ihren verständigen Ansichten so recht das gute alte Weimar vorstellt. Es schmeichelt mir, daß unser Haus das einzige fremde ist, das die alte Dame

noch betritt. Gleichzeitig war Frau von Boxberg hier, die enttäuscht von Weimar scheidet. Wie weit sie und ihre Art an dieser Enttäuschung schuld, wird verschieden beurteilt. Sie fühlte sich durch das Vorherrschen der Hofbeamten vor den Staatsdienern beeinträchtigt.

Wie man hier drei gerade sein läßt, wenn es gerade so paßt, davon ein vergnügliches Beispiel. Vor etwa 14 Tagen starb der Herzog Wilhelm von Württemberg; man schob die Hoftrauer auf diese Woche auf, in der die Erinnerung an den Tod des Erbgroßherzogs wiederkehrt. Nunmehr sagte man auch jene Trauer an, und Niemand weiß so recht, wofür er nun trauert ... Der Großherzog geht eigenwillig seinen Weg. Als kürzlich eine Büste des verstorbenen Sohnes enthüllt wurde, lehnte er seine Anwesenheit ab, ja sogar den Enkeln wollte er verwehren, herzukommen. Aber dieses Mal versagten Letztere und nahmen mit ihrer Mutter teil. Ich war verblüfft, als der nahe Freund des Verstorbenen, Herr von Helldorff, mir als Grund dieses Verhaltens angab, der Großherzog wolle den Sohn nicht gelten lassen. Er habe ihn immer als „Nonvaleur" behandelt, ein Denkmal brauche er nicht zu erhalten!

Über den russischen Geheimvertrag haben sich inzwischen die Gemüter beruhigt. In den nationaldenkenden Kreisen ist freilich der Eindruck für die Regierung sehr ungünstig; man ist allgemein überzeugt, daß die Nachfolger des großen Kanzlers einen schweren Mißgriff begangen haben, als sie den Vertrag fallen ließen. Man glaubt auch an die Echtheit der Versicherung der „Hamb. Nachr.", bis 1890 sei das Verhältnis zu Rußland immer gut gewesen, und erst seitdem habe sich Rußland Frankreich zugewandt. Das ist nun ein offenbarer Irrtum. Es gibt keinen praktischen Politiker oder Beobachter aus den achtziger Jahren, der nicht das Gefühl gehabt hätte, wie unerfreulich damals unsere Beziehungen zum russischen Volke gewesen sind, während nur zeitweilig ein besseres Verhältnis zwischen den Regierungen herrschte. Auch dieses ist immer nur kurzlebig gewesen. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß Bismarck den Berlin besuchenden Zaren mit dem Verbot der Lombardierung russischer Werte empfing. Giers hat damals über diese Kampfmaßnahme gegen sein Land die Hände gerungen. Und dieser unfreundliche Akt vollzog sich kurze Zeit nach dem Abschluß des Geheimvertrages. Ich habe sogleich, als ich von dem Vertrage Kenntnis erhielt, die äußerste Geheimhaltung als einen Mangel bezeichnet; denn so konnte er die notwendige Wirkung auf die Stimmung der beiden Völker nicht üben. Der Zar bangte sogar für seine Volkstümlichkeit, wenn der Inhalt in seinem Reiche bekannt würde. Alle diese Dinge bleiben heute unbekannt,

und die Regierung kann dem schlimmen Verdacht nicht wirksam entgegen treten, daß sie einen angeblich so bedeutsamen Schutzvertrag ohne erkennbaren Grund geopfert habe. Ohne volle Kenntnis des Textes läßt sich überhaupt nicht urteilen.

24. November. Der Großherzog tut sich, wie ich immer wieder beobachtete, auf seine russische Verwandtschaft — Zar Paul ist sein mütterlicher Großvater — viel zugute und stellt die russische Kaiserfamilie besonders hoch. Wochenlang überlegt er, wie er den Zaren bei seinem Aufenthalt in Deutschland fassen könne. Als dieser sich jetzt bei seinem Schwager in Darmstadt von seiner französischen Reise erholte, sandte der Großherzog ihm verschiedene Anfragen, die zum Teil unbeantwortet blieben, bis schließlich der Zar ihm eine Begegnung in Wiesbaden, wo er die russische Kirche einweihen wollte, und der Großherzog zum Besuch der Großfürstin Konstantin weilte, in Aussicht stellte. Nun hatte Letzterer erfahren, daß der Zar dem Kaiser am 20. in Wiesbaden den von diesem in Darmstadt gemachten kurzen Besuch erwidern werde. Erfreut, an dieser Begegnung Teil nehmen zu können, begibt sich nun der Großherzog noch am abend zuvor ins Wiesbadener Theater, wo der gleichfalls anwesende deutsche Kaiser ihm die große Loge angeboten hatte. Sein Adjutant Graf Bylandt wurde aber dort von der Umgebung des Kaisers mit Ausdrücken des Unwillens empfangen, daß der Großherzog sich zu der Kaiserbegegnung dränge. Das sei einfach unmöglich, mit schwerer Mühe sei sie zustande gebracht, sie würde als eine Familiensimpelei erscheinen, wenn noch Verwandte hinzu kämen; als solche würde die französische Presse sie hinstellen usw. Bylandt solle dem Großherzog den Gedanken ausreden. Er machte in der Tat noch vor der Nachtruhe beim Großherzog den Versuch. Seine Königliche Hoheit geriet aber in Zorn und erklärte alles für Geschwätz der Umgebung. Er verbitte sich das, er sei in der Pause beim Kaiser gewesen, habe sich beim morgigen Essen zu Ehren des Zaren eingeladen und der Kaiser habe es gern genehmigt. Der Einwand, daß der Kaiser dies nur gezwungen, aus Höflichkeit, getan, führte zu einen neuen heftigen Ausbruch. Er werde ganz gewiß kommen, er werde sogar den Zaren in russischer Generalsuniform begrüßen. Damit wurde Bylandt ungnädig entlassen. Am nächsten Morgen erfuhr nun Letzterer, daß in der Tat der Großherzog zur Mahlzeit mit eingeladen sei, aber auf dem Bahnhof nicht erscheinen würde. Dem Wunsche des Kaisers, von seinem Erscheinen auf dem Bahnhof abzustehen, mußte er sich fügen. Bei dem Essen aber blieb es, ohne daß übrigens über

die Anwesenheit viel nach außen verlautet hätte. So endete dieses heitere und in seiner Art charakteristische Zwischenspiel. Die Begegnung der beiden Kaiser war eben nur unter Schwierigkeiten zustande gekommen, und noch vier Tage vorher hatte der russische General Richter bestimmt erklärt, daß kein Besuch beabsichtigt sei. Er entsprach in den Formen ganz dem Besuch in Darmstadt und war so kurz, daß die zwei Kaiser sich allein, außer im Wagen, gar nicht sprechen konnten. Deutscherseits war natürlich die Begegnung als Abschwächung der Pariser Feste gedacht. Man wird bezweifeln, ob diese Wirkung erreicht wurde.

30. November. Wie ich aus bester Quelle höre, hat die Kaiserin sich geweigert, ihren Gatten bei dem Darmstädter Besuch zu begleiten. Sie ist entrüstet über das Verhalten des Zarenpaares in Paris. Die Sache bietet insofern Interesse, als darnach die Kaiserin sich eine eigene Ansicht in einer wichtigen politischen Frage zutraut und den Mut hat, sie ihrem Gatten gegenüber zu vertreten.

Der Großherzog läßt hier nicht leicht einen Fremden von Bedeutung und namentlich von vornehmer Familie durchgehen, ohne ihn zu sich zu bitten. So passierte es Graf Hoensbroech, der einen Vortrag über den Ultramontanismus halten wollte und nicht daran dachte, den Großherzog zu belästigen. Nun fragte mich der Flügeladjutant Prinz Wittgenstein, was ich dazu sage, wenn der Fürst den Grafen Hoensbroech zu sich einlade. Ich erwiderte, das schiene mir zuviel Aufhebens. Etwas anderes wäre es, wenn der Graf um eine Audienz nachgesucht hätte. Auch riet ich auf Befragen dem Großherzog ab, den stark gewürzten Vortrag zu besuchen. Nun blieb in der Tat der Großherzog dem Vortrage fern, aber Hoensbroech wurde nahe gelegt, sich zu melden, und er wurde empfangen. Als Wittgenstein mit ihm beim Großherzog eintreten wollte, winkte ihm dieser ab und empfing den Grafen allein. Nun meldet die Zeitung „Deutschland", der Großherzog hätte sich mit den Bestrebungen des Grafen wider den Ultramontanismus einverstanden erklärt. Diese offenbar von Letzterem ausgehende Bemerkung wird ohne Zweifel dem Großherzog unangenehm sein; denn er wünscht mit dem Papste, den er bei seinen italienischen Reisen gewöhnlich besucht, gut zu stehen.

Ein Dr. Büllner, früher bei den Meiningern, ist hier von dem ihm wohlwollenden Theaterintendanten von Vignau zur Rolle des „Tannhäuser" zugelassen worden, da jener sich auch für einen Wagner-Sänger hält. Der Abend erschien mir peinlich, der Mann legt den Hauptwert auf die schauspielerische Darstellung und bekommt bei dem Wettgesang

auf der Wartburg und der Pilgerszene fast epileptische Anfälle. Er gluckste hörbar unter der maßlosen Erregung, in die er sich hineinspielte. Ein Teil des Publikums aber scheint solche Übertreibungen gern zu sehen.

Das Schweigen Bismarcks auf die Marschallschen Ausführungen im Reichstag, die mancherlei Stoff zur Kritik boten, wird mit angeblichen Vermittlungen unter der Hand erklärt. Miquel gab mir folgende Auslegung der Handlungsweise Bismarcks. Dieser habe erkannt, daß seine ablehnende Haltung auf dem sozialen Gebiete im Winter 1890 allgemein gemißbilligt worden sei, während das Verhalten des Kaisers Zustimmung gefunden habe. Dadurch, daß er nun seine Entlassung auf Vorgänge in der auswärtigen Politik zurückzuführen suche, in der er doch nun mal unangreifbar sei, schaffe er sich eine bessere Verteidigung seiner damaligen Haltung. Diese Auslegung scheint manches für sich zu haben.

7. Dezember. Nach längerer Pause begegnete ich kürzlich dem Großherzog beim Grafen Görtz. Für seine 78 Jahre ist seine Haltung noch immer aufrecht und würdig, doch wird die Unterhaltung mühsamer. Er kam auf den Rückversicherungsvertrag zu sprechen, dessen Inhalt ihm natürlich nicht bekannt war. Ich vermied es, ihm Einzelheiten anzugeben, bemerkte aber, daß die von Friedrichsruh veröffentlichten Mitteilungen unvollständig seien und kein rechtes Bild von der Sachlage lieferten. Da nun die russische Regierung in Berlin habe wissen lassen, daß sie keine Preisgabe des Inhalts wünsche, so sei unser Auswärtiges Amt nicht in der Lage, seine Haltung vor der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen. Der Großherzog schüttelte den Kopf, sagte aber nichts weiter.

Dieser Tage speisten wir bei der Erbgroßherzogin. Auf eine Aufforderung der Damen mußte ich einen Vortrag über die kürzlich an den Armeniern verübten Greuel halten, wobei ich die Unmöglichkeit hervorhob, den Unglücklichen zu helfen. Fräulein von Welk, die junge neue Hofdame, blickte mich dabei mit ihren großen guten Augen so unglücklich an, daß ich fast den Faden verlor. Die Erbgroßherzogin zeigte sich sehr gesprächig. Ihr sonstiges strenges Getue ist mehr auf ihre Umgebung (Gräfin Bothmer) und das Vorbild des Großherzoglichen Paares zurückzuführen. Von dieser Steifheit hörte ich neulich ein Beispiel. „Glauben Sie, daß mir altem Manne", sagte mir Herr von Helldorff, „die Großherzogin während meines dreimonatigen freiwilligen Dienstes in Heinrichau diesen Sommer auch nur einmal die Hand gegeben hätte? Als ich sie hier wieder im Schlosse ablieferte, geruhte sie endlich, mir diese

Gunst zu erweisen." Die Erbgroßherzogin schilderte mir, wie sehr sie auf die Lösung der Lippeschen Erbfolgefrage gespannt sei, die Sache beschäftige alle deutsche Fürsten. Insbesondere nehme der König von Sachsen die Sache sehr ernst und interessiere sich für den Austrag des Falls durch einen Spruch von Schiedsrichtern, die aus der Zahl der Fürsten selbst gewählt würden. Von Interesse war mir auch die Mitteilung, daß der Zar dem Großherzog in Moskau gesagt habe, er wolle nicht mehr die Verfolgung der Protestanten in den Ostseeprovinzen. „C'est trop odieux", habe der Kaiser gesagt.

Gestern wohnten wir bei Baronin Bloome der Dilettanten-Aufführung einer höchst langweiligen französischen Komödie bei. Das Französisch der Baronin und einer der Hofdamen war fast unerträglich und ihr Spiel so öde, daß das lustigste Stück durchgefallen wäre. Natürlich wurde es lebhaft beklatscht, und der Großherzog war so gütig, seine Zufriedenheit auszusprechen.

Es halten sich jetzt verschiedene Engländer hier auf, und der Hof hat sie auch gleich eingeladen, obwohl ihre Persönlichkeiten gar nicht so sicher sind. Einer nennt sich Lord Sincere und soll natürlich sehr reich sein. Eine Mrs. Sandham gibt hier Empfehlungen eines Mr. Monkswell ab, Unterstaatssekretär des Kriegs, „sometimes Lord in waiting to the Queen". Dieser Herr schreibt an mich ohne genauere Adresse. Wir guten Deutschen, denen das Fremde über alles geht, finden das ausreichend. Auf diese Weise sind dem hiesigen Hofe schon bedenkliche Abenteurer durch die Säle gegangen.

Die letzten Tage verschwendete ich mit dem Lesen des neusten Skandal-Prozesses Leckert-Lützow [1]). Marschall zeigte sich auf dem Zeugenstand als hervorragender Staatsanwalt und beherrschte wirklich die Lage. Aber es ist schon in Köln aufgefallen, wie gewandt er den Tatsachen aus dem Wege ging. Der Verkehr des auswärtigen Amts mit der Presse ist in seinen Aussagen ganz unzutreffend dargestellt. Daß der Einfluß auch in der Presse durch Holstein ausgeübt wird, und daß Marschall selbst auch andere Zeitungsvertreter als die von ihm bezeichneten empfängt, wurde geschickt verschleiert. Im übrigen ist das Treiben des Polizeikommissars von Tausch kläglich gewesen. In der Verhandlung fiel die Abgeschlossenheit der obersten Ämter gegeneinander auf. Seit vier Jahren,

[1]) Zwei Journalisten Leckert und Lützow waren wegen Verbreitung falscher und für Herrn von Marschall und Graf Ph. Eulenburg beleidigender Artikel zu Gefängnisstrafen verurteilt worden. Bei diesen Vergehen war ein Polizeikommissar Tausch als Beteiligter festgestellt worden.

so behauptet Marschall, sei er von der politischen Polizei wissentlich getäuscht worden. Hatte er denn nicht den Weg zu dem Minister des Innern oder an das Staatsministerium?

13. Dezember. Der Prozeß ist auch in Weimar in aller Munde; Groß, Minckwitz u. a. äußerten sich mir bedauernd über den Fall. Der Großherzog, den ich auf der Jagd in den Ettersbergen lange sprach, fragte mich nach Einzelheiten. Er hielt das Verfahren wohl für nötig, um die Sache aufzuklären, aber die dabei zutage getretenen Übelstände seien doch recht bedenklich, namentlich auch was die Beziehungen der Minister untereinander betreffe. Bei der Besprechung des in Hamburg herrschenden Streiks konnte ich wieder die Abneigung des Großherzogs gegen England bemerken. Er knirschte mit den Zähnen bei dem Gedanken, daß englische Hände dabei beteiligt seien. Dann sprach er von der Polen-Politik, über deren Schwankungen er besorgt ist. Dabei trat wieder seine Russenliebe zutage. Seine Bemerkung, die Polen hätten sich gegen „seine Familie" versündigt, hörte sich merkwürdig an. Mit der Familie meint er nämlich die Romanows, läßt er doch beinahe den Zaren als Chef seines Hauses gelten. Mit solchen Gefühlen muß er mal in Streit mit seinem [illegible] kommen, und wiederholt habe ich in unseren Gesprächen vorsichtig versucht, ihn auf diese Bedenken aufmerksam zu machen. Die übrigen Jäger waren froh, daß ich ihnen die Unterhaltung abnahm, wobei mir freilich im Treiben manches Tier durch die Lappen ging. Wir jagten auf der Stätte, wo ein Stein die Erinnerung an eine Jagd Napoleons (1808) festhält. Der Großherzog wußte darüber mancherlei zu erzählen; in solchen Erinnerungen ist er wirklich stark.

Unsere Gesellschaftsabende sind nach rückhaltslos geäußertem Urteil so ziemlich das Unterhaltendste, was der thüringenschen Geselligkeit geboten wird. Sonst macht diese nämlich einen etwas gezwungenen Eindruck. Die Wagen werden gewöhnlich nach genau eindreiviertel Stunden zum Abholen der Gäste bestellt, und da man infolge langsamer Bedienung über anderthalb Stunden an der Tafel verbringt, kann man kaum noch in Ruhe den Kaffee genießen. Die Gastgeber sind froh, ihrer Pflicht nachgekommen zu sein, und man wird eigentlich herauskomplimentiert. Dieser Gewohnheit habe ich bei uns ein Ende gemacht.

14. Dezember. Der „Vorwärts" bezeichnet den Leckert-Lützow-Prozeß als eine Art Vorläufer des Zusammenbruchs, ähnlich wie es der Halsband-Prozeß für die französische Revolution war. Das ist natürlich Unsinn,

aber ein Zeichen der sinkenden Achtung der Staatsgewalt ist er gewiß. Daß ferner eine solche Mißgunst und Anfeindung innerhalb der höchsten Behörden bestand, ist sicher für die Welt neu. Das sozialdemokratische Blatt sucht hinter den Vorgängen Bismarck, und auch demokratische Blätter deuten das an, obwohl nicht der geringste Beweis vorliegt. In den konservativen Blättern wird dagegen mehr auf das Bedenkliche der „Flucht in die Öffentlichkeit" hingewiesen, mit der Marschall sein Verhalten rechtfertigt. Dieser hat die Sache in seinem persönlichen Interesse gewandt geführt und seine Fähigkeit als früherer Staatsanwalt neu erwiesen. Aber der Unbefangene muß doch sagen, daß das Gericht einfach die Segel vor ihm gestrichen hat. Er richtete an die anderen Zeugen unbeschränkt Fragen, ihm wurde in breitester Weise das Wort zur Darlegung seiner Ansichten erteilt, während sonst vom Leiter abgelehnt wurde, Ansichten der Zeugen zu hören. Kurz, die forensische Beredsamkeit Marschalls und seine Beherrschung des Stoffs, vor der der Vorsitzende sich gehorsam beugte, beeinflußte die Verhandlung. Man sieht wieder, wie wenig das Gericht ein geeigneter Ort ist, politische Fragen auszutragen. Daneben ist eine Masse schmutziger und leider auch amtlicher Wäsche gewaschen worden, wobei ein unerfreuliches Bild innerer Zustände zutage trat. Der Pariser „Figaro" sagt giftig, daß die Verhandlung ein trauriges Licht auf die öffentlichen Sitten Deutschlands werfe. Wir Wenige, die hinter die Kulissen zu schauen wissen und das Treiben der Holstein, Kiderlen und Eulenburg kennen und sehen, wie die Person des Kaisers und ärger noch die des Kanzlers und des Staatssekretärs von einer verborgenen Kamarilla gemißbraucht wird, wir wundern uns über diese Erscheinungen nicht mehr. Wenn die aus dem Prozeß sich ergebenden Erfahrungen wenigstens Nutzen brächten! Marschall fühlt sich, wie mir Humbert schreibt, trotz des unleugbaren Erfolges, den er persönlich davon getragen, durch die Anstrengungen der letzten Wochen körperlich gebrochen. Das beweist, welche Bedeutung er diesem häßlichen Streit, der doch eigentlich in seinem Ursprung nur einem Paar jämmerlicher Preßbengel zu verdanken ist, beigelegt hat. Er äußerte zu Humbert, daß er seines Amtes bis an den Hals satt sei.

16. Dezember. Um mich vor dem Ausräumen meines Arbeitszimmers für Tanzzwecke zu retten, machte ich einen Ausflug nach Leipzig und sah dort Dr. Kayser, der mit seinen häufigen Herzkrämpfen den Eindruck eines gebrochenen Mannes macht. Aus seinen Mitteilungen ging hervor, daß er in der Tat damit gerechnet hatte, Hohenlohe würde ihn im letzten

Moment festhalten, unter Schaffung einer Staatssekretärstelle im Kolonialamt. Über seinen Nachfolger Richthofen habe er durch Wißmann gehört, daß sein erstes Auftreten im Reichstag unglücklich gewesen, er übrigens auch bereits von dem Amtsleiden der Nervosität befallen sei. Offenbar wünscht der Edle, daß Richthofen bald seine Minderwertigkeit (nach solchem Vorgänger) erweisen möge.

Ich wohnte einer ungemein langweiligen Sitzung eines Strafsenats des Reichsgerichts bei, ebenso einer unterhaltenderen im Landgericht.

Gestern wurde bei uns getanzt. Der Großherzog fragte mich wieder viel nach dem bekannten Prozeß und dem Ausfall des Lippeschen Schiedsgerichts. Ich meinte, meine Berliner Quelle lasse eine Anerkennung der Biesterfelder Ansprüche voraussehen. Das wünschte der Großherzog offenbar auch. Er hatte zuerst gedacht, die Fürsten sollten zusammen persönlich die Frage entscheiden, aber freilich, das gab er zu, hätten sie dies nur nach gehöriger Vorarbeit von Sachverständigen tun können.

Palézieux, der von seiner Hochzeitsreise aus Frankreich zurückgekehrt ist, erzählte mir, der Botschafter Fürst Münster sei in Paris ganz unmöglich, physisch und geistig verkalkt, ohne Arbeitsfähigkeit, auch ohne Verbindung mit französischen Kreisen, alle Welt beklage seine Verwendung an der so wichtigen Stelle. Sogar sein Militärattaché Schwarzkoppen gestehe, daß es so nicht weitergehe. Das Anerbieten des Präsidenten Faure, von seiner Präsidentenloge im Theater Gebrauch zu machen, hätte Münster gelegentlich abgelehnt und sei dann in der Erlangerschen Loge erschienen. Das heiße doch ganz auffällig verletzen.

31. Dezember. Die Weihnachtswoche verbrachte ich wieder in Berlin. In- und außerhalb des Amtes ist das Thema Tausch noch immer das herrschende, und die Frage, ob man mit der Anstrengung des Prozesses recht getan hat, wird nach dem ersten schnellen Urteil heut verneint. Selbst Marschall ist jetzt unsicher. Er fragt alle guten Bekannten, was sie von seinem Vorgehen dächten. So wünschte er von Direktor Hellwig zu hören, ob er nicht ebenso gehandelt hätte. Ohne Zweifel hat der wohlerzogene Direktor die Frage bejaht. Im Amt schien man nicht zu wissen, wie der Kaiser von der Sache denkt. Aber aus erster Quelle erfahre ich, daß dieser sich zu dem Reichskanzler mißbilligend über Marschalls Vorgehen ausgesprochen hat. Darauf hat aber unerwartet Hohenlohe telegraphisch geantwortet, daß, wenn Seine Majestät auf dieser Ansicht beharrte, unzweifelhaft eine Kabinettskrise eintreten müsse. Ich fragte Miquel, wie es denn gekommen sei, daß im Kronrat die Zustimmung

zur Prozeßführung erteilt worden sei, was der Reichsanzeiger angedeutet hatte. Da antwortete mir aber der Minister, daß sei gar nicht der Fall gewesen, der Kronrat habe einen Prozeß nicht im Auge gehabt, der Kaiser also auch nicht zustimmen können. Überhaupt wird mir über die Wahrheitsliebe Marschalls allerlei erzählt. Zu Miquel hat er sich vor dem Prozeß geäußert, er empfange von Zeitungsvertretern überhaupt nur Prof. Schiemann, von dem er wußte, daß er auch bei Miquel verkehre. Im Prozeß aber nannte er Schiemann gar nicht, sondern die „Köln. Ztg." und zwar als seine einzige Preßverbindung. Gleichwohl mußte er zum Schluß auch noch das „Berl. Tageblatt" zugeben. Wir Beamte wissen, daß es noch viele andere waren. Nun ist Marschall über der Aufregung krank geworden, und man fragt schon nach dem Nachfolger. Und da man glaubt, auch Hohenlohes Tage seien gezählt, so wird auch hier das Horoskop gestellt. Dabei wird Waldersee wieder als Kandidat genannt. Obgleich die Trennung des Generals von Berlin sich in einer bewegten Szene vollzogen hat, die dieser dem Kaiser machte, erzählt man jetzt wieder von einem Besuch des Kaisers in Altona. Auch Bülow wird als Reichskanzler genannt. Gegen seine Wahl als Staatssekretär des Auswärtigen Amts würde ich nichts einzuwenden haben. Vielleicht daß dann wirklich etwas mehr auswärtige Politik gemacht wird, die unter den Skandalen der letzten Zeit fast völlig verschwunden ist. Jetzt wird eine Politik der persönlichen Selbsterhaltung getrieben. Da man besorgt, daß der neue Prozeß gegen Tausch keine großen Ergebnisse haben wird, soweit seine letzten Aussagen in Frage kommen, so werden andere Anklagen herangezogen, und da ist es interessant, in den Zeitungen, die auf Marschall schwören, zu lesen, daß gegen Tausch jetzt auch wegen Majestätsbeleidigung vorgegangen werden soll, weil er ungünstige Nachrichten über das Befinden des Kaisers in die Zeitungen gebracht habe. Man sucht gar nicht ungeschickt, den Kaiser solidarisch zu machen mit dem Vorgehen gegen das zweifelhafte Subjekt. Ähnlich tritt plötzlich die „Köln. Ztg." in der Frage der Hamburger Enthüllungen mit der Vermutung auf, diese seien gegen den Kaiser persönlich gerichtet. Hinter dieser Tätigkeit suche ich die Verbindung von Holstein und Fischer. Neulich äußerte mir Schiemann, der Holstein oft sieht, um sich für seine Wochenrundschau in der Kreuzzeitung Stoff zu holen, er fange an, diesen von der pathologischen Seite zu beurteilen. Ob Holstein nicht in Sadismus endigen werde? Seine schlüpfrigen Anspielungen ließen darauf schließen. Auch Schiemann hält jetzt diesen Mann für den Dämon in den gegenwärtigen Zuständen, ihm sei jeder sittliche Grundsatz fremd, alles auf Befriedigung

des persönlichen Einflusses zugespitzt. Ob er wieder mit England gegen Rußland arbeiten solle, das ist für Holstein nicht eine Frage der Interessenpolitik seines Landes, sondern eine solche, wie er damit beim Kaiser am besten einsetze. Man muß Letzteren bedauern, da er in seinem Vertrauen zu dieser Persönlichkeit — besonders durch Philis Fürsprache — so erhalten wird, daß dessen Beseitigung kaum möglich erscheint. „Man sollte dem Kaiser eine Denkschrift über die geheimen Vorgänge im Amt und die Wirksamkeit Holsteins in die Hand spielen", bemerkte mir Miquel wörtlich. Er gibt sich aber, glaube ich, einer Täuschung über die Wirkung eines solchen Schrittes hin. Der Kaiser hat schon ganz andere Sachen auf diesem Gebiet erfahren, ohne daß ein mehr als augenblicklicher Eindruck erzielt wurde. In dem Briefe Schraders an den Kaiser, der diesem nach dem Tode des im Duell Angeschossenen übergeben wurde, fand sich der Satz, der Kaiser werde keine Offiziere mehr in seine Armee bekommen. Es sollen sehr ernste Vorwürfe in diesem Schriftstück enthalten sein. In der großen Politik glaubt der Kaiser jetzt fest, auf den Zaren und damit auf die russische Politik Einfluß üben zu können, und doch soll er diesem wie auch der Zarin, zu deren ehelicher Verbindung er sich besondere Mühe gegeben, nicht sympathisch sein. In Darmstadt war dem Zarenpaar kürzlich das Drängen des Kaisers auf eine nochmalige Begegnung durchaus unwillkommen. Seine Beredsamkeit an unrechter Stelle erscheint den Leitern im Auswärtigen Amt bedenklich. Nach jeder Begegnung mit dem Kaiser weiß der britische Botschafter Lascelles mehr Einzelheiten des Dienstes, als dem Amt lieb sein kann. Bemerkenswert ist, wie der Monarch den Satz befolgt wissen will: „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir".

Zur Zeit beschäftigt sich der Kaiser mit dem Plan einer Riesenfeier bei der Einweihung des Kaiser Wilhelm-Denkmals. Zuerst wollte er ein dreitägiges Fest veranstalten, auf dem fünfzigtausend Mann paradieren sollten. Jeder Angehörige der Armee sollte ein Kreuz als Andenken erhalten, nicht etwa bloß die Veteranen. Auf die Kostspieligkeit aufmerksam gemacht, will er sich jetzt mit der Verleihung einer Denkmünze an die in Berlin anwesenden Truppen begnügen. Das Staatsministerium machte durch seinen Präsidenten bescheidene Vorhalte. Darauf aber hat der Monarch an Hohenlohe ein eigenhändiges Schreiben gerichtet, das in der Kraft des Ausdrucks sich keinen Zwang auferlegt und in der letzten Sitzung der Minister verlesen wurde. An solchen Fragen, die immer eine persönliche Form annehmen, müht sich die Arbeit der Minister ab. Aber sie scheinen an solche Dinge gewöhnt, und fester Zusammenhang, der allein helfen könnte, ist nicht viel bei ihnen zu bemerken.

1897.

3. Januar. Das neue Jahr haben wir allein im friedlichen Arbeitszimmer begonnen. Am Vormittag feierliche Beglückwünschung des Großherzogs, Abends Einladung der Großherzogin zum Hofkonzert. Das Gespräch mit den Herrschaften ist bei solcher Gelegenheit dürftig. Sie antworteten mit Wünschen für den Kaiser, Wünschen auch für mich. Die Großherzogin dankte für die Gastlichkeit, die, wie sie höre, unser Haus der Gesellschaft biete. Im weiteren Verlauf fragte mich der Großherzog nach den Zuständen hinten weit in der Türkei, über die ich ihm einen verzweifelten Botschaftsbericht zu lesen gegeben hatte. Die Veranstaltung des Abends war nicht eben gelungen: Hofmarschall Graf Medem hatte noch keine rechte Ahnung von seiner neuen Aufgabe, der Kammerherr von Nostitz bekam von Ihrer Königlichen Hoheit eine laute Zurechtweisung, und die Herzogin Johann Albrecht wies ihre etwas verlegene Hofdame mit einer sehr deutlichen Armbewegung ab. Welche Kluft besteht doch zwischen dem äußeren Rang und der Einschätzung dieser Hofwürdenträger durch die Gebieter! Ich saß beim Konzert zwischen dem Erbgroßherzog, der sehr verlegen ist, und der schönen, aber sehr einsilbigen Gräfin Görtz. Ich konnte mich also ganz der Musik hingeben.

Herzog Johann Albrecht beehrte mich mit seinem Besuche. Er bestätigte mir die schon erwähnte Auffassung des Kaisers über den unglücklichen Prozeß Tausch. Auch er wußte davon, daß der General von Liebert bereits für den chinesischen Gesandtenposten ernannt gewesen sei, russischer Einfluß aber die Sendung in der letzten Minute vereitelt habe. Schiemann hatte mir die Sache in der Form berichtet, Holstein habe sich zu diesem Zwecke vom Botschafter Radolin in Petersburg einen Bericht „ad usum delfini" bestellt. Auffallend schien mir die Frage des Herzogs, ob wirklich Holstein Weisungen an unsere Botschaft in Petersburg erteilt habe, sich mit den Russen schlecht zu stellen. Ich verneinte entschieden diese Möglichkeit, aber woher rührt ein solcher Verdacht? Radolins Stellung in Petersburg, meinte der Herzog, dessen Schwester mit dem Groß-

fürsten Wladimir verheiratet ist, sei ungünstig; die plötzliche Abberufung Werders, die Eigenschaft Radolins als Pole, dessen ungewandte und unbeliebte Frau tragen nach seiner Behauptung die Mitschuld. Der Herzog bezeichnete die Zarin als uns nicht abgeneigt, aber vor der Hand sei sie ohne Einfluß. Solchen übe die Kaiserin-Mutter aus, nachdem Alexander III. sie lediglich als Gattin behandelt und ihr keine Einmischung gestattet hatte.

Eine alte Weimaranerin, Frau von Conta, erzählt mir, daß über dem Tode der Enkelin Goethes Alma ein geheimnisvolles Dunkel schwebe. Diese sei ganz plötzlich in Wien gestorben, und in Weimar sei man der Meinung gewesen, an Gift. Wer ihr das gegeben haben soll und aus welchem Anlaß, wußte sie nicht oder wagte es nicht zu sagen. Ihr Leichnam ist später von Wien hierher gebracht und ihr Sarkophag im Goethehaus aufgestellt worden.

Herbert Bismarck schreibt mir einen von trüber Stimmung durchwehten Brief, er verzweifelt an den Berliner Zuständen. Sein Vater dankte mir wieder persönlich für meine Neujahrswünsche.

Ich behandle in einem Bericht die Frage, ob man die Prägung von Münzen mit dem Avers auch des geringsten Landesherrn nicht einschränken könne. Die Unverfrorenheit, mit der der Berliner Münzdirektor sich einen Koburger Orden direkt bei dem dortigen Minister erbittet, gibt mir dazu Anlaß.

Ich erwarb ein auffallend schönes Bild des Spaniers Serra, „Amor und Psyche", Motiv aus den pontinischen Sümpfen. Gleich darauf las ich, daß das gleiche Bild auf der Ausstellung in Florenz sich befinde und dort durch seine Technik verblüffe. Der Händler hatte den schriftlichen Auftrag Serras, beide Bilder gleichzeitig auszustellen, um so aus dem fesselnden Motiv doppelten Gewinn zu ziehen. Das schöne Werk macht vielen Freude, und der Großherzog neidet es uns. Wie viel kunstvoller arbeiten heute die Spanier als wir. Der Maler von Werner äußerte mir neulich, es gäbe zur Zeit in Berlin überhaupt keinen Künstler, der zu malen verstünde oder auch nur die Absicht habe, es zu erlernen. Es sei nichts als Schmiererei. Das sei die Folge des sog. Realismus und der Plein-Air-Malerei. Was für Verirrungen kann man in der ständigen Weimarer Kunstausstellung antreffen! Gleichen-Rußwurm, Thädi usw., alles große grüne oder erdbraune Kleckse mit paar lebenden Wesen, die plump und roh daherschreiten, als ob ein Schuljunge die ersten Versuche mache. Damit vergleiche man die ungemeine Sauberkeit, den Fleiß, die Farbenpracht der Spanier.

Wehrkreisbücherei VIII Breslau

10. Januar. Gestern speiste eine von Prinz Wittgenstein uns empfohlene Verwandte, Gräfin Königsmarck, bei uns. Die Dame, die ihren Sohn in der Diplomatie unterzubringen sucht, hat kürzlich den Kanzler gefragt, warum er eine Persönlichkeit wie Holstein nicht beseitige. Er machte ein Gesicht, als sei ihm die Frage sehr unangenehm, und äußerte, daß es nicht leicht sei, einen Beamten zu beseitigen, der bleiben wolle. Auch in diesen Kreisen traut man Holstein alles Denkbare zu. Sie erzählte eine Geldgeschichte, die allein genügen würde, den Mann unmöglich zu machen. Auf diesem Gebiete hatte ich ihn bisher für reinlich gehalten. Gegenwärtig nimmt sich die „Zukunft" den Intriganten mal wieder vor, indem sie keck behauptet, er sende über die Diplomaten geheime Berichte an den Kaiser. Holstein hütet sich, eine solche Verleumdung vor die Gerichte zu bringen. Gleichzeitig, wie auf Verabredung, erinnern die „Berl. N. Nachr." an den Kladderadatsch-Fall, der noch jetzt, zusammen mit der Tausch-Angelegenheit, aufgeklärt werden sollte.

Der Großherzog redete mich wiederholt, im Anschluß an den Erlaß des Kaisers wegen des Zweikampfes von Offizieren, auf die Notwendigkeit an, den blutigen studentischen Mensuren, die alles Maß überschritten, zu steuern. Es müsse das vom Reich und vom Kaiser ausgehen, er selbst gebe sich in seinem Lande Mühe, vermöge aber zu wenig.

Bei der Erbgroßherzogin wurde dieser Tage von Künstlern des Theaters ein Einakter des jungen Gleichen, Urenkel Schillers, aufgeführt. Das Stück „Der Andere" ist nicht gerade klar und von matter Handlung, aber in anmutiger Sprache. Es ist nicht leicht, ein Nachkomme Schillers zu sein. Der junge Mann sieht seinem genialen Ahnen äußerlich nicht unähnlich: die lange Nase und das kränkliche Aussehen sind auch ihm eigen. Aber das Genie vererbt sich nicht, so begann in Jena ein Professor einen Vortrag über Schiller, dem der alte Gleichen, Vater des Vorigen, beiwohnte. Letzterer erzählte selbst mit Humor den Fall.

14. Januar. Ich hatte heut längere Gelegenheit, die Großherzogin, neben der ich bei Tisch saß, zu sprechen. Sie fragte mich viel über Ostasien und was ich von unserer dortigen Politik denke. Ich vermute, daß sie meine, von unserer amtlichen Auffassung abweichende Meinung durch ihre Kinder, besonders den Prinzen Reuß, erfahren hat, und ich deutete ihr mit einiger Zurückhaltung an, daß mir die Gründe unseres Vorgehens gegen Japan nicht vollkommen bekannt seien. Sie merkte wohl, daß meine Stellung mich hindere, frei zu sprechen. Dann kam das Gespräch auf die wirtschaftliche Lage Deutschlands, namentlich die der Land-

wirtschaft, bezüglich deren die hohe Frau Dank ihren großen Interessen wohl in der Lage war, sich ein Urteil zu bilden. Ich äußerte, daß die Hauptsache für unsere Großgrundbesitzer jetzt sei, auszuhalten und sparsam zu wirtschaften, wir seien aus dem Schlimmsten wohl heraus. Die Fürstin bemerkte, daß sie unter eigenen Opfern ihre Pächter zum Bleiben ermuntere. Weiter erzählte sie mancherlei über ihre Schwägerin, die verstorbene Kaiserin Augusta, die eine bedeutende Frau gewesen sei. Der Kaiser habe in täglichem Briefwechsel mit ihr gestanden und auf ihren Rat viel gegeben. Sie pflegte jeden Monat eine politische Übersicht für ihren Gatten zu schreiben, die sie (die Großherzogin) manchmal gelesen und bewundernswert gefunden habe. Es sei aber noch zu früh, um nach den hinterlassenen Schriftstücken ein Lebensbild zu schreiben. Von der jungen holländischen Königin macht sich die Großherzogin große Erwartungen: Sie sei ein offener Kopf, denke viel nach und wüßte frei und zutreffend zu sprechen. Bei längerer Unterhaltung gewinnt die Großherzogin, wenn auch das Deutsche ihr nicht ganz leicht wird.

Der Großherzog fragte mich nach dem eben zum Verweser des russischen Auswärtigen Amts ernannten Gesandten Murawiew. Es scheine ihm eine gute Wahl und er höre, der neue Minister wolle seine Tätigkeit besonders nach dem äußersten Osten richten. Ich deutete meine Zweifel an, da ich wüßte, daß er ein Franzosenfreund sei, doch müsse man ihn an der Arbeit sehen. Auch fragte mich der Großherzog wieder, warum er längere Zeit keine politischen Berichte aus Berlin erhalten habe; ich sollte mich in seinem Namen beim Auswärtigen Amt beklagen.

19. Januar. Graf Görtz, der Freund des Kaisers, der ihn nicht selten auf seinen hessischen Gütern besucht, ist ein entschiedener Gegner Bismarcks, und der Hauptgrund ist, man sollte es kaum glauben, daß Bismarck die Zivilehe eingeführt habe. Nach Görtzens Auffassung hätte Bismarck überhaupt keine schöpferischen Gedanken gehabt. Hier wird der Graf allgemein als ein „guter Kerl" bezeichnet, ohne praktischen Beruf, aber mit künstlerischen Anlagen. Er hat den berühmten Frauenkopf von Pergamon ergänzt, arbeitet jetzt an der Mänade, meißelt seine schöne Frau in Gips, sitzend im griechischem Gewande, erscheint bei dem hiesigen Künstlerfest als Menschenfresser, spielt vortrefflich in „Zehn Mädchen und kein Mann", setzt auch den „Ägir" in Noten, kurz er mag wohl seinen hohen Beschützer gut unterhalten. Dank seinem Körperumfang ist er wohl der schwerste Mann Weimars.

Schiemann schickt mir den ungemein gepfefferten Entwurf zu einem

Briefe, den er an Marschall nach Locarno senden will, und in dem Holstein als das A und O alles Übels hingestellt wird. So zutreffend ein großer Teil des Inhalts ist, rate ich ihm doch von der Absendung als ganz fruchtlos ab.

28. Januar. Wir verweilten mehrere Tage in Dresden zur Hochzeitsfeier unserer Nichte Valerie von Magnus mit dem Legationssekretär Grafen Georg Wedel. Die Berliner Wedels, der Oberstallmeister, der Generaladjutant und die Mutter des Bräutigams sowie sein Stiefvater General Graf Gröben waren erschienen. Die Gesellschaft war voll von dem Hardenschen Artikel in der „Zukunft“ über die Ein- und Ausladung Herbert Bismarcks bei der Hochzeit von Clara Wedel, der Tochter des Hausministers. Die Sache ist richtig. Der Hausminister hat wirklich die Taktlosigkeit begangen, dem Grafen Herbert, nachdem er ihn zur Hochzeit geladen, zu sagen, der Kaiser wünsche ihn nicht zu sehen. Es hat sich niemand gefunden, der ihm Vorstellungen gemacht hätte, einen Skandal zu vermeiden. Denn der Vorfall wird natürlich die Kluft zwischen dem Kaiser und dem Hause Bismarck weiter vertiefen. Für die kommende Feier des hundertjährigen Jubiläums Kaiser Wilhelm I. ist das besonders unerfreulich, und Herbert soll nicht wenig schimpfen. Das ist gewiß nicht klug; denn die Leute würden sich sonst noch mehr auf seine Seite stellen. Ich wünschte in seinem Interesse, daß der Stoff zu dem Hardenschen Artikel nicht von ihm herrühre. Letzterer bestreitet das zwar, aber die Wahrscheinlichkeit liegt nahe. Dieses Wochenblatt hat einen überraschenden Leserkreis gewonnen. Prinz Heinrich, der angeblich keine Zeitungen hält, erklärte dem Oberstallmeister Wedel, er müsse diese Wochenschrift lesen. Tatsächlich ist es vermöge der Maßlosigkeit seiner Sprache das frechste Organ, das je gedruckt worden, und schon darum für viele erwünschter Stoff. Sein Einfluß zeigte sich kürzlich, als es auf einen einfachen Aufruf für einen seinen Selbstmord ankündigenden unbekannten Schriftsteller in kürzester Frist von seinen Lesern über viertausend Mark erhielt.

Ich sah in Dresden unseren dortigen Gesandten Graf Dönhoff. Er klagte mir viel über die schlechte Besoldung vor, ein Thema, das mich nicht weiter interessierte, ob es zwar von den meisten Gesandten, die glauben, erhebliche Ersparnisse machen zu dürfen, immer wieder angeschnitten wird. Ich kenne zwei ältere Diplomaten, die sich aus den amtlichen Ersparnissen ein beträchtliches Vermögen (ich hörte von einer Million) gesammelt haben. Die Herren vergessen, daß die großen Zulagen,

die den Diplomaten gegeben werden, dazu dienen sollen, ihr Land würdig zu vertreten, nicht aber um reich zu werden.

Am 27. fand zu Ehren des kaiserlichen Geburtstages das übliche Festmahl im Schlosse statt. Die Tafelmusik erschwerte die Unterhaltung, dazu war der Großherzog einsilbig; ob ungehalten, weil man aus Berlin auf den Wunsch, persönlich zu gratulieren, abgewinkt hatte, oder weil der Großfürst Michael Nikolajewitsch schwer erkrankt sein soll, war nicht festzustellen. Diesmal fragte mich auch die Großherzogin, was ich über den neuen russischen Auslandsminister für ein Urteil habe. Ich fand Bedenken in dessen Gunst bei der russischen Kaiserin-Mutter. Die Fürstin meinte, diese sei doch eine herzlich unbedeutende Intelligenz. Dabei sei sie auf ihre Schwiegertochter, die regierende Zarin, höchst eifersüchtig. Letztere bekomme nicht einmal die ihr gebührenden Krondiamanten und hat sich aus unbenutzten Steinen einen Schmuck zusammenstellen müssen. Um sie zu demütigen, setzt die Mutter ihre Audienzen oft so an, daß die Zugelassenen dann nicht mehr zur Kaiserin gelangen können. Die Großherzogin denkt über die russischen Verhältnisse viel freier als ihr Gatte. „Wenn der Großherzog", sagte mir neulich Palézieux, „es mit Mitgliedern der russischen Kaiserfamilie zu tun hat, dann vergißt er fast, daß er deutscher Fürst ist." Ich schätze ihn nach seinen Bekenntnissen höher ein, wenn wirklich einmal Not an den Mann käme. Aber sein Verhalten ist in der Tat in diesem Punkte auffällig und erinnert an längst vergangene Zeiten.

Am Vorabend hatte bei uns das Kaiserfest stattgefunden. Von meinem Trinkspruch auf den Kaiser sagte eine Hofdame, Fräulein von Einsiedel, diese Art sei ihr doch neu gewesen. Sie hätte vor Verwunderung über das Ausbleiben der üblichen Redeblüten nicht recht folgen können. Ich machte nämlich gar nicht in Verherrlichung, sondern malte die Schwierigkeiten der Lage als mildernden Umstand für manche Vorgänge und folgerte daraus die Mahnung, den Tag als einen solchen des Gelöbnisses, ebenso wie als einen der Wünsche zu feiern. Frau Minister Rothe meinte, sie hätte doch einen kleinen Triumph erlebt, ich sei bei der Rede bleicher gewesen. Die kurze Ansprache hat mehr Eindruck gemacht, als ich erwartet.

Der eigentliche Festtag war von früh bis spät für den Gesandten eine ununterbrochene Feier. Wecken der Regimentskapelle, Gottesdienst, Beglückwünschungen in der Gesandtschaft, Festessen im Offizierkasino, Einladung im Schloß, Theatervorstellung mit Jubelouvertüre und dem Schauspiel „Kolberg". Es ist wirklich ein auf die patriotische Ader mächtig

wirkendes Stück, das ich Heyse nicht zugetraut hätte. Freilich schildert es mehr die Zustände während einer Belagerung, als irgendeinen tieferen menschlichen Vorgang. Es ist mehr ein Schaustück als ein Schauspiel, aber jedenfalls sehr wirksam.

Prinz Reuß und Gattin verbrachten auf ihrer Durchreise nach Italien einen Abend bei uns. Sie war außer sich über den Fall Bismarck-Wedel, der natürlich in Friedrichsruh den schlechtesten Eindruck machen müsse. Der Prinz verhehlte seine Bedenken über die Ernennung Murawiews nicht und die Gefahr seines Zusammenwirkens mit der Kaiserin-Mutter, die nun einmal dänische Vergeltungspläne gegen uns im Busen nähre. Demgegenüber erschienen unsere diplomatischen Kräfte kaum ausreichend: an der Spitze des Amts die drei Süddeutschen; der müde Hohenlohe, der „Staatsanwalt" Marschall und der ganz subalterne Rotenhan, und an den wichtigsten Auslandsposten der senile Münster, der kranke Hatzfeldt und der minderwertige Radolin.

Man macht in Berlin augenblicklich große antipolnische Politik, zunächst freilich mehr mit dem Munde. Darin ist besonders Minister Bosse stark, der jetzt wieder eine mit Beifall begrüßte Rede hielt. Es ist nicht das erstemal, daß er sich auf den energischen aufspielt. Wie gewöhnlich geht auf russischer Seite parallel mit solcher deutschen Politik eine scheinbare Versöhnungspolitik in Warschau. Das ist eine Erscheinung, die uns nicht wundern darf.

4. Februar. Kainz gab hier eine Gastrolle als Hamlet. Der Mann besitzt eine höchst verfeinerte Technik, aber sein Spiel erwärmt nicht. Er gefällt sich in überstürzender Sprache, so daß es schwer ist, ihm zu folgen. Er sucht die Rolle anders zu nehmen als üblich und wirkt durch eine auffallende Absichtlichkeit nicht künstlerisch. Am nächsten Tage hörte ich den „Tasso". Diese Leistung Goethe's ist mir nie so recht sympathisch gewesen. Die Fülle edler Gedanken und die Schönheit der Sprache können nicht entschädigen für die Trostlosigkeit dieses Hysterikers und für den Mangel größerer Handlung. Das Stück sollte nicht auf der Bühne aufgeführt werden, wo man seine wahren Schönheiten nicht völlig erfaßt. Ein junger Weimaraner, Wieke, der in Dresden lebt, wurde als Tasso besonders von den stark vertretenen Mädchen-Pensionaten stürmisch gefeiert. Die jungen Damen hatten sich Butterschnitten mitgenommen, auf denen sein Name in ausgeschnittenen Zeitungsbuchstaben verewigt war. Es gibt noch Sentimentale in Weimar. Erheiternd war, als ich die Erbgroßherzogin fragte, ob ihr die Aufführung gefallen. Sehr, begann

sie. Ich erwiderte, ich hätte vor Ermüdung mich kaum halten können. Sehen Sie, so ist es mir auch gegangen, fiel die vortreffliche Dame sofort ein. Man muß den Leuten Mut machen, solch ketzerische Meinung in Ilm-Athen zu bekennen. Der Großherzog hielt tapfer das ganze Stück durch.

Ich gab gestern dem Großherzog ein Essen, zu dem ich auch den Koburger Hofmarschall von Schön geladen hatte, der sich meinen Gesandtenposten wünscht. Ich wollte ihm beweisen, wie wenig mich dieser Wunsch stört, und daß ich im Gegenteil ihm das Feld ebnen wolle. Aber es scheint nicht, daß er und seine hübsche Frau dem Großherzog besonders gefallen hätten. Schön war eben in Berlin gewesen und hatte im Auswärtigen Amt vorgesprochen. Dort bestehe der Eindruck, sagte er mir, daß die diplomatische Laufbahn völlig stocke, und man habe ihm wenig Aussichten gemacht. Auch Tümplings waren anwesend. Er hat mal die Oberhofmarschallstelle hier abgelehnt: er sei nicht so beschränkt, seine goldene Freiheit zu opfern; dann wäre er lieber in der Diplomatie geblieben. Er hat in seiner Muße die Denkwürdigkeiten seines Schwiegervaters, des Generals von Boyen, herausgegeben und beschäftigt sich auch sonst mit Anstand.

Der Großherzog fragt mich erneut, warum er jetzt so gut wie gar keine politischen Berichte aus Berlin mehr sähe, worauf ich ihm mitteilte, daß ich gerade jetzt dem Fürsten Hohenlohe berichtet hätte, welchen Wert er ihnen beimesse, ich hoffe, es werde nunmehr Wandel geschaffen werden. Ich hatte in der Tat am selben Tage einen mit „eigenhändig" bezeichneten Bericht an den Kanzler gesandt, in dem ich die Frage der diplomatischen Berichte zum so und so vielten Male zur Sprache brachte und dabei auf die nach der Ansicht Unbeteiligter nicht scharf genug zu beurteilende Erschwerung meiner dienstlichen Stellung hinwies. Ich bin neugierig, wie sich nun der Fürst dem Schuldigen gegenüber verhalten wird.

Der Großherzog fragte mich, ob der Kaiser nach London zum Jubiläum der Königin gehen werde. Als ich keine bestimmte Antwort gab, meinte er, der Besuch wäre unter den Umständen nicht möglich. Könne nicht der Reichskanzler Seiner Majestät davon abraten? Ob ich nicht etwas tun könne? Der Kaiser vertrete das Reich, und dieses könne sich zur Zeit in London nicht vorstellen. Sein antiengliches Gefühl kam zu lebhaftem Ausdruck. Er wolle Seiner Majestät davon abraten. „Ja, ich werde mit Seiner Majestät selbst davon reden."

Prinz Wittgenstein, der gestern bei Tisch neben Frau von Schön, einer Belgierin, gesessen, kam nachher freudigbewegten Antlitzes mit

der Mitteilung, er habe einen unvergeßlichen Abend verbracht, nämlich jemanden in Weimar gesprochen, der Goethe überhaupt nicht kenne. „Das war doch mal ein wirkliches Ereignis". Der Ehemann ist aber nicht weniger schuldig.

10. Februar. Freiherr von Sybold aus Würzburg, der Sohn des bekannten Japan-Forschers, stattete mir einen längeren Besuch ab. Er wird in halbamtlicher Stellung bei der Berliner japanischen Gesandtschaft als Berater verwendet. Seine Auffassung über unsere asiatische Politik war mir von Interesse. Wir hätten bei der russischen Aufforderung, uns dem Vorgehen gegen Japan (1895) anzuschließen, zunächst Neutralität beobachten sollen. Wäre es dann, wie wahrscheinlich, zu einem Streit zwischen Rußland und Japan gekommen, so hätte Deutschland vermitteln sollen. Dann wären uns beide Teile dankbar gewesen. Denn Japan könne wohl zur See etwas gegen Rußland, Rußland aber zu Lande gegen Japan nichts ausrichten. Die japanische Armee wäre aus China rechts abgeschwenkt und hätte ohne Mühe Wladiwostok genommen. Beiden wäre der Kampf damals unerwünscht gewesen. Diese Lage haben wir nicht auszunutzen verstanden. Sybold meinte, er habe Grund zur Annahme, daß uns Japan damals eine Kohlenstation in China überlassen hätte. Auch er glaubt an eine schließliche gewaltsame Auseinandersetzung zwischen Japan und Rußland. Zunächst dürften sie sich über Korea zu verständigen suchen.

15. Februar. Hölzke, der hiesige russische Vertreter, ein Schwachkopf mit den Bewegungen eines Ballettmeisters, wie ich ihn in einem Bericht ans Auswärtige Amt bezeichne, ist auf seinen Wunsch als Schuldenkommissar nach Kairo versetzt worden. Ich habe den Mann, der der uneheliche Sohn eines bekannten hohen russischen Staatsmannes sein soll, nie ein ernstes Wort sprechen hören. Dabei machte er alles in Weimar schlecht, und seine beständig unzufriedene Frau half ihm dabei redlich, so daß ich den Verkehr in dem Hause tunlichst vermied. Seine eigene Regierung vergaß sogar sein Hiersein, wie ich aus der Zusendung eines russischen Gesetzbuches, das ich der Weimarer Regierung übergeben sollte, schließen mußte.

Zur Zeit ist fast jeder Abend mit einem Essen oder einer anderen Unterhaltung besetzt: Ergebnis freilich bescheiden. Bei Besprechung der schwebenden Kreta-Angelegenheit sehe ich, wie fern der Gesellschaft die Beurteilung einer solchen Frage liegt, für deren Einzelheiten ihr ja die

Kenntnisse und das Interesse fehlen. Der Großherzog, mit dem ich heute speiste, sieht stets England als den Urheber bei fernen Überraschungen, er traut ihm jede Treulosigkeit zu. Es ist übrigens ein harmloses Geplauder. In Wahrheit bin ich der Ansicht, daß unsere Regierung an Kreta ein Interesse genommen hat, das nicht im Einklang steht mit unserer alten Politik, die in der östlichen Mittelmeerfrage uns die Hinterhand zuweist und damit uns die Stellungnahme erleichtert, ohne uns auszuschalten.

19. Februar. Hofball, zu dem man um acht Uhr erschien, um sich gegen halb zwei zu entfernen. Für Nichttanzende war das Vergnügen gering. Aber das großherzogliche Paar hielt tapfer aus, und da durften wir Jüngeren uns nicht beklagen. Zu Tisch führte ich die Erbgroßherzogin, die über „Austernfreund" und „Spätzle" überraschend gut Bescheid wußte. Der Großherzog sprach mir wieder über die kretische Frage; ich hielt ihm mitten im Saal vor einer achtungsvoll zurückweichenden Korona Vortrag. Er schien über das Eingreifen des Kaisers besorgt, aber ich meinte, er scheine diesmal ein einiges Europa erzielt zu haben, auf wie lange, sei freilich nicht sicher. Als amtlicher Vertreter meiner Regierung konnte ich nicht sagen, daß ich die Ansicht des Großherzogs teile. Schwierig sei jetzt die Frage, wie die ausgeschifften Griechen aus der Insel mit Anstand fortzuschaffen seien.

Gräfin Werthern erzählte mir, daß Graf Philipp Eulenburg in München sich sehr stark in Spiritismus betätigt habe und zwar mit einem gewissen Voßbeck; er wäre oft in Schweiß aus solchen Sitzungen zurückgekommen und habe mit Bestimmtheit erklärt, den Geist dieses oder jenes gesehen zu haben. Auf die Abmahnung ihres Gatten, seines Vorgesetzten, hätte Eulenburg die Sache heimlich betrieben.

25. Februar. In Gotha beim Herzoglichen Paare gespeist. Am nächsten Tage wohnte ich einem Bazar zugunsten geisteskranker Kinder bei. Um die Petersburger Stimmung zu erkunden, brachte ich die Herzogin zum Plaudern über die kretische Frage, wobei sie die Bemerkung machte, es sei unglaublich, wie sehr durch direkte Beziehungen der regierenden Familien, womit sie ohne Zweifel auf die griechische Königin, eine russische Großfürstin, zielte, eingewirkt wird. Der Herzog hat die englische Flotte in der Suda Bay (1886) kommandiert und den Piräus blockiert; wäre er nicht so mundfaul, so könnte er über die Dinge erzählen.

Ich lasse beim Maler Arnold, der Kaiser Wilhelm I. häufig gemalt hat, ein lebensgroßes Bild des Kaisers herstellen, um es der Stadt Weimar

zum 22. März für den Saal des Rathauses zu schenken. Vorher fragte ich beim Großherzog an, der mir für „die Höflichkeit und das Zartgefühl" dankte.

28. Februar. Was für eine überschwängliche Rede, die der Kaiser im Englischen Hause „vor seinen Märkern" gehalten! Er stößt damit gar viele Reichsfreunde vor den Kopf, die Gläubigen, die Bismarck-Freunde, die Historiker, die Nichtmärker, die Nichtpreußen!

Heute wurde hier der zweite Teil der Heinrich-Tragödie von Wildenbruch zum ersten Male aufgeführt. Es sind eine Reihe hübscher und weniger hübscher Bilder darin, aber das ganze ist doch nur eine Zusammenfügung loser Vorgänge. Zuletzt erscheint Heinrich als ein überführter Bösewicht, während er doch die nach Vergeltung dürstende Seele des neuen Deutschland in heldenhaftem Sinne darstellen soll. Verschiedene Flüchtigkeiten und innerlich wenig begründete Vorgänge fallen in dem Stück auf. Er ist doch kein echter Dichter. Die Masse aber findet an den lärmenden und glänzenden Szenen Gefallen. Wildenbruch war trotz besonderer Einladung nicht anwesend. Er ist verstimmt. Man hat ihm voriges Jahr die Leitung der Weimarer Kultusabteilung angeboten und ihn dann, nachdem er angenommen, fallen gelassen. Ich kann mir wohl denken, daß ihm die Möglichkeit, äußerlich hier eine ähnliche Rolle wie einst Goethe zu spielen, gefallen hätte.

17. März. Vor einigen Tagen besuchte ich wieder Gotha, um einer Liebhaber-Vorstellung zum Besten von Blinden beizuwohnen. Hofmarschall von Schön gab sich da vor großem Publikum auf der Theaterbühne als vollendeter Taschenspieler, hielt einen halb herausfordernden, halb lustigen Vortrag, wie ihn die Boscos fertigbringen, und erntete reichen und verdienten Beifall. Aber ich hatte doch das Gefühl, daß es ein Verkennen der persönlichen Stellung ist, eine solche Rolle in der Öffentlichkeit zu spielen. Er kam nicht bloß mir wie ein Hofnarr vor. Die Herzogin — der Herzog hat sich gesundheitshalber nach Nizza begeben — hatte mir Wohnung im Schloß angeboten und es wurde im kleinsten Kreise sehr gemütlich gespeist. Es war noch ein Baron Budberg, russischer Botschaftsrat in Wien, anwesend, der mit der Herzogin befreundet ist. Sie scherzte selbst, man habe sie mit dem Baron spazieren gesehen, und ein General habe sie ganz erschreckt in solcher Begleitung beobachtet. Er habe nicht recht gewußt, ob er grüßen solle. Der Russe erzählte, er habe diese Woche neben General von Hahnke gesessen, und dieser habe sich dahin geäußert, Marschall habe wohl der Masse mit seinem Auftreten

im Tauschprozeß sehr imponiert, aber dem Kaiser sehr mißfallen. Budberg gestand, daß er und auch sonst die Diplomaten die Hardensche „Zukunft" regelmäßig lesen. Danach müssen unsere Verhältnisse diesen Herren in einem recht merkwürdigen Licht erscheinen.

Vorgestern war ich in Meiningen, wo ich mich beim Herzog angemeldet hatte. Er hatte mir gleich ein großes Diner veranstaltet, bei dem ich ihn und später Frau von Heldburg so vergnüglich unterhielt, daß sie mich nach Schloß Altenstein für den Sommer einluden. Sie waren sehr begierig, meine Ansicht über die Kreta-Frage zu hören, wegen deren die Familie in starke Meinungsverschiedenheiten geraten war. Denn der Herzog stand auf griechischer, die Gattin auf türkischer Seite, und ebenso der Erbprinz Bernhard auf hellenischer und die einst vom Sultan mit Auszeichnung behandelte Erbprinzessin auf moslemischer Seite. Ich meinte, wir sollten in dem Falle nicht mit dem Gefühl urteilen. Die Dinge würden sich dort mit einer gewissen Naturnotwendigkeit entwickeln, und wir Deutsche hätten sicher nicht die Aufgabe, diesen Prozeß aufzuhalten oder zu beschleunigen. Das schien dem Herzog schließlich auch das Richtige.

Der Herzog steckt wieder zum Entsetzen Lindau's, der sich nicht dareinreden lassen will und Lust und Mut verloren hat, ganz in Theatersachen, wo er bis ins einzelne verfügt. Er sei ein Tyrann und Despot seiner Natur nach, meinte unwillig Lindau, wenn er nachher auch wieder die Liebenswürdigkeit selbst sei. Der Herzog hat die Bosheit gehabt, für die Feier des 22. März den Bibeltext für die Predigt aus Jesus Sirach zu bestimmen: „Gott gibt dem Regenten einen löblichen Kanzler". Daß er den Kaiser nicht liebt, weiß alle Welt. Aber dieser Wink ist denn doch gerade jetzt, nach der Rede vor dem Provinziallandtag, ein starkes Stück. Der Fall wird viel besprochen.

Nach dreißigjähriger Regierung hat jetzt der Herzog zum erstenmal eine Hinrichtung vollziehen lassen, und der Grund war eigentlich ein solcher, zu dessen Erkenntnis es nicht eines Menschenalters bedarf. Kürzlich war nämlich ein verurteilter Mörder aus dem Zuchthaus entsprungen und hatte sofort einen zweiten Mord begangen.

Gestern Abend von Meiningen nach Weimar zurückgekehrt, mußte ich gleich zur Großherzogin fahren. Sie hatte — wie man mir sagte, ein unerhörter Fall gegenüber einem Gesandten — uns in ihre Privatgemächer zu einem Vortrag über den „Mahdismus" von einem Jenenser Professor, der bisher Bibliothekar des Khedive gewesen, geladen. Der Vortrag war öde, so recht der eines Bücherwurms und um so ermüdender,

als die in den Zimmern der Großherzogin übliche Gluthitze herrschte. Nach dem Imbiß kam die Fürstin mit mir länger auf Goethe zu sprechen. Sie fragte mich, ob ich die großartige Vielseitigkeit des Dichters für einen Vorteil in seiner Entwicklung halte. „Ja und nein", erwiderte ich, „ja insofern, als ihm diese Vielseitigkeit die erstaunliche Gedankenfülle in seinen größten Werken ermöglichte, nein, weil sie ihm eine kostbare Zeit entzogen habe und zwar um Dinge willen, die andere nicht schlechter gemacht hätten." Als die Großherzogin fragte, welche Dinge ich meine, erwiderte ich, daß Goethe lange Jahre dazu verwandt hätte, ein sorgsamer Staatsminister zu sein, und diese Aufgabe, die er selbst nicht mal hoch einschätzte, habe ihn verhindert, das deutsche Volk mit weiteren Gaben zu beschenken, die seinem Genius entsprachen. Das gab zu allerlei Bemerkungen Anlaß. Schließlich kam sie auf eine Anregung zu sprechen, die ich schon einmal von ihr gehört und damals für einen flüchtigen Einfall gehalten hatte. Sie fragte, ob ich nicht Zeit und Lust hätte, die Tätigkeit Goethes als Weimarscher Minister zu beschreiben und zwar auf Grund der vorhandenen Akten, die mir vollständig zur Verfügung gestellt werden würden. Diesmal schien mir der Vorschlag so ernst, daß ich bat, mir Zeit zur Überlegung zu lassen. „Es ist ja nur eine Idee", meinte die Fürstin, „die Sie in Ihren amtlichen Aufgaben nicht zu hindern braucht, und natürlich unter der Voraussetzung, daß Ihre vorgesetzte Behörde nichts einzuwenden hat." Fräulein von Puttkamer, die jüngste Hofdame, sagte mir nachher, sie habe die Großherzogin nie so gesprächig gesehen, doch konnte ich ihre Neugier nicht befriedigen.

19. März. Die Anregung der Großherzogin beschäftigt mich. An Zeit würde es mir vielleicht nicht fehlen, obwohl die vielen Zerstreuungen des diplomatischen Lebens ein zusammenhängendes Arbeiten erschweren! Ich müßte mir zunächst mal die Akten vorlegen lassen, um die Bedeutung des vorhandenen Stoffes zu übersehen. Auch tritt mein Entschluß, nicht mehr über dieses Jahr hinaus in Weimar auszuhalten, hemmend in den Weg. Ich vermute, die Großherzogin ist durch Hofrat Ruland auf den Gedanken gekommen, mit dem ich öfter über den großen Dichter und über die Tatsache, daß seine Ministertätigkeit noch keine zusammenhängende Darstellung gefunden, geplaudert habe. An sich ist es nämlich in der Weimarer Gesellschaft gar nicht üblich, sich über Goethe zu unterhalten. Sie fühlt sich beinah gekränkt, wenn der Fremde glaubt, es gebe in der Residenz keinen anderen Gegenstand. So fange ich denn auch nicht an, ihn zu berühren, aber wenn ich die beiden Goetheforscher Ruland

und Suphan begegne, so spreche ich fast nur über diesen unseren größten Dichter. Suphan ist ohne Zweifel sehr bewandert, scheint aber zu glauben, mich interessierten hauptsächlich Fragen, etwa wieweit Goethe mit Frau von Stein gekommen sei. Ruland aber geht tiefer, und es tut mir leid, daß häusliche Gründe ihn verhindern, in der Gesellschaft zu verkehren. Ich bin mit ihm in Tiefurt gewesen, und wir haben den ganzen Weg nur das Thema besprochen, welche Wirkung Goethe auf die deutsche Weltstellung ausgeübt habe. Ich vermute, daß Ruland gerade hiervon der Großherzogin erzählt hat.

Hohenlohe hat mir auf meinen Glückwunsch zur Feier seiner Goldenen Hochzeit sehr artig gedankt. Er sammelt damit gleichsam feurige Kohlen auf mein Haupt. Nachdem ich ihm die schärfsten Anklagen gegen Holstein unterbreitet und ihm sicher unangenehme Stunden bereitet habe, ist diese Freundlichkeit immerhin bemerkenswert. Ich warte jetzt eigentlich nur auf die angekündigten Personalveränderungen im diplomatischen Dienst, um eine Veränderung meiner Stellung zu erreichen.

Die Mißgriffe in Berlin werden immer auffälliger. Zuerst die Rede des Kaisers im Provinziallandtage, über die hier der Großherzog, in Meiningen der Herzog, in Stuttgart der treu gesinnte König (so erzählte wenigstens hier Prinz Ernst von Weimar) bitter urteilen, dann unser Vorgehen in Kreta, wo wir unnötig an der Spitze der Mächte marschieren, weiter die Ungeschicklichkeit bei der Reichstagsvorlage über die Ruhmeshalle, in die man, wohl das erste Mal bei einem Gesetzentwurf, den Wunsch des Kaisers besonders hineinbrachte, und die wohl gerade deswegen um so lautloser zu Grabe getragen wurde, endlich die Marinevorlage, bei der sich Hollmann recht sonderbar benommen zu haben scheint: das ist viel auf einmal. Was sich daraus entwickeln wird, ist schwer zu sagen.

Kürzlich hielt ich mal wieder eine Ansprache vor größerem Kreise, die ich mir fleißig vorbereitet hatte. Die Gewohnheit des Redens geht uns Diplomaten vollständig ab, und doch kann die Notwendigkeit des öffentlichen Auftretens, dessen beste Erlernung doch in der praktischen Übung besteht, plötzlich an uns herantreten. Aus Dresden wird hier eine Erzählung verbreitet, wonach bei einem Festmahl, das der Minister von Fabrice dem König von Sachsen gab, jener eine Rede hielt, in der er stecken blieb. Der alte Staatsmann konnte in der Tasche das betreffende Schriftstück nicht finden, nahm schließlich ein falsches heraus und verhaperte sich so, daß er einfach aus dem Zimmer entfloh. Der König selbst mußte den völlig Zerknirschten zurückholen. Der Eindruck bei den Gästen war freilich trostlos.

25. März. Die hundertjährige Gedenkfeier zu Ehren Kaiser Wilhelms I. war auch hier ungemein herzlich. Aus diesem Anlaß schenkte ich der Stadt das Arnoldsche Ölbild des Kaisers. Es fand eine würdige Feier vor dem Oberbürgermeister Pabst und dem Gemeinderat statt. In meinen Berichten ans Auswärtige Amt tue ich des Vorgangs keine Erwähnung, doch sprechen die Zeitungen davon. Am Tage darauf feierte die Stadt die Erinnerung durch einen stattlichen Festzug. Ich bewunderte auf dem Marktplatz das mächtige Organ des Oberbürgermeisters. Leider wiederholte er sich zu oft, was indessen vor den Massen kein Nachteil ist, sobald nur gerade die bedeutsamsten Worte die Unterstreichung erhalten. Nachmittags gab es ein Fest im Offizierskasino. Die Fülle, mit der der Oberst von Eberstein seine Reden ausstattet, erregt immer wieder Verwunderung. Er scheint nicht zu merken, daß es doch einige Leute gibt, die sich darüber ein Urteil gestatten dürfen. Rührend war diesmal der folgende Satz: „Es ist absolut richtig, daß der hochselige Kaiser alles allein und aus eigenem Entschluß getan, und daß seine Beamten lediglich seine Befehle ausgeführt haben". Man sieht, wie das höchste Beispiel wirkt. Minister Rothe schaute mich von der Seite an und suchte in meinem Gesicht zu lesen. Ich stand regungslos wie ein Holzbock. Abends wurde das neue Wildenbruchsche Stück „Willehalm" aufgeführt. Es ist erklärlich, warum diese Muse dem Kaiser so gefällt. Es ist immer dieselbe Überschwenglichkeit im Ausdruck, große klingende Worte, ein Heldentum ohne besonderen Anlaß und auch ohne Folgen. Man versteht gar nicht, warum aus dem Imperator eine Art Richard III. mit der fürchterlichsten Gewissenspein wird. Und warum Allegorie? Es ist doch keine Allegorie, wenn man ein Beafsteak Rinderstück nennt. Und diese szenischen Hilfsmittel! Die deutsche Seele auf einem lebendigen Gaul über die Bühne reitend!

Am nächsten Abend verschied plötzlich die Großherzogin. Ich erhielt sofort davon Kenntnis und konnte dem Kaiser in Berlin die erste Meldung erstatten. Dem Großherzog, der sich gerade in Berlin aufhielt, wagte man nicht die Nachricht zu melden, er wurde nur gebeten, umgehend zurückzukehren. Im Sonderzuge teilte ihm dann seine Tochter Elisabeth die Nachricht mit. Man glaubt hier, die Fürstin habe sich am 22. durch den Empfang der Vorstände des Festzugs den Tod zugezogen, da sie diese gegen die Weisung des Leibarztes Dr. Pfeiffer zu sich entboten hatte, um mit jedem einzelnen zu sprechen. Aber alle Umstände deuten doch daraufhin, daß ihr Körper unterhöhlt war. Sie litt seit langem an der Zuckerkrankheit, und ihre Kräfte nahmen in den letzten Tagen reißend

ab. Schon zwölf Stunden nach dem Tode traten Spuren von Zersetzung ein. Ich habe nach Berlin einen längeren Bericht erstattet, der ihrer Persönlichkeit gerecht zu werden sucht. Man wird sie im Lande sehr vermissen. In der Familie war sie der Mann, und der Gatte unterwarf sich ihr. Er ist sehr niedergeschlagen, man darf ihm von der Toten und dem Begräbnis kaum reden. Es war viel, daß er nach seiner Ankunft in der Nacht sich in das Sterbezimmer begab und dort länger verweilte. Minister von Groß fand ihn heute matt, aber ergeben. Er erledigt tapfer seine Geschäfte.

28. März. Dem Großherzog geht es gut, nach Art Hochbetagter kommt er über den seelischen Schmerz hinweg, und das Gefühl, nun auf sich allein angewiesen zu sein, gibt ihm einen kräftigen Anstoß. Er sehnt sich, wie Groß mir mitteilt, nach den amtlichen Berichten, die ich ihm zuzuschicken pflege, und erledigt pünktlich die Geschäfte. Es ist, als ob er sich vor einer neuen Aufgabe sehe. Er wünscht keine Beileidsbesuche; dem eben aus San Remo zurückgekehrten Prinzen Wittgenstein ließ er auf seine Meldung sagen, er hätte gerade Schriftstücke zu erledigen.

Prinz Reuß, der von Cap Martin zurückgekehrt war, empfindet lebhaft den Verlust der Schwiegermutter, deren Bedeutung er mir warm schilderte. Die Familie ist der Überzeugung, daß die Anstrengung am 22., wo sie wohl zwanzig Personen einzeln sprach, ihr Ende beschleunigt habe. Diese Pflichterfüllung, wie sie es selbst nannte, erhöht den Ruf, den die hohe Frau hinterläßt. Es schwindet mit ihr jedenfalls ein Stück des alten Weimar, und es bleibt aus jener Zeit nur noch der alte Großherzog.

Er hatte in Berlin zuletzt noch den Reichskanzler besucht und dieser hatte ihm gesagt, die Reden Seiner Majestät machten ihm zuweilen seine Aufgabe schwer. Das ist gewiß richtig, aber warum hat der Herr nicht den Mut, in seiner amtlichen Stellung darauf einzuwirken, er, der doch wirklich keine Gefahr läuft? In der ganzen Fürstenheit, die jetzt in Berlin anwesend war, äußert man sich kritisch zu den letzten öffentlichen Reden des Kaisers; damit habe er die Marinevorlage im Reichstage gefährdet. Sei es zu verwundern, wenn er an Volkstümlichkeit verliert? Heute sah ich eine Reihe von Herren, die zur Bestattung hergekommen sind: Oberst von Senden aus Wiesbaden, als Vertreter der Prinzessin Luise von Preußen, Regierungspräsident von Heydebrandt aus Breslau, Hofmarschall von Wangenheim aus Berlin und andere, die bei uns speisten. Es wurde über Hardens „Zukunft“ gesprochen,

die man allgemein fürchtet. Man solle den Mann zu gewinnen suchen, erklärte jemand. Als ich bemerkte, das würde schwer sein, hieß es, dann solle man den Staatsanwalt anrufen. Ja, aber die Gerichte? meinte ich. Und ein mißlungenes Verfahren würde dem Mann die erwünschteste Reklame machen. Schließlich erklärte jemand, es sei ganz gut so, daß einer offen sage, was so manche denken. Denn der Glaube, der Kaiser sei psychopathisch zu nehmen, greife immer mehr Platz. Es ist weit gekommen, daß solche Dinge ungescheut vor Beamten und selbst Offizieren gesprochen und sogar von ihnen ausgesprochen werden.

Gestern reiste der Großherzog mit Gemahlin von Baden hier durch. Ich sprach beide nur kurze Zeit. Sie war so dicht verschleiert, daß sie nicht zu erkennen war. Sie sprach von dem schweren Verluste: das sei ihre letzte Verwandte aus der großen Zeit. Den Großherzog fand ich kleiner geworden; er war sehr erbaut von der Berliner Feier zur Erinnerung an den alten Kaiser. Auf den jungen Kaiser, nach dem ich fragte, ging er wenig ein.

Der Kaiser soll sich wirklich die Schnüre als Generaladjutant seines Großvaters verliehen haben. Ich hielt es immer noch für einen Scherz, aber Wangenheim erzählte es als sichere Tatsache.

Ich holte verschiedene mir amtlich nahe stehende Fürsten und Prinzen, die zur Bestattung kamen, vom Bahnhof ab. Heute Abend begrüßte ich den Erbprinzen von Meiningen, der nichts zu sagen weiß und verlegen den Kopf bewegt. Desgleichen den Erbprinzen von Koburg, der wenigstens vergnügt dareinschaut. Aber was soll ihnen auch Gescheites in einem solchen Augenblick einfallen?

31. März. Vorgestern haben wir die Großherzogin begraben. „Eine seltene Frau, starkgeistig und großzügig" habe ich sie in meinem Bericht ans Auswärtige Amt genannt. Es war ein trostloser Morgen, die Natur trauerte, würde ein Hofhistoriograph sagen. Aber im Augenblick, wo die Feierlichkeit begann, hatte der Himmel Einsehen, und der Zug ging trocken vor sich. Ich hatte viel hin und her zu eilen. Um 11 Uhr empfing ich den Kaiser am Bahnhof; er sah bleich und verfroren aus, dabei sehr ernst. Der an den Enden in die Höhe gebürstete Schnurrbart gibt dem Gesicht einen unnatürlich herausfordernden Ausdruck. Er küßte den jungen Erbgroßherzog und gab dann Reuß und mir die Hand. Er dankte mir für die schnelle Nachricht, die ich ihm von dem Ableben gegeben. Dann noch paar Worte über das traurige Ereignis, und fort ging es eiligst nach dem Schlosse. Die Beteiligung des Volkes war außerordentlich,

der Schmuck der Stadt würdig. Von der Feierlichkeit fuhr ich schnell nach der Bahn zurück, um wieder dem Kaiser zur Verfügung zu stehen. Jetzt konnte ich ihn länger sprechen. Er war vorher noch in die Gruft gestiegen und hatte einen Kranz niedergelegt. Das hat auf die Anwesenden Eindruck gemacht, und der Großherzog hat es mir durch Reuß besonders mitteilen lassen. Alle fanden den Kaiser schlecht aussehend, jene kachektische Farbe, die ihm zuweilen eigen ist. Um halb zwei, nachdem August Eulenburg in ziemlich energischer Haltung die Bereitschaft des Zuges gemeldet, reiste der Monarch ab, unter Verzicht auf die Familientafel. Vor der Abfahrt gab mir Lucanus etwa sieben Orden für den persönlichen Dienst der Großherzogin. Es war vergnüglich zu sehen, wie leicht bei solchen Gelegenheiten hohe Auszeichnungen verdient werden.

Bei der Marschalltafel traf ich zahlreiche alte Bekannte. Der herkömmliche Beileids-Empfang ermangelte diesmal der Form, und man hörte eine Stimme: „le vieux monde s'écroule". Der Großherzog hatte sich zurückgezogen, zum lauten Ärger des österreichischen Botschafters Szögenyi, der durchaus die Grüße seines kaiserlichen Herrn überbringen wollte. Nur die oranischen Vertreter aus dem Haag und Luxemburg wurden vom Großherzog empfangen. Nachmittags versammelte sich dann die diplomatische Welt bei mir zum Tee, wobei ich den britischen Botschafter Sir Frank Lascelles kennen lernte, der freilich nur insoweit unterhaltend war, als es sich um das geliebte Golfspiel handelte. Auch Mohl und Richthofen vom Auswärtigen Amt waren bei uns abgestiegen. Beide ähneln sich darin, daß sie gern bei allem dabei gewesen sein möchten, der erstere mehr als Höfling, der andere als wißbegieriger Teilnehmer an allen Tagesereignissen. Auf dem Bahnhof traf ich dann noch beide Wildenbruchs. Ich brachte es nicht über mich, ihm ein gutes Wort über seinen „Willehalm" zu sagen.

Szögenyi erzählte hier, daß Seine Majestät ihn den Tag vorher plötzlich besucht habe. Er habe, sagte der Kaiser, keine besondere Veranlassung, ihn aufzusuchen, er komme nur im Vorbeigehen. Im Verlauf aber erwies sich der Grund. Er wolle demnächst Straßburg besuchen und auf dem Rückweg könne er über Wien fahren, wo er sich die Frühjahrsparade ansehen möchte. Der Botschafter erzählte davon dem Oberhofmarschall Eulenburg, der sehr überrascht war und den Plan für schwierig erklärte. In dieser Art wird die Umgebung vor vollendete Tatsachen gestellt.

Eine eigenartige Mitteilung aus Berlin: Das Auswärtige Amt hat den Polizeipräsidenten von Windheim ersucht, wegen einer vertraulichen

Angelegenheit Nachforschungen anzustellen. Letzterer erklärte sein großes Bedauern, aber das Amt habe ihm diese Möglichkeit durch den Tauschprozeß genommen. Marschall hat natürlich den Stich gefühlt. Alle Berliner Herren schilderten das Aussehen des Staatssekretärs als das eines Sterbenden.

3. April. Der Kaiser hat es gegen den Willen seiner Umgebung durchgesetzt: die Zeitungen melden, Seine Majestät werde „auf Einladung des Kaisers Franz Joseph" zur Frühjahrsparade nach Wien gehen. Als ob auf so deutlich ausgesprochenen Wunsch die Einladung hätte ausbleiben können. Auch die Erzählung von den Schnüren des Generaladjutanten des hochseligen Kaisers ist ganz richtig. Ein Offizier schreibt hierher, die Garnison von Berlin habe sich vor Lachen geschüttelt. So wagen heute junge Offiziere zu scherzen.

Ich habe Fürst Bismarck zum 1. April gratuliert und hinzugefügt, ich würde glücklich sein, wenn sein Befinden es erlaube, daß ich in den nächsten Wochen meine Ehrerbietung persönlich ausspreche. Der Fürst hat mir umgehend gedankt. Aber die Unterschrift sah verzogen und unsicher aus. Hier hatte ich für den Bismarckkommers die Mittel zur Verfügung gestellt, aber die Trauer um die Großherzogin verhinderte das Fest.

Dieser Tage fand die Eröffnung des Testaments der verstorbenen Fürstin statt. Zwei Stunden dauerte die ermüdende Verlesung, der der Großherzog, die Kinder und Enkel beiwohnten. Der Text war deutsch und ziemlich unleserlich, so daß der amtierende Landgerichtspräsident Baumann beständig stockte. Er wollte nach einer Stunde Atem schöpfen und bat um die Erlaubnis. „Fahren Sie fort", befahl der Großherzog, der offenbar glaubte, die Unterbrechung solle seinetwegen erfolgen. Der alte Herr ist tatsächlich enterbt, erkannte aber das Testament sofort an und benahm sich durchaus würdig. Er soll früher (wie auch die Gattin) auf den Pflichtteil verzichtet haben. Das schöne große Gut Heinrichau fällt an den Erbgroßherzog. Minister Groß sagte nach der Verlesung zu Letzterem, er könne sich jetzt an der hohen Jagd erfreuen. Sowohl der junge Mann wie seine Mutter waren über diese Taktlosigkeit, wie sie es bezeichneten, entrüstet. Die Erbgroßherzogin ist im übrigen von dem Inhalt des Testaments, soweit es ihre eigene Beteiligung angeht, wenig erbaut.

Man ist in der hiesigen Gesellschaft auffallend mutlos wegen der Zukunft. Zunächst sorgt man sich wegen des Großherzogs, dem jetzt

der nächste Berater fehle, der Thronerbe sei noch unreif, der Staatsminister alt und verbraucht. Man empfindet, welche Rolle die verstorbene Fürstin trotz ihrer Zurückgezogenheit gespielt hat.

Man hört oft die Frage, ob es denn in der kaiserlichen Umgebung keine Männer gebe, die dem Monarchen mit heilsamem Rat zur Seite stünden. In dieser Beziehung ist eine Äußerung des früheren Flügeladjutanten Obersten von Hülsen charakteristisch. „Ich werde den Teufel tun, dem Kaiser etwas unangenehmes zu sagen. Da wäre bald mein Schicksal entschieden, und ich machte einem Anderen Platz, der jedenfalls noch vorsichtiger wäre, der Sache also noch weniger nützen würde". Das ist der Trost und der übliche Einwand bei solchem Vorwurf immer gewesen.

9. April. Die Posenschen Güter hat die Großherzogin dem zweiten Enkel, die holländischen, deren Wert man schon jetzt auf zwanzig Millionen Mark schätzt, beiden zusammen hinterlassen. Zu dem Thronfolger hat man vorerst geringes Vertrauen; Kessel, sein Brigadekommandeur in Potsdam, bezeichnet ihn als unmilitärisch. Er müsse eine kluge Frau bekommen. „Da sollten Eure Exzellenz dazu tun, daß eine nette Großherzogin herkommt". „Ach ja, Exzellenz können das schon", meinte mein hiesiger Zigarren-Lieferant auf mein Kopfschütteln.

Der Großherzog hat den Befehl gegeben, fernerhin möglichst sparsam zu wirtschaften. Er hat jetzt nicht mehr den Rückhalt, und seine Enkel sind reicher als er. Das stattliche Goethe-Archiv ist dem Erbgroßherzog überantwortet. Das ist alles nicht sehr schmeichelhaft für den alten Herrn. Doch auch im Testament sagt die Großherzogin, daß sie so nach Benehmen mit dem Gatten verfügt habe.

Bei Prinzessin Lori Wittgenstein eine Stunde geplaudert; sie ist der rechte Typus der österreichisch-süddeutschen Aristokratin, kennt persönlich die ganze Welt, soweit sie den oberen Zehntausend angehört, nennt sie alle beim Vornamen, springt von einem unvollendeten Gegenstand zum anderen, in unverfälschter internationaler Mischsprache, ist aber immer liebenswürdig und hat keinen Gegner, was viel sagen will.

16. April. Am Karfreitag fuhren wir nach Erfurt und gingen von da nach Roda. In Osterstimmung freuten wir uns an den geputzten Menschen, die gleich uns dort ihren Kaffee nahmen und die Landschaft vom Hörselberge bis zum anderen Ende des Thüringer Waldes genossen.

Johann Albrecht von Mecklenburg ist zwei Tage vor dem (erwarteten) Tode seines Bruders, des regierenden Großherzogs, von hier still nach Schwerin abgereist. Hatte er Besorgnisse wegen der Regentschaftsfrage? Ganz ohne Grund wären sie nicht gewesen. Ich erinnere mich, daß vor einigen Jahren der mir stets unangenehme russische Geschäftsträger Murawiew eines Tages bei dem stellvertretenden Staatssekretär erschien und ihn fragte, ob gegebenen Falls die Mutter, die einstige Großfürstin Anastasie, Vormünderin und Regentin werden würde. Ich weiß nicht, was Rotenhan darauf antwortete, aber er hat die Frage nicht unangebracht gefunden, bis ich ihm bemerkte, sie sei befremdend. Wir sollten es ablehnen, solche deutsche Interna mit fremden Vertretern zu erörtern. Ebenso hatte Marschall es einst geschehen lassen, daß die Frage zugelassen und untersucht wurde, ob der Großherzog von Oldenburg wegen eines Austausches von oldenburgischem gegen preußisches Gebiet (bei Wilhelmshaven) die Genehmigung des Zaren als Chef des Hauses Gottorp erwirken solle. Erst als ich die Akten in die Hand bekam, wurde diese Frage verneint, und Graf Goltz in Oldenburg zu der Erklärung angewiesen, die öffentliche Meinung in Deutschland würde die Zuziehung eines auswärtigen Herrschers peinlich empfinden. Zu solchen Möglichkeiten kommen wir, wenn Leute ohne die erforderliche Epidermis an der Spitze der auswärtigen Geschäfte stehen.

22. April. Der Großherzog ist durch die Enterbung in eine unerfreuliche Lage gekommen. Er glaubt, sich jetzt sehr einschränken zu müssen. Man erklärt ihm die Sache damit, daß die Großherzogin angenommen habe, er werde vor ihr sterben, aber man findet, daß sie ihn wenigstens mit der Nutznießung hätte bedenken können. Die Möbel werden geteilt, und da die beiden verheirateten Prinzessinnen das Ihrige fortnehmen wollen, werden ihm lieb gewordene Räume leer stehen. Die Verewigte war sehr haushälterisch in der Erhaltung alter Stücke, Kleider und Erinnerungen gewesen. Alle Telegramme an sie sind aufbewahrt, nicht minder zahlreiche, auf kleine Blättchen verzeichnete Einfälle. Eine reichliche Arbeit erwächst den Beteiligten. Daneben aber sind Schätze von Spitzen und namentlich von edlen Steinen und Perlen vorhanden.

Gestern besuchten wir zum ersten Mal das Schloß Großkromsdorf, dessen sechzig Sandstein-Köpfen leider durchweg die Nasen abgeschlagen sind. Das Gebäude ist für Stiftsdamen bestimmt, aber diese mögen in der Abgeschiedenheit nicht leben. So steht es leer und kostet nur unnütz Geld.

Bei meiner sich steigernden Unlust in der hiesigen Untätigkeit habe ich einen sechswöchigen Urlaub erbeten, den ich zum Teil in Berlin verbringen, zum größeren Teil zu einem Ausflug in die unteren Donauländer benutzen will. Meine ursprüngliche Absicht, über Saloniki nach Athen zu gehen, ist durch den Ausbruch des Krieges zwischen der Türkei und Griechenland verhindert.

Lese häufig in Eckermann's Gesprächen, die trotz ihrer epischen Breite und dem selbstzufriedenen Tone ungemein anziehend sind durch den Reichtum an Gedanken und die durchsichtige Klarheit.

24. April. Ich verabschiedete mich heute beim Großherzog, den ich zum ersten Mal seit dem Tode der Gattin sprach. Wie immer streifte er nur kurz den traurigen Fall und sagte gleich darauf: „Sprechen wir nicht davon", dann bildete der Orient den Gegenstand der Unterhaltung. Die Pole seines außenpolitischen Denkens sind die Bewunderung für Rußland und die Abneigung gegen England. Ich solle beim Kaiser einwirken, daß er nicht nach England gehe. Er hatte von meiner Absicht gehört, die Donau abwärts zu reisen und fragte mich zweimal sehr ernst, ob ich wirklich keinen politischen Auftrag hätte, so daß ich ihm schließlich sagte, um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, bäte ich ihn zu glauben, daß ich lediglich eine Vergnügungsreise mache. Er hielt den Plan für sehr interessant und bat mich dringend, ihm sofort von meiner Rückkehr Kenntnis zu geben und von meinen Erlebnissen zu erzählen. Ich hätte nicht geglaubt, daß eine so einfache Reise so viel Aufsehen erregen könne, denn auch sonst ist man hier verwundert. Dann beklagte sich der Fürst auch wieder über die Spärlichkeit der politischen Berichte, die ihm vom Auswärtigen Amt zugehen. Ich erwiderte, auch ich sei ungehalten über dieses Verfahren, ich hätte seinem Wunsch gemäß berichtet, aber ohne Erfolg. Der Großherzog bemerkte ernst: „Sagen Sie doch dem Fürsten Hohenlohe und Marschall, ich glaube dasselbe Recht, wie der König von Sachsen zu haben, ja, ich bin der älteste der Familie und glaube einen Anspruch auf die Mitteilungen zu besitzen. Warum soll in der alten Übung eine Änderung eintreten?"

Der Großherzog macht sich Sorgen wegen einer etwaigen Nachgiebigkeit in der Religionsfrage bei der bevorstehenden Verbindung des Herzogs Ernst Günther mit der Prinzessin Dorothea von Koburg. Ich bemerkte, die katholische Kirche habe in ihrer Haltung die Unbeugsamkeit voraus. Für den Kaiser und die Kaiserin würde aber ein Religionswechsel des Schwagers hart sein. Der Großherzog wies dabei auf den

(von mir als politisch unnötig bezeichneten) Übertritt der Kronprinzessin von Griechenland zum orthodoxen Glauben hin und bemerkte dazu, die Kinder der Kaiserin Friedrich seien leider nicht religionsfest erzogen worden. Der alte Kaiser habe sich ihm gegenüber schmerzlich dazu geäußert. Der Fürst gab mir schließlich herzliche Wünsche auf den Weg, wie er denn immer besonders freundlich ist, wenn ich unter vier Augen mit ihm verkehre.

Ich sah dann noch Prinz Reuß, der den Bulgarenfürsten in Schwerin gesprochen hatte. Dieser habe ihm gesagt, wenn die Türken eine Niederlage in Griechenland erleiden sollten, würden die Bulgaren schwer zurückzuhalten sein. Lebhafte Klagen führten nach Reuß' Mitteilung die Wladimirs in Petersburg über unseren Botschafter Radolin und dessen völlige Einflußlosigkeit. Dazu sei der erste dortige Sekretär von Tschirschky ein Pedant und wegen seiner Steifheit ungern gesehen.

Berlin 26. April. Man ist in der Hauptstadt ja immer sehr kritisch und absprechend, aber dieses Mal scheinen die Anlässe besonders zahlreich. Wo man hinhört, lautet das Urteil über den Kaiser und die Regierung ungünstig und scharf. Überall macht sich das Eingreifen des Monarchen fühlbar, aber nicht nachhaltig, sondern unvermittelt und geräuschvoll. Von seinen bürgerlichen Beratern hat er eine denkbar geringe Meinung. Während er dem höheren Offizier jedes Urteil über Zivilverhältnisse zutraut, versteht der Zivilist in militärischen Sachen, auch wenn seine Vorkenntnisse ihn dazu befähigen könnten, nach seiner Meinung nichts. Die Leidenschaft des Kaisers ist zur Zeit die Marine, der er eine große Bedeutung geben will. Aber darum ist keineswegs die Meinung der Marinekreise ihrem obersten Herrn sehr günstig. Kürzlich äußerte sich der kommandierende Admiral von der Goltz im Eisenbahnabteil höchst unbefangen über gewisse taktische Maßnahmen des Kaisers. Weder er noch das Auswärtige Amt will den Kreuzer „Kaiserin Augusta" nach dem Orient geschickt haben. Der Kaiser habe es direkt getan und zwar aus Abneigung gegen den griechischen Hof. Fast jeden Tag, sagte mir Richthofen, stehen wir vor irgend einer Äußerung, deren Folgen zu beseitigen uns heiße Arbeit macht. Und dieser Gewaltnatur steht gegenüber die Uneinigkeit des Staatsministeriums. Mein Vetter Holleuffer, der kürzlich als Kommissar dessen Beratungen beiwohnte, war wenig erbaut von dem sich ihm bietenden Schauspiel: Hohenlohe als formeller Vorsitzender ganz außerstande, diese hohe Körperschaft zu leiten, daneben Böttticher immer bereit, den alten Herrn zu stützen, Recke mit seinem

Vereinsgesetz ohne rechte Unterstützung von irgend einer Seite; schließlich aber sind alle damit einverstanden, daß der Kanzler mit dem Gesetz vorgehe, da etwas geschehen müsse.

Im Auswärtigen Amt sinnt Marschall über die Möglichkeiten nach, die ihm aus dem Prozeß Tausch entstehen können, und verzehrt sich an dieser Beschäftigung. Von seiner Entschlußlosigkeit spricht das ganze Amt. So ist seit fünf Monaten der Posten eines Schuldenkommissars in Kairo unbesetzt, eine hübsche Pfründe, um die sich ein halbes Dutzend Beamte bewerben. Aber der Staatssekretär kommt zu keinem Entschluß, und nun hat sich der Hauptbewerber (man denke!) an Frau von Lebbin gewandt, die Freundin Holsteins und Böttichers.

Dr. Mantler, der Leiter des Wolff-Büro, klagt mir über die Schwierigkeit seiner Lage. Marschall denke nur noch an die Abwehr wirklicher und möglicher Presseangriffe und drohe mit dem Abbruch seiner Beziehungen zu ihm. Die Stellung dieses wichtigen Instituts ist auch sonst nicht leicht. So ist es kürzlich vorgekommen, daß Lucanus im kaiserlichen Auftrage dem Büro eine politische Mitteilung zur Verbreitung gesandt hatte, dieses aber mit Rücksicht auf das Auswärtige Amt den Auftrag ablehnte. Mantler muß aber aus geschäftlichen Gründen die Fühlung mit dem Kabinettchef aufrecht erhalten. Nebenbei gab mir Mantler Kenntnis von einem Vorkommen der letzten Tage. Bei Einleitung der griechischen Aktion habe das Büro einen langen Artikel aus Petersburg über die Haltung Rußlands veröffentlicht, der ihm als vom russischen Minister Lamsdorff verfaßt und von der Zensur zugelassen bezeichnet worden war. Zwei Tage später wurde dieser Artikel von der österreichischen „Telegraphenkorrespondenz" und zwar auf russische Veranlassung widerrufen. Man hatte in Petersburg plötzlich eine andere Richtung eingeschlagen und scheute sich, dies direkt einzugestehen. Das Berliner Büro war diplomatisch genug, in Petersburg zu schweigen, beschwerte sich aber bei dem österreichischen Botschafter Szögenyi über die unfreundliche Haltung der österreichischen Kollegin. Unter diesen Umständen ist es dem Büro nicht leicht, sein Ansehen aufrecht zu erhalten.

Berlin, 28. April. Ich frühstückte mit Prof. Schiemann. Er wird immer noch jeden Sonntag von Marschall empfangen, übrigens ohne rechten Nutzen. Der Staatssekretär will aber die Beziehungen zur „Kreuzzeitung" nicht ganz aufgeben. Der Professor erzählte mir, daß der Kaiser nach anfänglicher Ablehnung nun doch noch 5000 Mark für ein Treitschke-Denkmal bewilligt habe, unter der Bedingung, daß die

Platz- und Formfrage von der kaiserlichen Entschließung abhängig bleibe. Dem Kaiser ist der große Schriftsteller, der ihn in Friedrich Wilhelm IV. habe zeichnen wollen, zuwider. In der Tat, so versichert mir Schiemann, hat Treitschke den Kaiser vor Augen gehabt, als er das Bild seines Vorgängers schuf. Nur meinte Treitschke, Friedrich Wilhelm habe manche geistreiche Bemerkung hören lassen, aber jetzt vernehme man nur „Banalitäten". Treitschke hat in den letzten Jahren wiederholt die Absicht ausgesprochen, wieder zur Tagesschriftstellerei zurückzukehren, sobald er sein großes Geschichtswerk, das er ganz im Kopf zu haben glaube, vollendet habe. Dann wolle er mit schneidender Offenheit reden und sich zu diesem Unternehmen mit Schiemann verbinden. Ich bin dem in Beherrschung unserer Sprache und in seiner heißen Vaterlandsliebe unvergleichlichen Historiker zuletzt im Hause Schiemanns, mit dem er befreundet war, begegnet. Damals war die Verständigung mit ihm bereits ungemein schwierig.

Es ist charakteristisch, daß der Kaiser das auch in der Presse verbreitete Gerücht bestreiten läßt, er habe den Abgeordneten von Stumm zu der Mitteilung ermächtigt, das Ministerium werde die Kosten tragen, falls die Marine-Vorlage scheitere. Auch Marschall erklärte meinem Freunde Karl Wedel, beide Kreuzer wären im Reichstage genehmigt worden, hätte der Monarch nicht in dieser Weise eingegriffen. Der Abgeordnete Prinz Arenberg versichert mir freilich, das Zentrum hätte nie mehr als einen Kreuzer bewilligen wollen.

Berlin, 29. April. Admiral Hollmann hat sich vor seinem Scheiden aus dem Reichsmarineamt sehr offen vor dem Monarchen ausgesprochen. Er will ihm klipp und klar gesagt haben, daß 1. seine Worte gegen das Zentrum bei dem Miquelschen Kaiseressen, 2. seine Rede bei dem Essen des Brandenburgischen Provinziallandtags und 3. sein Auftrag an Stumm das Scheitern der Marinevorlage im Reichstage verschuldet hätten. Seine Majestät habe das angehört, aber schließlich erwidert, es möge so sein, er würde aber, wenn es noch einmal zu tun wäre, nicht anders handeln. Die Frage über den Gesundheitszustand des Kaisers scheint doch ernster erwogen zu werden, auch im höchsten Familienkreise. Seine Reizbarkeit sei im Wachsen. In dem letzten Telegramm an Prinz Heinrich lautet das Hauptwort nicht „Gesellen" sondern „Schurken". Sein Kandidat für den Reichskanzlerposten war zuletzt Stumm, der sog. Saarkönig, gewesen, aber das Verhältnis scheint sich neuerdings gelockert zu haben.

Mit Bill Bismarck gefrühstückt; er ist von seinem Aufenthalt in Königsberg (als Oberpräsident) wenig erbaut und noch weniger seine Frau.

Kaum möglich und doch wahr: Das Bild im „Kladderadatsch", Hohenlohe das Osterei (Vereinsgesetz) suchend, das Recke in der Hintertasche versteckt hält, soll Anlaß zu einer Krise gegeben haben.

17. Mai. Ende April reiste ich nach Wien, blieb dort drei Tage, ging dann über Pest nach Belgrad, von da über Orsowa nach Bukarest, um schließlich über Prag nach Berlin zurückzukehren. Mein Zweck war der der Belehrung angesichts der schwierigen Fragen, die sich in Österreich immer mehr zuspitzen, und wegen der Rückwirkung, die der ausgebrochene Krieg auf die Donaustaaten ausübt. In Wien tobte der Kampf der Deutschen gegen die Badenische Sprachenverordnung besonders heftig, und gleichzeitig regte die Frage des Ausgleichs mit Ungarn (die sog. Quotenfrage) die Leidenschaften auf. Ich finde bei jedem Besuch Österreichs den Eindruck mehr bestätigt, daß, obwohl unsere deutschen Stammesgenossen die anderen Nationalitäten wirtschaftlich und kulturell beträchtlich überragen, sie gleichwohl politisch immer stärker ins Hintertreffen geraten. Während die übrigen Rassen des Reichs sich in großen Fragen zusammenschließen, gestatten sich die deutschen Parteien beharrlich den Luxus, sich gegenseitig scharf zu bekämpfen und damit zum Spott ihrer Gegner zu werden, die sich ihrer wachsenden Kraft freuen. Gleichzeitig rufen sie die Abneigung des einflußreichen katholischen Klerus wach und treiben den deutschen Juden, der mit seinen großen Geldmitteln ihre Sache fördern könnte, ins feindliche Lager. Augenblicklich scheint bei den Deutschen ein lebhafterer Geist erwacht zu sein. Sie wollen das parlamentarische Kampfmittel der „Obstruktion", dessen sich bisher die Tschechen rücksichtslos bedienten, in ähnlicher Weise anwenden. Die Herren, die ich gesprochen habe, setzten allerdings nicht viel Vertrauen in diese plötzliche Entschlossenheit, zumal sie sich keine volle Rechenschaft von ihrem letzten Ziele geben. Denn die bloße Aufhebung der Sprachenverordnung wird wahrscheinlich zu neuen Forderungen der Tschechen führen, und dann wird der Kampf auf dem böhmischen Boden ausgetragen werden, wo die Deutschen gegenüber dem tschechischen Andrang eine bedauerliche Schwäche offenbaren. Der Kampf der Nationalitäten wird im Kaiserreich immer erbitterter, und dessen Leistungskraft wird damit dem Ausland gegenüber stetig geringer. Das wirkt natürlich zurück auf den Wert unseres Bündnisses. Die voraussichtlichen Nachfolger des Kaisers stehen alle mehr oder weniger in dem Rufe der Unfähigkeit und zumeist des Klerikalismus und der Abneigung gegen das Deutschtum. Das große Kapital an Erfahrung, an

Kunst im Lavieren, an Ansehn und Volkstümlichkeit, über das der lebende Kaiser verfügt, gilt noch als der wertvollste Schatz. Aber was wird werden, wenn er einmal die Augen schließt? Ich hatte bei diesen Beobachtungen oft den Wunsch, mich mit Fürst Bismarck über die Dinge auszusprechen, die doch sein Werk bedrohen. Die Sache liegt so, daß unser Verbündeter zu Vierfünftel aus Völkerschaften besteht, die das Deutschtum heftig bekämpfen und sich sogar mit Russen und Franzosen verbinden. Im Abgeordnetenhause wohnte ich einer Verhandlung über die Wahlumtriebe in Istrien bei. Italiener und Kroaten machten sich gegenseitig die schwersten Vorwürfe. Die deutschen Herren auf der Regierungsbank schmunzelten, sie schienen sich über diesen Kampf, der nicht den Deutschen galt, zu freuen. Gibt es überhaupt in Österreich ein gemeinsames Vaterlandsgefühl? Dieser Begriff muß in dem Zungenmischmasch verloren gehen, oder doch eine besondere, schmale Form annehmen. Er wird zu einer Lokalstimmung. Das Deutsch, das in dem schönen Saal verübt wurde, wirkt auf den Norddeutschen zum Teil komisch, immerhin ist es auffallend, wie viele Abgeordnete mehrere Sprachen mit Leichtigkeit in freier Rede beherrschen. Ergötzlich ist es, wie lebhaft der heißblütige Italiener und der womöglich noch leidenschaftlichere Kroate nach Reden, die an Seichtigkeit nichts zu wünschen lassen, von den Parteigenossen beglückwünscht wird. Die Zwischenrufe sind sehr naiver Art: „Was weiß denn der davon! Der soll doch den Mund halten! Lassens mich aus mit Ihrem Antrag!“ Die Komödie, die hier gespielt wird, ist noch kindlicher als anderswo. Aber sie gibt dem Fremden ein eindrucksvolles Bild von der Zerrissenheit des Reichs.

Im Kaffeehaus spielt sich ein wesentlicher Teil des politischen Lebens des Deutschen in Wien ab, und wir sollten in Berlin bei der Einführung des beliebten Wiener Getränks nicht die damit verbundene Oberflächlichkeit des geselligen Verkehrs mitübernehmen. Die Presse ist, von sehr wenig Blättern abgesehen, auffallend dürftig und läßt sich nicht mit der reichsdeutschen vergleichen. Von den Wiener Blättern zeichnet sich die „Neue Freie Presse“ durch eine hervorragende technische Aufmachung aus, aber selbst dieses reiche Blatt bringt nur vereinzelt gründliche politische Artikel. Das Feuilleton überwiegt bei weitem und wird in den Kaffees in erstaunlicher Vollständigkeit aufgenommen. Die Unterhaltungen, denen ich über diese Dinge beiwohnte, waren in der Beurteilung einig. Die österreichische Umgangssprache eignet sich vortrefflich, mit einer leichten Wendung an dem Punkte stehen zu bleiben, wo der Fall Nachdenken verlangt.

Ich besuchte den Botschaftsrat Prinzen Lichnowsky. Auf der Botschaft selbst fand ich niemanden, der Botschafter war in Karlsbad, die Sekretäre auf der Jagd. Der Prinz schien sich keine großen Gedanken über die weitere Entwicklung der Monarchie zu machen, oder er hielt mich nicht für würdig, sie mir anzuvertrauen. Er ist der Herr, dem kürzlich Graf Goluchowski sagte, als jener von der Schwierigkeit des Ausgleichs mit Ungarn sprach und auf die Zeitungen, die das Gelingen bezweifelten, verwies: „Lesen Sie möglichst wenig Zeitungen"! Lichnowsky hielt das für wichtig genug, es nach Berlin zu melden. Er lobte mir in der Unterhaltung Marschall, nicht wissend, daß Reuß vor kurzem mir erzählt hatte, Lichnowsky sei entrüstet über die politische Unzulänglichkeit des Staatssekretärs. Auch Podewils, den bayerischen Gesandten, sah ich wieder; er sehnt sich nach Rom zurück. Es scheint Kleinkram zu sein, mit dem ihn hier seine zahlreichen Landsleute beschäftigen. Was soll auch politisch ein bayerischer Diplomat in Wien? Ich vermißte das großstädtische Leben, so herrlich und stattlich auch die Ringstraße ist. Der einst so berühmte Prater ist heruntergekommen, eine Art Berliner „Neue Welt" mit armseligen Buden. Vornehme Restaurants sind kaum vorhanden, das immer wieder genannte „Sachersche" läßt sich mit denen anderer Großstädte kaum vergleichen. Es scheint mir in den Speisehäusern die kräftige Nahrung zu fehlen, überall Nockerln, Backhähnerl und allerlei Torten, ansehnliche Fleischspeisen sah ich wenig begehrt.

Fast genau mit dem Augenblick, wo man die deutsche Sprachgrenze überschreitet, beginnt die Unkultur. Pest ist eine ungemein prächtige Stadt, aber das übrige Ungarn ist in seinen Wohnsitzen und dem Äußeren seiner Bewohner immer noch Halbasien. Die gerühmte Kultur Ungarns scheint mir vor der Hand noch den Potemkinschen Dörfern vergleichbar. Man zaubert dem Ausländer ein künstliches Bild vor. Die Hauptstadt entwickelt sich mächtig nach abendländischen Mustern, aber die Provinz hat vornämlich die Aufgabe, die Mittel zum Glanz der Stadt und zur Machtpolitik der Regierung zu schaffen. Allein diesem Zweck dient die sehr eigenartige Tarifpolitik der Eisenbahn.

In Belgrad wohnte ich beim Gesandten von Waecker Gotter. Er ist unglücklich über seinen Aufenthalt und wies mir die vielen Dankesbezeugungen vor, die er für seine Leistungen von dem Auswärtigen Amt bekommen hat, die ihm aber nicht zu einem anderen Posten verhelfen. Er verlangt freilich jetzt eine Botschaft. Sein gesellschaftlicher Takt wird vielfach angezweifelt, aber er ist ein aufmerksamer und gutunterrichteter Beobachter, nachdem er den Pferdesport aufgegeben hat. Von Interesse

war mir seine bestimmte Ansicht, daß Bosnien und die Herzegowina für Österreich-Ungarn ein unhaltbarer Erwerb seien. Das hätte er seiner Zeit Andrassy vorausgesagt. Es sei nur ein Los, das Österreich später mal in die große Beute einwerfen müsse. Er bemüht sich jetzt, dem jungen König eine deutsche Prinzessin als Gattin zu vermitteln. Wegen der jungen Feodora von Meiningen sind Fühler ausgestreckt. Ich machte ihm keine Hoffnung und lehnte jede Vermittlung ab: die Aussicht sei heute, wo die griechische Königsfamilie vor der Verbannung stehe, zu wenig erfreulich. Auch sonst vermöchte ich keine deutschen Vorschläge zu machen. Es ist wahrlich, auch von aller Politik abgesehen, ein zweifelhaftes Glück, in dem königlichen Konak von Belgrad zu wohnen. Die Stadt ist eine schlechtgepflasterte Landstadt von unansehnlicher Bauart, das Leben für den Europäer von trostloser Langeweile. Die jungen Diplomaten ergeben sich dem Sport oder vertreiben sich die Zeit in den (meist verrufenen) Hotels. An Sommerabenden fahren sie über den breiten Donaustrom nach dem gegenüberliegenden ungarischen Städtchen, um dort Zigeunermusik zu hören. Ich verbrachte mehrere Stunden mit den Herren der österreichischen Gesandtschaft, die gegenüber den russischen Intrigen keine leichte Aufgabe haben. Bei dunkler Nacht und abscheulichem Wetter begab ich mich um vier Uhr früh nach der Donau und fuhr auf einem Lloyddampfer mit schmutzigen Mitreisenden nach Orsova abwärts. Der Wert der Donauregulierung am Eisernen Thor wurde mir als zweifelhaft bezeichnet. In Orsova konnte ich wieder die Herrschaft der deutschen Sprache feststellen, die in Pest im Verschwinden ist. Dort tragen die Straßen und alle Geschäfte deutsche Bezeichnung. Im guten Gasthof („Ungarische Krone") hörte ich nur Deutsch. Ich stieg die Höhen hinauf, die einen prächtigen Blick auf den Strom und die Insel Ada-Kalessi, den letzten Türkenbesitz gewähren. Nach Mitternacht nahm ich den Zug nach Rumänien, fror trotz des vorgerückten Frühlings bitterlich und landete gegen Mittag in Bukarest. Die Sehenswürdigkeiten der Stadt sind schnell erledigt, doch sind die Fortschritte anzuerkennen. Unleidlich ist der furchtbare Lärm, den die zahllosen, sehr rasch fahrenden Wagen erregen, und der die ganze Nacht anhält. Ein bissiger Diplomat meinte, die Wagen seien absichtlich für den Lärm gebaut, um der Stadt den weltstädtischen Charakter zu verleihen. In unserem Konsul Kiliani fand ich einen kundigen Berater, während mit dem Gesandten Grafen Leyden die Unterhaltung nicht leicht zu führen ist. Er ist zerstreut, dabei scheint er das, was sein Gegenüber bemerkt, nicht zu hören. Leider ist er ganz englisch durchtränkt, im übrigen aber gutmütig

und in freundlichen Beziehungen zu allen Kollegen. Auf einem Wettrennen hinter der „berühmten" Reichsstraße, von der aus man die Karpathen sieht, lernte ich zahlreiche Rumänen von Stellung kennen und sah das kronprinzliche Paar wieder, ihn in seiner unansehnlichen Haltung und sie wie immer sehr „chik" (das Wort hört man alle Augenblicke) und marmorkalt. Dafür hält man die schöne Frau immer noch in dieser herzlich verderbten Gesellschaft. Die Frauen waren mit reichem, vielleicht nicht echtem Schmuck behangen, in übertriebener Pariser Mode gekleidet; sie sind von allzu sicherer, sogar herausfordernder Haltung, sehr üppig, mit funkelnden dunklen Augen, aber zumeist gewöhnlichen Gesichtszügen. Von vielen wußten meine Bekannten allerlei Erlebnisse zu erzählen. In diesem Punkt scheint man es noch weniger genau zu nehmen, als an der Seine, von wo die rumänische Gesellschaft durchweg ihre Muster holt. Politisch war es zur Zeit still. Man spottet über die russisch-österreichische Belobigungsnote, die das gute Verhalten der rumänischen Regierung während des noch herrschenden Kriegszustandes anerkannte. Namentlich die Zusammenstellung mit dem „souveränen" Bulgarien wurde unwillig bemerkt. Das Ministerium hat aber eine dankende Quittung gegeben, wofür es in der nächsten Kammersitzung scharf angegriffen werden soll. Das Heer wird von unserem Militärattaché nicht ungünstig beurteilt, das Material an Menschen und Waffen sei erträglich, weniger die Offiziere, obwohl sie äußerlich keinen üblen Eindruck machen.

Unsere Gesandtschaft befürchtet einen Besuch des Kaisers im Herbst auf Grund gewisser Anfragen, die über die Tiefenverhältnisse der Donau in Galatz ergangen waren. Sie hält den Besuch für politisch nicht ratsam.

Sinaia mit seinen Waldungen wirkt nach Bukarest erquickend, besonders in der Bruthitze des Sommers.

In Kronstadt war ich erfreut, noch soviel deutschen Charakter zu finden, obgleich die Bevölkerung überwiegend aus Rumänen und Ungarn besteht. Wirtschaftlich ist das deutsche Element sogar herrschend. Sehr schön ist der Blick von der Höhe, die man im vorigen Jahr mit dem Standbild des ungarischen Königs Arpad gekrönt hat. Wie viele Bewohner Kronstadts haben Verständnis für diesen Helden? Und wie weit wird es Ungarn mit seiner Madjarisierung bringen? Wie ausgedehnt und verschieden ist doch das Verwendungsgebiet österreichischer Offiziere: Cattaro und Kronstadt, Bregenz und Czernowitz!

Die Rückfahrt nach Wien mit Schlaf- und Eßwagen ist bequem. Aber kurz vor Pest trat mitten im Mai, just um Mittag, ein Temperaturwechsel ein von zwanzig auf fünf Grad, und ich war froh, einen Winter-

überzieher zu besitzen, den ich von da ab bis Berlin nicht mehr auszog. Auch Prag machte ich noch einen kurzen Besuch. Der Gesamteindruck ist kleinstädtisch, der Straßenverkehr auffallend gering, das Überwiegen des Tschechentums unzweifelhaft. Der Blick vom Hradzin ist bemerkenswert, aber das Gewimmel von schwarzen Kutten zeigt, wer dort die Herrschaft führt. Was wäre geschehen, wenn die Schlacht am Weißen Berge von dem Pfälzer gewonnen worden wäre? Hängt das Geschick der Länder vom Zufall ab?

Berlin, 19. Mai. Ich höre wiederholt, daß der Kaiser dem Kriegsminister Bronsart nach dessen Abgang den Prozeß hat machen wollen. Aber sowohl Hahnke als Schlieffen haben dringend abgeraten.

Es werden starke Versuche gemacht, Hohenlohe zu bestimmen, sich von Marschall zu trennen. Man möchte, heißt es, diesen noch vor der Verhandlung des Tauschprozesses los sein. Aber obwohl die Freunde des Fürsten der Absicht geneigt sind, scheint dieser doch zu sehr mit Marschall verbunden, um diesen jetzt so leicht fallen zu lassen.

Mit General von Walbersee gefrühstückt. Er ließ sich durch beharrliches Fragen über die innere und äußere Lage unterrichten. Seine Bemerkungen sind zumeist kritischer Natur und verraten Lücken in seinen Kenntnissen. Er macht mir, wie auch früher schon, nicht den Eindruck, ein sicheres Urteil über die Gesamtlage zu besitzen. Mit seinem starken evangelischen Gefühl hängt es wohl zusammen, daß er überall die Hand Roms zu sehen glaubt.

Ich wohnte der gestrigen Reichstagsverhandlung über die Regelung des Vereinsrechtes bei. Sachlich bot die Sitzung nicht viel, trotz der starken Besetzung des Hauses. Ich hatte mich nach dem Lesezimmer begeben, als ich aus der Nachbarschaft hörte, daß Eugen Richter sich zu einer kräftigen Antwort auf eine Rede Böttichers anschicke. In der Tat erhob sich bald nach meiner Rückkehr in die Diplomatenloge der Führer des Freisinns zu einer Ansprache, deren Eindruck sofort zu spüren war. Ich habe da zum erstenmal Böttticher in peinlicher Verfassung gesehen. Die Sprache Richters war schon in der Betonung schneidend, sie wurde es noch mehr durch seine herausfordernden Bewegungen und die direkte persönliche Anrede an den Staatssekretär. Böttticher, der darauf nicht gefaßt schien, stand zuerst, wie gewöhnlich mit den Händen in den Hosentaschen, den Kopf mit dem Augenglas hoch nach dem Redner gerichtet, in seiner scheinbar unbefangenen und doch selbstsicheren Weise in der Nähe der Rednertribüne. Als Richter aber loslegte: „Sind Sie denn

so abgehärtet ...?" wurde Böttticher doch nervös. Er verließ den Platz, ging zu seinem Ministersitz zurück und fand seine sichere Ruhe nicht mehr wieder. Es war die stärkste Abfuhr, die ihm wohl je im Parlament widerfahren, und er steckte sie klaglos ein. Im letzten Ziele richtete sich übrigens Richters Angriff gegen den Kaiser. Man hatte allgemein das Gefühl, daß die Regierung eine solche Sprache nicht ruhig hinnehmen könne, ohne einzugestehen, daß sich gegen den Ankläger schwer etwas sagen lasse.

Berlin, 19. Mai. Ich begegnete heute Herbert Bismarck auf der Wilhelmstraße und schloß mich ihm an. Geheimrat Mühlberg, der des Weges kam, machte große Augen, als er mich in der Gesellschaft sah.

Zur obigen Schilderung Böttichers füge ich hinzu, daß er in der Tat auf solchen Angriff nicht gefaßt sein konnte. Kurz vorher hatte ihn der Sozialdemokrat Singer sehr milde behandelt, und Böttticher hatte ihn mit freundlichen Worten wegen eines Vorwurfs um Vergebung gebeten, falls er sich geirrt habe. Darauf kam das schwere Geschütz des Führers der Freisinnigen.

Berlin, 22. Mai. Krupp, den ich heute sprach, meinte, es sei doch hohe Zeit, daß die „siamesischen Zwillinge" Marschall und Böttticher, ihre Koffer packten. Diesem Urteile begegne er allgemein.

In der Frage der Reform des Militär-Strafverfahrens ist kein Fortschritt zu erkennen. Die Vorlage liegt beim Kaiser, der auf alle Anregungen des Kanzlers nicht antwortet. Die verschiedenen beteiligten Amtsstellen sind verzweifelt und erörtern die Frage, ob nach der Verfassung der Kaiser das Recht habe, eine Vorlage, die vom Bundesrat beschlossen sei, zurückzuhalten. Nach der Verfassung freilich nicht, aber wer kann ihn hindern, die Sache eine Zeitlang liegen zu lassen? Doch nur ein Kanzler, der je nach Zweckmäßigkeit die Kabinettsfrage stellt. Und das wird der jetzige nicht tun.

Augenblicklich, da Marschalls Stellung bedroht ist, ist es von Interesse, wie die beeinflußten Blätter ihn auf Kommando loben. Sie schildern plötzlich mit auffallender Gleichzeitigkeit seine hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik. Da zur Zeit Kiderlen beim Kaiser in Schlesien weilt, so werden diese Artikel wohl der Stelle, für die sie bestimmt sind, vorgelegt werden. Über Kiderlen wird hier von einem Süddeutschen (K.) erzählt, daß er ursprünglich Kiderle geheißen habe, ein gewöhnlicher Bäckername in Schwaben. Das wäre nichts Unrühmliches, würde aber doch seine Erziehung in etwas erklären.

Über seine gesellschaftliche Art erzählte mir vor kurzem der holländische Gesandte in Bukarest einige bezeichnende Stücke. Er lobte ihn als lustigen Kumpan, mit dem er sich sogar geduzt habe und erzählte, wie ihm einmal im Petersburger Kasino nach einem Gelage unwohl geworden sei. Ein russischer Großfürst machte sich, hinter ihm stehend, über den „preußischen Legationsrat" lustig. Kiderlen, der ihn nicht erkannte, rief ihm zu: „Halt's Maul, Schwein!" Man kann danach verstehen, daß der ihm vorgesetzte Botschafter von Schweinitz gelegentlich nach Berlin berichtete, er sei für das diplomatische Parkett nicht geeignet. Ob die Unterhaltungen auf den Nordlandreisen der „Hohenzollern" ähnliche Vorgänge aufweisen? Jedenfalls wird seine Kunst, andere mit seinen Scherzen zum Lachen zu bringen, allgemein gerühmt.

Ich besichtigte heute das Haus des ältesten Sohnes Bleichröder in der Bendlerstraße. Es steht zum Verkauf, ohne je bezogen zu sein. Sein Besitzer, der in den Banden der bekannten Tänzerin Otero schmachtet, sehnt sich nach Paris und will ganz nach Frankreich übersiedeln. Das Haus ist bis auf den letzten Stein aus französischem Material gebaut. So geht das deutsche Gold ins Ausland.

Berlin, 24. Mai. Ich folgte einer Aufforderung Graf Herberts nach Schönhausen. Er hatte eben den erkrankten früheren Botschafter Schuwalow in Potsdam besucht und ihn leidlich wohl getroffen. „Comment va l'apothicaire"? war eine der ersten Fragen Schuwalows, mit welchem Ehrentitel er den Staatssekretär Marschall bezeichnete. Herbert zweifelt nicht daran, daß der Prozeß Tausch von Letzterem und dessen Hintermännern in der Absicht angestellt worden ist, das Haus Bismarck zu treffen. Immer wieder fällt mir der Gegensatz zwischen der anmutigen und zarten Erscheinung der Gattin und der etwas ungelenken Rauheit Herberts auf.

Berlin, 26. Mai. Als nächster Reichskanzler wird mir bestimmt Graf Botho Eulenburg, der frühere Ministerpräsident, bezeichnet. Der Kaiser hat viel für ihn übrig und hofft, daß er ihm zu Willen sein werde. Dieselbe erste Quelle macht mir Mitteilung von der Außenpolitik, die dem Kaiser zur Zeit vorschwebe: Versöhnung mit Frankreich, die er durch Liebenswürdigkeit zu erreichen gedenke. Daher die zahlreichen Telegramme, Kränze, Beglückwünschungen an hervorragende Franzosen. Den Einwand wegen Elsaß-Lothringen lasse er nicht gelten. Auf Rußland sei doch kein Verlaß, außerdem sei es kulturell minderwertig. Dergleichen läßt sich eigentlich nur als harmloses Geplauder bezeichnen.

Wozu die ausführlichen Stenogramme über die Verhandlung des Tauschprozesses in der „Nordd. Allg. Ztg." erscheinen müssen, wird allgemein gefragt. Es geschieht auf Marschalls Wunsch. So werden alle die bedenklichen Dinge weiten Kreisen zugetragen, während aus den sonst üblichen Auszügen wenig zu ersehen ist.

Palézieux, dem ich hier begegne, gibt mir jetzt einen Schlüssel zu der auffallenden Enterbung des Großherzogs. Als dessen Gemahlin vor mehreren Jahren bei der Erbschaftsregulierung des Prinzen Heinrich der Niederlande, dessen Vermögen zuerst überschuldet schien, sich in unsicherer Lage befand, hat sie beim Großherzog nicht die Unterstützung gefunden, die sie erwartet hatte. Sie hat ihn das entgelten lassen. Die langsame Ordnung des holländischen Nachlasses ergab einen glänzenden Überschuß, und davon erhält jetzt der Großherzog nichts. So äußert sich der nächste Vertraute der Großherzogin.

Der Botschafter, auf den Seine Majestät ganz besondere Stücke hält, ist Fürst Münster. Vor einigen Jahren gab es freilich mal einen Tag, wo er zur Schlachtbank gebracht werden sollte, und General Graf Karl Wedel bereits für den Posten bestimmt war. Auch ich gehörte damals zu denen, die durch ein Gutachten, das den Augenblick für ungeeignet erklärte, ihn vor diesem Schicksal bewahrten. Seitdem aber ist sein Ruf gestiegen. Die Erklärung liegt in gewissen Schlagworten, durch die sich Münster, Dank seinem Mutterwitz, einen Namen gemacht hat. So hatte er mal in einem Bericht von den Beziehungen Rußlands zu Frankreich gesprochen und das Bestehen eines Bündnisses mit den Worten bezweifelt: „On n'épouse jamais sa maitresse". Dieser keineswegs immer richtige Satz hat an höchster Stelle gefallen. Neulich warf Münster in einem seiner Berichte, die übrigens in einem nicht ganz einwandfreien Stil geschrieben sind, den Botschaftern in Konstantinopel, die über das Schicksal Griechenlands beraten, Unfähigkeit vor; das wurde am Rande von dem Kaiser lebhaft gebilligt. Derartige etwas von oben geäußerte Urteile des auch sonst sehr selbstbewußten Herrn pflegen beim Kaiser Zustimmung zu finden.

Berlin, 28. Mai. Heute fand die zweite Lesung der Vereinsvorlage im Abgeordnetenhause statt, der ich beiwohnte. Das Haus war überfüllt, doch bot die Verhandlung nichts Auffälliges. Allgemeine Aufmerksamkeit fand die rednerische Gewandtheit des Nationalliberalen Satler, während Lieber trotz oder vielmehr wegen seiner gespreizten Prosa nicht mal von seiner eigenen Partei beachtet wurde. Man konnte

ihn unter dem Lärm schließlich nicht mehr verstehen. Das wäre Windthorst nicht passiert.

Gleich darauf begegnete ich Botho Eulenburg, der von dem augenblicklich verhandelten Prozeß Tausch wenig erbaut war. Ich habe überhaupt noch keinen Beamten gesprochen, der ihn gebilligt hätte. Aber die große Berliner Presse ist mit wenigen Ausnahmen anderer Ansicht, und wer die Quellen der öffentlichen Meinung kennt, wird sich darüber nicht wundern. Darüber konnte ich allerlei bei einem Frühstück hören, zu dem mich Graf Henckel-Donnersmarck mit dem gutunterrichteten Prinzen Carolath und einigen Abgeordneten geladen hatte. Die auch anwesende Gräfin Schönborn erwähnte, daß sogar ihr Gatte, der Adjutant des Reichskanzlers ist, von Agenten des Kommissars Tausch beobachtet worden sei. So habe ihr Marschall selbst erzählt. Henckel bemerkte, das sei sogar einem kommandierenden General — er meinte Waldersee — widerfahren.

Berlin, 2. Juli. Besuch Miquels. Er sah gar nicht gut aus und schien recht müde. Er sprach mir wieder von Rückzug; seine Aufgabe im Ministerium habe er vollendet. Ich bat ihn, den Ausgang der herrschenden Krise abzuwarten. Wir waren darin einig, daß auch bei uns das Fortwursteln zur Haupttätigkeit geworden sei.

Ich hatte dieser Tage mit dem Chef der Reichskanzlei von Wilmowski wegen des Auftrages gesprochen, den mir der Großherzog für den Reichskanzler mitgegeben, ihm wie früher die diplomatischen Berichte zugänglich zu machen. Ich habe ihm gesagt, daß ich der Behandlung müde wäre und mich nicht länger in eine schiefe Stellung bringen ließe. Man habe ja das Mittel der Dispositionsstellung, wenn man meine schlechte Behandlung durchaus wolle. Heute ließ mich nun Fürst Hohenlohe zu sich bitten. Er zeigte sich wieder von der größten Liebenswürdigkeit. Wir kamen bald auf unseren Fall. Er habe, sagte er, meine amtlichen Klagen nicht in den üblichen Geschäftsgang geben können wegen gewisser Bemerkungen, die zu Weiterungen in der politischen Abteilung geführt hätten. Er habe aber Marschall ersucht, die von mir beantragte Mitteilung der Berichte zu veranlassen. Er werde nun sofort eine schriftliche Verfügung veranlassen. Er notierte sich zu diesem Zwecke verschiedene meiner Angaben, ferner was der Großherzog wünsche, wie nur die Petersburger Berichte außer Betracht bleiben sollten u. dgl. Ich bemerkte, daß ich ihm gern meine Klagen ersparen wolle, aber ich könne mich mit dem Verfahren nicht zufrieden geben, meine Stellung müsse leiden,

wenn Seine Königliche Hoheit sähe, daß ihm gerade der frühere politische Rat das entzöge, was er von ihm besonders zu erwarten berechtigt gewesen. Als ich nebenbei erwähnte, an Schwierigkeiten fehle es ihm sicher nicht, bejahte das der Fürst und erzählte mir ausführlich die Umstände, die ihm das Vereinsgesetz bereite. Danach hatte der Minister von Köller einen drakonischen Entwurf ausgearbeitet, der ihm unannehmbar erschienen sei. Er habe sich auf die Aufhebung des Verbots der Verbindung politischer Vereine beschränken wollen, sei aber dem Widerstande Seiner Majestät begegnet. Dieser habe ihm gesagt: „ich habe immer von einer Verschärfung der gesetzlichen Mittel gegen den Umsturz gesprochen, und nun soll ich eine Maßregel treffen, die den Widerstand erleichtert. Das kann ich nicht." Für die Zulassung der Verbindung von Vereinen müßten auf der anderen Seite dem Staate Schutzmittel geboten werden. So habe er sich gefügt. Die Frage sei nun, ob der Torso, der aus den Beratungen des Abgeordnetenhauses hervorgegangen sei, Aussicht auf Annahme habe. Die Konservativen hätten von ihm die Zusicherung verlangt, daß auf das Herrenhaus kein Druck behufs Annahme geübt werden solle. Dazu hätte sich aber das Staatsministerium nicht verstehen wollen. Übrigens zweifle er, daß überhaupt ein wirksamer Druck möglich sei. Das bezweifelte ich meinerseits gar nicht und meinte, das „proton pseudos" in der Behandlung der Frage schiene mir in der Wahl des Zeitpunktes zu liegen. Angesichts der kommenden Wahlen sei eine solche Vorlage bedenklich, und die Nationalliberalen könnten ohne Schaden sich schwer der Regierung gefällig erweisen. Das gab der Fürst zu. Wir kamen dabei auf die Stellung zu sprechen, die Bismarck in der Behandlung der Sozialdemokratie eingenommen und streiften das Verhältnis, das zwischen Bismarck und dem Kaiser zuletzt geherrscht habe. M. E. habe das Gehenlassen der Dinge in Berlin, während Fürst Bismarck sich dauernd in Friedrichsruh aufgehalten habe, die sich bereits bildende Spannung verschärft, zumal der Sohn Herbert kein ausreichender Vertreter für den Vater gewesen sei. Dann habe die Gewohnheit des Kaisers, seine Auffassung in Randbemerkungen auf amtlichen Berichten kundzugeben, immer mehr zugenommen und ihn dazu geführt, die auswärtige Politik nach Art Friedrichs des Großen im Befehlston zu leiten. Der Kanzler hörte mir schweigend, aber mit sichtlichem Interesse zu. Ich erzählte ihm, daß man in Rumänien von der Möglichkeit eines Besuchs des Kaisers spreche. Er hatte davon keine Kenntnis und zeigte mir das Bild des letzten Pariser „Figaro", wonach der Präsident Faure keine Möglichkeit sähe, auf seiner beabsichtigten russischen Reise der Begegnung

mit unserem Kaiser zu entgehen. Nach langem Verweilen schied ich mit dem Eindruck, der mich trotz seiner großen Freundlichkeit nicht verließ, das bei ihm schwerlich etwas zu erreichen sei. Stark asthmatisch, schien er mir ein gebrochener Mann, obwohl er mir noch beim Scheiden sagte, er glaube jetzt wieder seiner Stellung sicher zu sein. „Ich bin", sagte er wörtlich, „in den letzten Tagen wieder über eine Krise glücklich hinweggekommen".

Berlin, 4. Juli. Den gestrigen Tag brachte ich bei Fürst Bismarck in Friedrichsruh zu, nachdem er meine Anfrage sehr verbindlich beantwortet hatte. Ich fand sein Aussehen frisch, er hielt sich mit einem Stock gut aufrecht, wenn er auch den einen Fuß etwas schleifte. Sein Auge blickte scharf und lebendig, und sein Interesse an allen öffentlichen Dingen war das frühere. Doch peinigte ihn nach kurzem Aufenthalt im Freien ein zeitweilig einsetzender Gesichtsschmerz, den er durch starken Fingerdruck zu bewältigen suchte. „Die ersten siebzig Jahre sind die besten", meinte er mit trübem Lächeln. Zum Schutz trug er trotz der Wärme eine wollene Kapuze und auf dem Schoß hatte er ein mit warmem Wasser gefülltes Gummikissen, um, wie er sagte, seine leicht kalt werdenden Hände zu wärmen. Er aß sehr stark vom Lachs, dann von einem zarten Hasen, den Dietze-Barby trotz der Schonzeit geschickt hatte. Dazu trank er eine Flasche Bier und eine kleine Flasche Sekt, alles, wie es schien, mit großem Appetit. In der Stimme lag ein leise klagender, aber sehr sympathischer Ton. Er ging stets auf meine Bemerkungen ein und war ungemein zuvorkommend. Bei Tisch, zu dem er mich seine Tochter zu führen bat, wurde scherzhaft geplaudert. Es kam die Rede auf Graf Münster, und ich erzählte ihm dessen Ausruf, als er Botschafter wurde: „Da hat Bismarck ja eine ganz gute Idee gehabt." Nun berichtete der Fürst, wie Münster sich namentlich durch sein Jägerlatein (in Petersburg, glaube ich) hervorgetan habe. „Einst erzählte Münster wieder eine längere Geschichte über eine Bärenjagd, die geeignet war, Kopfschütteln zu erregen. Ja, fiel ich ihm da ein, hat denn der Bär nicht schließlich gesagt: Aber Graf, so schießen Sie doch! Das hat Münster aber gar nicht gefallen." Ich erwähnte, mit welchem Hochmut der Botschafter von den Mitgliedern des Auswärtigen Amts spreche. Im Vorbeifahren vor dem Amt bemerkte er zu seinem Nachbar: „diese Räte sind doch alles Schweine". Dem stolzen Grandseigneur war der akademisch gebildete, einfache, allzu sachliche Beamte ein Greuel. „An Selbstbewußtsein fehlte es ihm freilich nicht", versetzte der Fürst. Er kam auf die Schwierigkeit und Seltenheit

politischen Verständnisses in Deutschland zu sprechen. „Dieses Verständnis geht dem Deutschen im allgemeinen ab. Wie oft hatte ich das im Reichstag durchzukosten! Mit wieviel Leuten können Sie überhaupt eine längere politische Unterhaltung führen? Bucher, ja, der hatte wohl politischen Animus, aber das war im Amt ziemlich der Einzige. Ich erwähnte hier die Wendung, die der Fürst einmal über Hatzfeldt, den jetzigen Londoner Botschafter, gebraucht hatte, dieser sei sein bestes Pferd im Stall. Der Fürst bemerkte, dieses Wort werde ihm zugeschrieben, er wisse aber nicht, wo er das gesagt haben solle. Hatzfeldt sei ein unglaublich fauler Mensch gewesen, der selbst in wichtigen Dingen nur auf Drängen gearbeitet habe. Auch über seinen Charakter äußerte sich der Fürst ablehnend. Über seine diplomatische Befähigung ließ er sich nicht weiter aus. Als der anwesende Graf Rantzau jetzt Radowitz als einen der Fähigen einschieben wollte, schwieg der Fürst, desgleichen auch bei Busch und setzte nur hinzu: „der dicke Bülow (der frühere Staatssekretär) wußte wohl viele schöne Vorschläge zu machen, indessen hieß es da immer, es geht so, aber auch so; er hatte keine feste Marschlinie." Ich schaltete hier ein, Seine Durchlaucht habe mal das Wort gesprochen, die Politik sei keine Wissenschaft, sondern eine Kunst. Hier liege wohl die Erklärung des deutschen Mangels. „Ganz recht, bemerkte der Fürst, der gebildete Deutsche ist zu sehr im Logischen erzogen. Als methodischer Denker schließt er auf Grund des ihm vertrauten Materials. Dieses ist aber auf dem politischen, und viel mehr noch auf dem außenpolitischen Gebiete unvollständig und so zieht er seine Schlüsse auf Grund lückenhaften Stoffes. Auch der bestunterrichtete muß immer für das Ungewisse einen Raum offen lassen. Wer konnte z. B. mit einiger Sicherheit voraussehen, wie weit Österreich und Rußland 1870 in unseren Streit mit Frankreich eingreifen würden?" Solche Beispiele führte der Fürst noch einige an und kam dann auf Persönlichkeiten des früheren Dienstes zurück. Ich bemerkte dabei, daß ein Spezialist wie der Gesandte Busch in Fragen des Orients wohl seine Verdienste gehabt habe. „Nun ja," meinte Bismarck, „ich habe mich selbst mit Orientalia nie eingehender beschäftigt, ich habe immer den Orient als für uns gänzlich gleichgültig behandelt, oder nur so weit von Belang, als dabei Dritte, mit denen wir Fühlung hatten, beteiligt waren. Ob Konstantinopel russisch oder englisch wird, ist uns ganz gleichgültig". Er stimmte zu, als ich bemerkte, mit dem Besitz Konstantinopels werde Rußland jedenfalls leichter verwundbar. „Gewiß", meinte der Fürst, „aber die Russen sagen sich das jetzt selbst, und sie sind heute vorsichtiger in ihrem Ehrgeiz. Jetzt wären sie völlig zufrieden, wenn die Meerengen

Dritten verschlossen blieben, oder auch nur der Bosporus. Und wenn sie da gar noch ein eigenes Sperrfort bekämen, wäre ihr Ehrgeiz für lange befriedigt". „Das wird freilich England nicht zulassen", bemerkte ich. „Gut", entgegnete schnell der Fürst, „dann mögen sie es allein verhindern, aber nicht anderen die Aufgabe zuweisen".

Ich erwähnte noch zu dem Kapitel der Personalien, daß in den sechziger und siebziger Jahren die beiden Namen Keudell und Abeken als politische Mitarbeiter des Fürsten einen hohen Ruf in der öffentlichen Meinung genossen hätten. Über Keudell hätte ich aber selbst im weiteren Verlauf das Irrige dieser Auffassung feststellen können. Inzwischen hätte ich in den Zeitungen gelesen, wie Seine Durchlaucht zu einem Besucher den Geheimrat Abeken eine diplomatische Heckselmaschine genannt habe, die alles zu schreiben vermocht habe, was man verlangt hätte, für und gegen mit gleicher Kraft. Der Fürst lehnte die ihm zugeschriebene Wendung nicht ab, bemerkte aber mildernd, Abeken sei immerhin imstande gewesen, das in gutem Notenstil wiederzugeben, was man ihm aufgetragen, während Keudell nie über die Anfänge hinausgekommen sei; er habe gerade für den Hausgebrauch ausgereicht. Der Stil sei nicht der Mensch, wohl aber ein Stück davon. Er gedachte dabei des Staatskanzlers Fürsten Gortschakow, der in der Diplomatie den Beinamen des „Narziß im Tintenfaß", geführt habe, in dem sich der eitle Mann ständig gespiegelt habe.

Das Gespräch schweifte auf Rumänien über und ich erzählte einiges von meinen letzten Erlebnissen. Der Fürst ließ dabei wieder seinen Ärger über den König Carol aus, dem er nicht verzeihen kann, daß er verschiedene Indiskretionen in seinem Tagebuch begangen habe. Bismarck nannte sie „Fälschungen". Der König habe sich in seiner Eitelkeit immer mit Träumen von einem byzantinischen Reich getragen, an dessen Spitze er stehen wollte. Sein Bruder sollte das weströmische Reich, durch Erwerb der Krone Spanien, gründen; so würde sein Haus schließlich eine große mittelalterliche Idee verkörpern. (Es ist nicht das erstemal, daß der Fürst sich so zu mir äußerte.) Über die Griechen und ihre gegenwärtige Niederlage bemerkte er, daß er nichts besseres von ihnen erwartet habe. Die Kläglichkeit ihrer Kriegführung war vorauszusehen. Er verbreitete sich über die Eigentümlichkeit, daß der bloße Name dieses Volkes „Grec" in Frankreich zu einer Beleidigung geworden sei. (Ich erwähnte dabei das berüchtigte Café Péloponèse in Paris). Er schien die Vorgänge auf der Halbinsel für belanglos zu halten, auch über die dabei stark hervortretende Einmischung von hohen Damen machte er eine weg-

werfende Bemerkung, als ob sie bei einer solchen Erörterung gar nicht erwähnt werden dürften. Ich konnte ihm auf diesem Gebiete nicht überall beistimmen, wollte aber den Gang seiner immer interessanten Darlegungen nicht unterbrechen.

Nach Tisch fragte ich den Fürsten, ob er das Buch von Friedjung „Der Kampf um die deutsche Vorherrschaft" gelesen, es sei mit warmem Gefühl für seine Persönlichkeit geschrieben, obwohl der Verfasser als Österreicher den Besiegten angehöre. Er verneinte die Frage, woraus zu entnehmen war, daß sein Gedächtnis doch nicht mehr das frühere ist. Rantzau warf ein, daß sie das Buch vor kurzem vorgehabt hätten. Ich meinte, es ergänze in manchen Punkten das Werk Sybels. So kam das Gespräch auf Österreich, und ich berichtete von meinen Beobachtungen in Wien. Ich fragte den Fürsten, ob er die dortigen Vorgänge nicht für bedenklich ansehe. „Ja, gewiß", erwiderte er, „ich sehe sie mit Sorge an. Die Deutschen spielen ein bedenkliches Spiel. Sie machen sich dem Kaiser ganz verhaßt, und er allein vertritt doch dort die Macht. So geht diese ganz ins klerikale Lager über, zu dem das Haus Habsburg ohnehin so große Neigung hat. Der Klerus, klug geleitet, hat doch die Herrschaft in der Hand und er ist dem Deutschtum ohnehin feindlich gesinnt." Der Fürst schweifte in die Vergangenheit zurück, er wiederholte seine bekannte Ansicht über die Aera Herbst und, über den Mangel der Deutschen an höfischer Gewandtheit und Fügsamkeit. Um so mehr, schloß er, von seiner Tabakspfeife zu mir aufblickend, mußten wir an der jetzt unwiderbringlich verlorenen Verbindung mit Rußland festhalten.

Hier suchte ich einzusetzen, indem ich eine mir von Bucher gemachte Mitteilung erwähnte, daß er sich bei dem Bunde mit Österreich ein unlösbares Verhältnis gedacht habe. Ich sprach von Bucher, obwohl ich sehr wohl wußte, daß dieser Plan dem Fürsten selbst vorgeschwebt hatte, aber von Adrassy abgelehnt worden ist. Der Fürst ging über diese Frage leicht hinweg. Derartige Bindungen richteten sich natürlich, so bemerkte er, nach den Zeitumständen, und die unverschämte Haltung, die sich damals Gortschakow angemaßt habe, indem er uns für seine Orientpläne als heerespflichtig ansah, ließ es angezeigt erscheinen, unserem Verhältnis zu Österreich möglichste Festigkeit zu verleihen. Ich hatte, vielleicht zu Unrecht, den Eindruck, daß der große Mann nicht gern von diesen Vorgängen sprach; denn der Einwand lag nahe, daß die plötzliche Umstellung unserer Beziehungen von Rußland hinüber zu Österreich, und zwar mit der im Vertrage ausgesprochenen Richtung gegen Rußland eine neue Politik darstelle, die uns dieses Land dauernd entfremden mußte. Die

Geschichte der nächsten Zeit läßt darüber keinen Zweifel. Seitdem ist nach meiner Überzeugung das deutsch-russische Verhältnis unfreundlich gewesen, und auch der Geheimvertrag von 1887 hat daran so gut wie nichts geändert, weil er beiden Völkern völlig unbekannt geblieben ist. Ich sah, daß, wenn ich jetzt meine Anschauung hätte vortragen wollen, ich einem Widerspruch begegnet wäre, den ich als sein Gast nicht wohl veranlassen durfte, wenn ich den alten Herrn nicht reizen wollte. Es hätte dann in weiteren Ausführungen gesagt werden müssen, daß wir in dem ganz geheimen Zusatzabkommen von 1887 uns zu Verpflichtungen verstanden hätten, die sich nicht wohl mit unseren Beziehungen zu anderen Mächten vereinigen ließen und die in dieser weitgehenden Form insbesondere in Wien starke Bedenken erregen mußten. Alle diese Einwände hatte ich mir seit langem überlegt, aber ich wiederhole, daß ich mich nicht getraute, sie jetzt vorzubringen. Ich besorgte, das Wohlwollen des großen Staatsmannes zu verscherzen. Der Fürst hatte sich allmählich gewöhnt, das Verfahren seiner Nachfolger auf diesem Gebiet als das Hauptstück seiner Waffen gegen den neuen Kurs zu benutzen, und es wäre ganz aussichtslos, ja verwegen gewesen, ihn von dieser Auffassung abbringen zu wollen.

„Es ist ein Elend", rief plötzlich der Fürst, „nichts als Tausch", die ganzen Zeitungen voll von Tausch. Daß die deutsche Politik sich wochenlang mit einem unbedeutenden Polizeikommissar befaßt, ist ein kläglicher Zustand. Und was ist das für eine Menschenkenntnis! Wenn der Mann sich nicht mehr genau dessen erinnert, was er in seinen zahlreichen Unterhaltungen dem und jenem gesagt, was ist daran erstaunlich? Auch mußte er in seiner Praxis übertreiben, um von anderen etwas Wissenswertes zu erfahren. Dazu kam die Notwendigkeit, über gewisse Dinge nicht zu reden. Ich würde, vor gewisse Fragen gestellt, mich dem Zeugniszwang aussetzen, die Antwort verweigern und ins Gefängnis wandern."

In einer Notiz, die der Fürst nach dem Essen in einer der Zeitungen las, war von den Denkmälern die Rede, die der Kaiserin Augusta als der großen Förderin des Roten Kreuzes, des Vaterländischen Frauenvereins usw. bereits gesetzt seien. „Mag sein", bemerkte der Fürst gleichgültig, „aber im übrigen war sie darin groß, sich allem zu widersetzen, was in den letzten Jahrzehnten das Schicksal zu unserem Vorteil fügte". Als ich äußerte, der Kaiser pflege jetzt auch von seiner Großmutter als der „großen" Kaiserin zu reden, meinte der Fürst, sie hätte immer versucht, eine Rolle in der Geschichte zu spielen. Aber dazu habe es doch nicht gelangt, und sie sei, ohne es zu wissen, von schlimmen Leuten benutzt

worden, um deren Ziele zu fördern. „Ich habe ihr", sagte der Fürst, „im Wege gestanden, und sie betrachtete mich als einen Menschen, der nicht fügsam genug gegen gekrönte Häupter sei. Und in der Tat habe ich von Anfang an in ihre liberalisierenden und von ihr selbst meist mißverstandenen Anschauungen nicht hineingepaßt. Sie hat mich als Strafford bezeichnet. Wäre es nach ihr gegangen, so wäre der König beim Frankfurter Fürstenkongreß erschienen; sie hatte auch bei der Bildung des Ministeriums der Neuen Aera stark mitgewirkt." „Daher der Name Schürzenministerium", fügte ich ein. „Jawohl", bemerkte der Fürst, „Roon hat mir später erzählt, sie hätte ihn und verschiedene andere aus diesem Ministerium aufgefordert, dem König den Gedanken auszureden, mich nach Berlin zu berufen. Sie war außerdem eine Kryptokatholikin und imstande, ihren Einfluß trotz ihrer affichierten liberalen Ideen dem Ultramontanismus zur Verfügung zu stellen. Die Widersprüche in ihrem politischen Denken zeigten sich bei jeder Gelegenheit. Sie redete in politischen Weisheitssprüchen, die oft kluge Leute beeinflußten, namentlich solche, die von der praktischen Politik weit entfernt waren. Aber es war geborgte Weisheit, und es war ihr darum zu tun, Effekte zu erzielen. Denn sie war schrecklich von sich eingenommen und haschte nach Popularität. Mir hat, alles zusammen genommen, wohl niemand so viel Hindernisse in den Weg gelegt, wie die alte Kaiserin, und es hat mir schwere Mühe und viel Ärger gekostet, ihre Einflüsse zu beseitigen." Der Fürst sagte das alles ruhig, seine Pfeife schmauchend, aber sein Groll war nicht zu verkennen.

Einviertel vor Mitternacht entschuldigte sich der Fürst mit seinem Gesichtsschmerz und sprach sein Bedauern aus, daß ich nicht zu Nacht bliebe. Ich begab mich zur Bahn, wo ich Zeit genug hatte, über das Zusammensein mit dem großen Manne nachzudenken.

Berlin, 5. Juni. Schiemann, mit dem ich frühstückte, bat mich, im Herbst durch regelmäßige politische Betrachtungen über die auswärtige Lage ihm Aufklärungen für seine Berichterstattung in der „Kreuzzeitung" zu geben. Er werde meine Briefe vernichten, wie er denn auch sein bisheriges Tagebuch vernichtet habe. Es sei ein solches Buch doch bedenklich und für manchen gefährlich. Er sagte das mit scheinbarer Aufrichtigkeit, und doch zweifle ich. Hier eine Anekdote, die er mir von einem Frühstück bei Hohenlohe erzählte: Botschafter Münster und Wilmowski, Chef der Reichskanzlei, waren anwesend. Nach Tisch stand Münster abseits in Unterhaltung mit Hohenlohe. Wilmowski machte Schiemann auf diese

historische Gruppe in einer Art von Bewunderung aufmerksam. Der gleichfalls anwesende Sohn Alexander Hohenlohe konnte sich eines Lächelns bei diesem Hinweis nicht enthalten. Ihm schien die Gruppe durchaus nichts Historisches zu bedeuten und er winkte ab. Schiemann muß sich jetzt, da Marschall beurlaubt ist, seine Erleuchtung beim Unterstaatssekretär Rotenhan holen. Er war entsetzt von der Minderwertigkeit dieses Herrn, über dessen Nichtigkeit nirgends mehr eine abweichende Ansicht besteht. Die ursprüngliche Duldung ist allmählich in Geringschätzung übergegangen. Rotenhan fühlt und erträgt sie ohne Murren und wartet auf seinen Gesandtenposten am Vatikan.

Geheimrat Klehmet, der junge, aber fleißige und nicht unbegabte Rat der politischen Abteilung, findet ebenfalls das Verhalten seines Kollegen Hammann im Tauschprozeß unklug. Der Prozeß, so sagte auch dieser Mann, der in der politischen Abteilung sich allein noch etwas eigenes Urteil zutraut, sei sehr bedenklich. Aber Marschall habe eben nicht geglaubt, anders durchdringen zu können. Das Verfahren war aus dem Erhaltungstriebe des letzteren angestrengt, nicht aus irgendwelchen politischen Erwägungen. Und das war eben kurzsichtig. Bei politischen Prozessen muß ein ernstes sachliches Ziel vor Augen stehen.

Weimar, 15. Juni. Seit acht Tagen bin ich wieder in dieses politische Stilleben zurückgekehrt. Man hat mich hier vermißt: ich hätte in einer unangenehmen Sache — Beschlagnahme der Möbel des neuen russischen Gesandten Budberg durch den Spediteur — die Parteien beraten können. Bei der aufgeregten Natur des dazu noch beschränkten Kollegen ist mir die Abwesenheit erwünscht gewesen.

Ich habe in einem amtlichen Bericht vom 11. wieder das Ausbleiben der politischen Berichte beim Reichskanzler zur Sprache gebracht, indem ich mich auf seine Zusage und den Wunsch des Großherzogs berief. Am 13. erwähnte ich, daß ich in den nächsten Tagen zum Großherzog auf die Wartburg eingeladen sei, und die Berichtsfrage auf dem alten Fleck stehe. Ich will die Dinge jetzt zur Entscheidung bringen, koste es, was es wolle.

18. Juni. Gestern war ich einer Einladung auf die Wartburg gefolgt. Ich finde den Großherzog doch verändert, magerer, mit einem traurigen Zuge. Aber er gab sich Mühe und fragte viel über meine Reise, über die Dinge im Orient, die Personalveränderungen in Berlin. Wie immer auf seiner Burg, war er die Liebenswürdigkeit selbst. Er kam nach dem Essen

auf mein Zimmer, und es mußte mitleidig stimmen, wenn man den Schloßherrn so still sitzen sah, vereinsamt, von seiner Gattin enterbt, der letzte Vertreter einer alten Überlieferung. Die Behandlung, die ihm die Großherzogin in ihrem Testament hat angedeihen lassen, erregt doch in weiteren Kreisen Bedenken, weil sie das Ansehen des Hauses schädigt. Die Decke ist jetzt überall zu kurz, an allen Enden muß gespart werden. Für außerordentliche Fälle ist nichts übrig. Die Vorsteher der Kunstinstitute empfinden das schmerzlich. Groß meint, der Großherzog habe beim ersten Vorlesen des Testaments seine Lage nicht erfaßt, erst nachträglich sei ihm der wahre Stand klar geworden. Die Töchter haben das Ihre fortgenommen, und so ist mancher Raum im Schloß leer geworden. Aber auf der Wartburg ist der Großherzog auf seinem eigenen Werke. Und er empfindet den Wert dieser großen weihevollen Stätte, die er selbst aus eigenen Mitteln so würdig wiederhergestellt hat. Ich habe oft mit ihm über die Bedeutung seiner Burg gesprochen, die die großen Vorgänge des Minnegesangs, der Bibelübersetzung, des wiedererstandenen Nationalgefühls in dankbarer Erinnerung hält. Dann folgt er mir gern auf dem Wege, den deutsches Gefühl so gern wandert, und nennt sich mit Stolz einen deutschen Fürsten.

Er fragte mich dann auch wieder nach den diplomatischen Berichten. Ich sagte ihm, Fürst Hohenlohe habe mir die bestimmte Erfüllung seines Wunsches zugesagt, ich bäte ihn aber, in diesen Tagen sich zu bescheiden, weil die Veränderungen in den leitenden Kreisen das Interesse ablenkten. Er bat mich, Hohenlohe für seine Zusage zu danken. Ich zögere damit, denn ich bin keineswegs sicher, daß er seine Zusage einhalten wird.

Der Großherzog fragte mich auch jetzt wieder nach dem voraussichtlichen Ausgang der lippischen Thronfolgefrage, und ich antwortete ihm auch diesmal, ich zweifle nicht, daß das Schiedsgericht sich für den Grafen Biesterfeld aussprechen würde. Das hat, wie ich voraussah, der Großherzog dem König von Sachsen, dem die Rolle des Schiedsrichters übertragen ist, vertraulich mitgeteilt. Meine Auffassung rührte von meinen freundschaftlichen Beziehungen zu Freiherrn von Lenthe, Mitglied des Reichsjustizamts, her, der eine andere Lösung für ausgeschlossen hält. Der Großherzog hätte am liebsten eine Tafel von lauter deutschen Souveränen als Schiedsgericht gesehen. Der Biesterfelder imponiert ihm nicht als Mitherrscher, aber daß er das Verfahren des Kaisers, der das Fürstentum durchaus seinem Schwager Adolf von Schaumburg zuwenden will und dabei sehr auffällig vorgeht, nicht gutheißt, ist unschwer zu erkennen.

Ich richtete dem Großherzog die Grüße des Fürsten Bismarck aus. Er betonte wieder seine unverbrüchliche Freundschaft zu dem Manne, „der so viel für Deutschland getan". Er möchte ihn gern auch noch mal wiedersehen. Dabei erwähnte er, daß Bismarck dem alten Kaiser es nicht immer leicht gemacht habe. Er habe es von seinem kaiserlichen Schwager direkt erfahren, daß z. B. die Mitteilung, Bismarck habe den Papst zum Schiedsrichter in der Karolinenfrage gewählt, dem Kaiser erst aus den Zeitungen geworden sei. Erheblich später sei erst der Bericht Bismarcks eingegangen. Scharf fand ich den Großherzog wieder, als er von England sprach. Er habe der Königin zum Jubiläum einen Brief gesandt, in dem er ihr eine weitere glückliche Herrschaft wünsche, und daß es ihr gelingen möge, die Verhältnisse „friedlich zum Frieden zu wenden". Der Brief sei deutsch gefaßt gewesen. Er schien in die Wendung eine Spitze legen zu wollen.

3. Juli. Komisch genug, daß bald nach meinem Besuch auf der Wartburg ein Artikel, datiert Weimar den 19. Juni, in der „National-Zeitung" erschien, der einen Besuch des Großherzogs in Friedrichsruh in Aussicht stellte und meine Anwesenheit auf der Wartburg damit in Verbindung brachte. Der Artikel stammt, wie ich höre, nicht aus Weimar, sondern aus Eisenach. Ich berichte nach Berlin, daß mir der Großherzog von einer festen Absicht, den Fürsten gerade jetzt zu besuchen, nichts gesagt habe, die Möglichkeit aber nicht ausgeschlossen war. Dieser Besuch ist inzwischen erfolgt.

Endlich ist der Stein ins Rollen gekommen. Ganz plötzlich — wenn auch nicht für ihn; denn er wurde natürlich von seinem Busenfreund Phili ständig auf dem Laufenden gehalten — wurde Bülow aus Rom zum Kaiser berufen, und als Marschall fortgesetzt aus Baden günstige Berichte über sein Befinden an den „Hamburger Kurier" und andere Blätter sandte, wurde amtlich veröffentlicht, daß mit Rücksicht auf seine Gesundheit der Botschafter Bülow ihn vertreten solle.

Über den Verlauf dieser wichtigen Veränderung konnte man von Freunden aus dem Auswärtigen Amt seit Monaten allerlei hören, das den Abschluß voraussehen ließ. Es war nur fraglich, ob sich Holstein den jungen Bülow vorsetzen ließe, der ihm, wie er mir häufig bekannt hat, persönlich unangenehm war und gefährlich schien, weil er seinen Einfluß beim Kaiser fürchtete. Jetzt hat ihn Phili ohne Zweifel beruhigt, und er erkannte, daß sich nichts dagegen tun ließe. Marschall war nicht mehr zu halten, seit Jahren war er dem Kaiser geradezu widerwärtig geworden:

seine philisterhafte Art langweilte ihn höchlichst und sein Verhalten in den letzten Prozessen hatte ihm in seinen Augen den Rest gegeben. Marschall war bereit, jederzeit auszuscheiden, in der Hoffnung, dann den Botschafterposten in Konstantinopel zu erhalten, auf den so lange Kiderlen gerechnet hat. Der ist nun aber nicht mehr in Gnaden, und so wird sich wohl Marschalls Hoffnung erfüllen, und zwar wird sich alles, wie zwischen Kaiser und Eulenburg verabredet, vollziehen. Die eigentliche Hauptperson bei der Wahl des Staatssekretärs, Fürst Hohenlohe, spielt bei dem ganzen eine Nebenrolle.

Allgemeines Aufsehen hat eine Betrachtung erregt, die offensichtlich aus der Feder Bismarcks stammt, und die sich gegen einen Artikel der „Köln. Ztg." richtet, worin Justizrat Fischer einen warmen Abschiedsgruß Marschall gewidmet hatte. Man liest in jeder Zeile die tiefe Abneigung des alten Recken gegen den scheidenden Staatssekretär.

Noch einen zweiten auffallenden Artikel brachte die „Köln. Ztg." aus der Feder ihres römischen Korrespondenten, der den neuen Staatssekretär schildert. Letzterer ist danach ein großer Redner und nicht nur eine Salonzierde ersten Ranges, sondern auch ein ungemein scharfsinniger Diplomat und dabei von größter Energie gegenüber jedem Widerstande. Ich begrüße die Ersetzung Marschalls durch Bülow, aber ich weiß seit langem, daß bei allen gesellschaftlichen Gaben und einer unleugbaren Geschäftsgewandtheit ihm die Haupteigenschaft des Staatsmannes fehlt: der Charakter.

In der Zwischenzeit ist mein Kampf im Auswärtigen Amt weitergegangen. Auf einen Zwischenerlaß Hohenlohes habe ich unter dem 24. meine Beschwerde gegen Holstein eingehend begründet. Darauf habe ich bis jetzt keine Antwort erhalten, und da der Reichskanzler vorgestern nach Schillingsfürst auf Urlaub gegangen ist, habe ich heute zu Händen Rotenhans an die Sache erinnert.

Hier in Weimar führe ich ein Phäakendasein. Ich radle und spiele Lawntennis, hin und wieder gibt es bei uns ein Abendessen in kleinem Kreise, das von den Eingeladenen dankbar anerkannt wird, da sonst in der Gesellschaft nichts los ist. Dazu kommen kurze Ausflüge nach Leipzig, Oberhof, Ilmenau. Der Aufenthalt ist wirklich auf die Länge einschläfernd. Diese Existenz läßt mich die Möglichkeit, den Dienst zu verlassen, nicht allzu schwer einschätzen.

Oberst von Eberstein hat den blauen Brief erhalten. Seine Überraschung und Bestürzung sind grenzenlos. Er hoffte fest, in Kassel oder Frankfurt eine Brigade zu erhalten und plötzlich dieser Schlag! Er zeigt

sich nirgends, geht nur abends aus, und verschwindet lautlos nächste Woche in einen Dresdner Vorort. Diese Wandlungen im Schicksal höherer Offiziere sind nicht ohne Tragik. Aber man sollte wenigstens Seelenruhe heucheln.

6. Juli. Es scheint, als ob bereits Bülows Ernennung zum Reichskanzler geplant gewesen sei, da man Hohenlohes freiwilligen Rücktritt, zu dem ihn auch seine Söhne drängen, zum Herbst erwartet. Wozu, fragt man, ist Bülow jetzt zur Vertretung des angeblich erkrankten Marschall berufen, da er doch gleich einen Urlaub angetreten hat? Vielleicht, um Marschall nicht gleich abzuschieben und ihm zunächst das volle Gehalt zu lassen. Frau von Helldorff, die ich heute besuchte, meinte, daß Bülow einen sehr einflußreichen Freund in Philipp Eulenburg besitze, sie habe durch Vermittlung ihrer Schwester Gerstenbergk einen Brief Bülows an letzteren gelesen, der an Verhimmlung Eulenburgs das Erstaunlichste leistet. Daß jemand von einem Freunde in solch verzücktem Tone spreche, sei in ihrem Leben eine ganz neue Erfahrung.

Die kleinen Blätter meines amtlichen Bezirks, z. B. die „Deutschland", gestatten sich eine Kritik unserer politischen Verhältnisse in Berlin, wie sie kaum schärfer gedacht werden kann. Die Angriffe der fortschrittlichen Berliner Blätter werden hier zu einem Leitartikel zusammengestellt und geben dem thüringischen Publikum einen merkwürdigen Begriff von den Zuständen in der Reichshauptstadt. Leider kann man nicht immer widersprechen.

13. Juli. Ich habe bis jetzt auf meinen, die Intrigen Holsteins schildernden Bericht vom 24. v. M. an Hohenlohe keine Antwort erhalten, dann am 3. d. M. an die Sache erinnert und sie heute von neuem angeregt. An Bülow habe ich vorgestern den Fall mitgeteilt, obwohl er auf dem Semmering sitzt. Ich habe „un chat un chat" genannt.

Man hat den Botschafter von Thielmann in allen Ehren aus dem Auswärtigen Amt entfernen wollen, indem man ihm die Stelle des Schatzsekretärs anbot. Soweit ich ihn kenne, halte ich ihn für fleißig genug, sich in den Posten einzuarbeiten, nicht aber für sachverständig und rednerisch genügend begabt, um im Reichstag zu bestehen.

Der Erbgroßherzog scheint sich weniger vorteilhaft zu entwickeln, als sein jüngerer, äußerlich zwar etwas zurückgebliebener Bruder. Er ist hochmütig, was ich bisher für Befangenheit hielt; so wehrte er sich z. B., daß seine Tanten die Erbrezesse zuerst unterzeichnen, obwohl sie doch als

Kinder der Großherzogin ihm nach bürgerlichem Recht vorgehen. In Potsdam haben ihn die Offiziere seines Regiments wegen ungehöriger Redensarten scharf mitgenommen, und er hat sich entschuldigen müssen. Übrigens finden andere Souveräne, daß man sich in Weimar zu anspruchsvoll gebe. König Albert von Sachsen äußerte dieser Tage zu Palézieux, als ihn der Großherzog in Pillnitz besuchte, man solle doch in Weimar die Großmachtallüren unterlassen. Was solle denn die Kunstschule in Weimar bedeuten? In der Dresdner Ausstellung würden ihre Erzeugnisse als wertlos angesehen. Und der Großherzog klage doch über die ihm dafür persönlich zur Last fallende Ausgabe von 30 000 Mark.

Bei dem Besuch, den der Großherzog in Friedrichsruh dieser Tage abstattete, äußerte sich Bismarck zustimmend zu den letzten Personalveränderungen. Es sei nur billig, daß der Kaiser zuerst Miquel zu sich berufen habe. Das sei ein fähiger Mensch, indessen nicht durchaus zuverlässig. Bülow sei aus guter Schule; wenn er sich eingearbeitet, könnte dann auch wegen der Kanzlerschaft die Frage eines Wechsels angeschnitten werden. Die Umgebung Bismarcks legt dem neuen Besuch Hohenlohes und Bülows keinen weiteren Wert bei. Der Kanzler sei bei Friedrichsruh vorbeigefahren, und Bülow hätte sich angeschlossen. So liegt die Sache nun zwar nicht, aber man hat jetzt in Friedrichsruh nicht mehr die Absicht, sich von solchen Werbungen um die Gunst des Großen beeinflussen zu lassen. „Sand in die Augen" hat der Fürst dieser Tage zu jemand gesagt, der diesen Besuchen Folgen beilegen wollte.

15. Juli. Gestern in Sondershausen gewesen. Welch ein enges Gemeinwesen! Ich erwähne das, weil der dortige Minister Petersen, der doch ein Kind unserer mächtigsten Handelsstadt ist, sich in seinem Amt gefällt. Immerhin, er ist der Leiter eines Staates, und er fühlt sich in dieser Aufgabe glücklich. Wohlwollenden Charakters tut er manches Gute, ist gern gesehen und geachtet, und so ist er mit seiner Tätigkeit zufrieden, zumal eine wohlgemute Gattin ihm eine merkbare Stütze ist. Schließlich liegt doch das Glück in der Selbstbeschränkung. Ich besuchte den Fürsten, der sein Einkommen von einer halben Million Mark im Interesse seines Landes, freilich auch für seine Jagd, verausgabt. Die Jagd ist sein einziges Vergnügen. Er redete mich gleich auf die Entscheidung in der lippischen Thronfolgefrage an, die allen deutschen Fürsten sehr nahegegangen sei. Sie wenden sich einstimmig gegen das beobachtete Verfahren, und hoffentlich ist die Niederlage eine Warnung für den Berliner Hof. Fürst Karl Günther meinte, es habe wohl „eine kleine

Abmachung" zwischen dem verstorbenen Fürsten Woldemar und dem Kaiser bestanden. Und es sei nicht schön, wie jetzt die Schaumburger glanzlos aus Detmold abziehen müßten. Ich bestritt die „kleine Abmachung", die Schuld trage Caprivi, der von Anfang an entschlossen hätte sagen müssen, daß der vom Kaiser gewünschte Weg nicht gangbar sei. Für solche Mißgriffe könne man nicht die Fürsten verantwortlich machen, dazu seien eben ihre Minister da. „Schon gut, schon gut", meinte der Fürst lachend, „aber es kommen doch daneben mancherlei Dinge vor." Dann fragte er nach Miquel, an dem er kein gutes Haar ließ. „Nein, so einen Menschen darf man nicht an die Spitze der Geschäfte stellen." Und als ich ihn trotzdem herausstrich und seine große Befähigung lobte, kam er immer wieder darauf zurück: „Aber die Vergangenheit! Zu was ist der nicht fähig!" „Kennen ihn denn Eure Durchlaucht?" fragte ich. „Nein", kam es von der anderen Seite, „das nicht, aber gehört und gelesen habe ich genug." „Ich würde Eurer Durchlaucht wünschen, seine persönliche Bekanntschaft zu machen", wandte ich wieder ein, „wir können uns freuen, einen solchen Kopf in Berlin zu besitzen." Dann redete er allerlei krauses Zeug von der fiskalischen Ausbeutung, die sich Miquel gegen Eisenbahn, Post und Telegraph erlaube. Ich stellte meine Verteidigung als vergeblich ein.

Petersen hat bei der Ordnung der Stellung des Prinzen Sizzo von Leutenberg erreicht, daß dieser auf hunderttausend Mark von seiner Zivilliste in Sondershausen verzichtet, falls er die zwei Fürstentümer Schwarzburg in seiner Hand vereinigen sollte. Auch müsse er jährlich einige Zeit in Sondershausen Wohnsitz nehmen. So erweist sich der Zusammenfall für das Land gleich nützlich, und ich gebe die Bedenken auf, die sich auf Grund der Überlieferung gebildet hatten.

18. Juli. Mein Kampf gegen die politische Abteilung geht munter weiter. Gestern lud mich der Großherzog mit meiner Frau für mehrere Tage nach seinem Landgut Wilhelmsthal ein. Darauf habe ich von neuem Hohenlohe den Fall in Erinnerung gebracht: der Großherzog würde unzweifelhaft mit mir darüber reden. Ich fragte, warum das Amt nicht den Wunsch eines so vortrefflich gesinnten und zuverlässigen Landesfürsten erfüllen wolle.

Ich las einige Reden Bismarcks aus dem Jahre 1887, die er bei Gelegenheit der Septennatsvorlage im Reichstage gehalten hatte. Sie sind ohne Zweifel sehr interessant, aber doch fast gar nicht zur Sache gesprochen; sie sind im Gegenteil abschweifend und durchaus feuille-

tonistisch. Das läßt sich von gar manchen Parlamentsreden des großen Mannes sagen, und dennoch erzielten sie ihre Wirkung um der Stelle willen, von der sie kamen. Und hätte er hie und da die Schärfe seiner persönlichen Ausfälle gemildert, so wäre sein Erfolg sicher noch größer gewesen.

23. Juli. Meine Frau und ich brachten drei freundliche Tage in Wilhelmsthal beim Großherzog zu. Der alte Herr war, wie immer, wenn er den Hausherrn spielt, von bestrickender Liebenswürdigkeit. Jeden Morgen besuchte er uns in unserem Heim und des Nachmittags führte er uns spazieren. Er sprach ungemein offen. Von seinem Besuch bei Bismarck vor wenigen Tagen meinte er, er hätte sich dazu für verpflichtet gehalten, zumal er in Schwerin ihm so nahe gewesen. Er schulde ihm Dank für alles, was er für Deutschland getan. Er sei nur einen kurzen Augenblick vor dem Frühstück mit Bismarck allein gewesen, und sie beide wären zu Thränen gerührt gewesen; sie hätten sich umarmt. Der Fürst habe geäußert, er sei ohne Haß oder Groll wegen der Vergangenheit, und als der Großherzog ihm für seine Taten dankte, habe Bismarck erwidert: pourvu que cela dure. Im Verlaufe habe sich der Fürst über Bülow ziemlich befriedigt geäußert. Er selber (der Großherzog) habe freilich Bedenken. Miquel bezeichnete der Fürst als sehr fähig, aber nicht ganz zuverlässig. Leider hätte die Frühstückstafel ein vertrauliches Gespräch verhindert. Der Fürst erinnerte sich der Dienste des Großherzogs während der Versailler Tage, als dieser wiederholt mit Wissen Bismarcks an den Zaren geschrieben und diesen für die Erwerbung von Elsaß-Lothringen, als unumgänglich notwendig für Deutschland, zu interessieren gewußt habe. Er, der Großherzog, habe damals einen eigenen Ziffer für seinen Verkehr mit Petersburg gehabt. Er habe jetzt auch den König von Sachsen besucht, der sich besorgt darüber geäußert hätte, ob der Kaiser bei seinem bevorstehenden Manöverbesuch die Bayern, speziell den Regenten, angemessen behandeln werde. Der Kaiser solle nicht mit seinen preußischen Truppen überall zu siegen versuchen. Ich beschwichtigte ihn, ich sei gewiß, der Sieg würde abwechseln. Bei den Besuchen fürchte ich gewöhnlich, daß der Kaiser eher zu großes Entgegenkommen zeigt, vornehmlich bei Besuchen in Rußland. Wir müßten uns immer ein wenig suchen lassen, das sollte in unserer Politik die Hauptsache sein. Der König von Sachsen, bemerkte der Großherzog, ist wenig erbaut von der Art des Kaisers, der im persönlichen Verkehr leicht anstoße. Auf meine Andeutung, was wohl der König von Sachsen von den öster-

reichischen Vorgängen denke, erklärte der Großherzog, der König sei in dieser Beziehung sehr besorgt und sehe trübe in die Zukunft der Donaumonarchie. Der Großherzog kam noch einmal auf Bülow zurück, den er persönlich gut kenne. Er hält von ihm als Diplomaten etwas, als Staatsmann nicht viel. Diese feine Unterscheidung fiel mir auf. „Hat er Rückgrat?" fragte er mich. „Das wird er zu beweisen haben", erwiderte ich. Er zeigte sich dann sehr unliebsam berührt durch den blauen Brief, den Oberst von Eberstein erhalten habe. Er wollte sich darüber zu dem Kaiser direkt äußern. „Euer Königliche Hoheit hätten ihn ja doch jetzt verloren, da seine regelmäßige Versetzung in Aussicht stand", meinte ich. Aber der Großherzog versteifte sich auf seine Ansicht und bat mich, etwas zu tun, damit ein gleichwürdiger Offizier nach Weimar komme. Ich habe unter der Hand bei General von Hahnke bereits Schritte getan.

Der Großherzog ist auf einer nicht geringen Zahl von Gebieten des öffentlichen Lebens nicht übel unterrichtet. Das mag nicht sehr in die Tiefe gehen, aber die Oberfläche ist um so beträchtlicher. Er verfügt trotz seiner 80 Jahre über ein gutes Gedächtnis. Vielfach wurden historische Gegenstände berührt, besonders solche des Kulturlebens und überall zeigte er lebhaftes Interesse. Als wir am letzten Nachmittag in der Karthause den Tee nahmen, das Bild der Wartburg vor Augen, wurde er wehmütig, als ich ihn in diesem Besitz glücklich pries. Ich kam auf den Gedanken, diese Burg sollte ein Kleinod bergen, etwa die deutsche Kaiserkrone. Es überkam den Großherzog längeres Sinnen. Am Tag zuvor hatten wir auf dem Ottoberg ein freundliches Abenteuer, indem der Großherzog zwei vorübergehende und unsere Gruppe betrachtende einfache Damen zum Tee einlud, den wir, auf den Rasen sitzend einnahmen. Es gab eine heitere Szene, bei der der Fürst seine Rolle als Harun al Raschid vortrefflich spielte. Die Damen erfuhren erst später durch den Kammerdiener, wer ihr Gastgeber gewesen.

Als wir uns schließlich in Wilhelmsthal verabschiedeten, dankte der Großherzog auf das herzlichste für alles, was ich ihm gesagt. Er ziehe aus meinen Mitteilungen viel Nutzen. Das war jedenfalls schmeichelhaft gesagt. Man glaubt gern an die Echtheit solcher Worte.

Gestern verweilte ich in Thalstein bei Tümpling, bei dem ich zahlreiche Professoren der Universität Jena traf. Ich konnte bei ihnen die Auffassung feststellen, daß das deutsche Bürgertum von der Regierung mit allem Eifer zur Mißstimmung erzogen werde. Das Wort in dem Pronunziamento des eben ernannten Professors Reichold sei ganz gewiß wahr, wenn auch die Rede übertrieben klinge. „Lieber französisch als

deutsch", höre man jetzt auch zuweilen Süddeutsche sagen. Ich selbst verurteilte scharf die Rede wegen ihres Mangels an nationalem Sinn. Man solle den Teufel nicht an die Wand malen, und tatsächlich machen sich französische Blätter diese Äußerungen zu Nutze. Allgemein wurde in der Gesellschaft auch das Telegramm des Kaisers an den Schwager in Lippe verurteilt. Eine Verteidigung des Monarchen würde geringen Erfolg gehabt haben.

29. Juli. Gestern folgte ich der oft wiederholten Einladung meines Vorgängers in Weimar, des Gesandten von Derenthall, auf seinen Landsitz Weißenburg im Saalethal. Er ist ein braver, wohlgesinnter Mann, zuverlässig und gewissenhaft, aber engen Gesichtskreises. Er gehört zu den vielen, nach ihrer Ansicht schlecht behandelten Diplomaten, deren Wünsche weitergehen, als ihr Geschick ihnen gewährt. Ich sehe freilich nicht, daß sie weniger berechtigt sein sollten, als jene Männer, die jetzt in der Gunst stehen, Radolin, Saurma, Rotenhan. Derenthall war ganz entzückt von meinem Vorgehen gegen Holstein. „Endlich mal jemand, der die Courage hat und den Stier bei den Hörnern packt. Das wird ein denkwürdiges Stück in den Akten des Auswärtigen Amts." Vielleicht aber verstecken sie es. Derenthall erzählte mir einen Vorgang, der mir zur Rechtfertigung eigenmächtigen Urlaubs fernerhin von Nutzen sein könnte: Bülow habe als Gesandter in Bukarest eine Abendgesellschaft bei Fürst Hohenlohe (von der österreichischen Linie) in Wien besucht, ohne sich Urlaub für die weite Reise in ein fremdes Land zu erbitten. Er rechtfertigte sich damit, daß es in Bukarest zu langweilig und daher verzeihlich sei, wenn er hie und da Ausflüge nach Wien mache. Als Chef wird er danach für ähnliche Fahrten von Diplomaten, zumal solchen auf so stillen Plätzen wie Weimar, Verständnis haben.

Der neue russische Vertreter Budberg in Weimar ist ein Filz ersten Ranges. Dem Fleischer handelt er von dem Preis einer Zunge ein Viertel ohne weiteres ab, und ebenso dem Tapezier. Die Geschäftsleute wollen in das Haus nichts mehr liefern.

3. August. Wir verweilten zwei Tage in Liebenstein, und speisten beim Herzog von Meiningen auf seinem Schloß Altenstein. Er scheint wieder ganz hergestellt und geht ohne Stock. Er erzählte mir, daß König Alexander von Serbien um die Hand seiner Enkelin Feodora gebeten, er ihn aber kurzerhand, ohne auch nur die Eltern zu fragen, abgewiesen habe. Ich konnte ihn nur beglückwünschen, daß er die Prinzessin nicht

dem zweifelhaften Schicksal in Belgrad ausgesetzt habe. Jetzt soll sich der König um eine Koburgerin bemühen. Dieses Haus zeichnet sich ja durch seine Internationalität aus. Für den Kaiser hat der Meininger Herzog keine besondere Sympathie. Aber er fragte doch nach seinem Auge, das er sich auf der Nordlandreise verletzt hatte. Der alte Herr zeigte uns die hübschen Räume des in einem Naturpark prächtig gelegenen Schlosses. Es war noch Prinz Eduard von Anhalt mit seiner Frau zugegen, einfach sich gebende Leute, und Hauptmann Hönig, der Zeuge im Tauschprozeß war und jetzt für den Herzog eine historische Arbeit fertigt. Es ist bei der Schwerhörigkeit des Herzogs nicht leicht, eine Unterhaltung mit ihm zu führen. Man hatte mir angedeutet, daß ihm allzu lautes Sprechen nicht angenehm sei; meine gewöhnliche Stimme aber schien er nur mit Mühe zu verstehen. Da er aber ein wohlunterrichteter Fürst mit langer Erfahrung ist, der sich nicht scheut, auch mal ein kritisches Wort zu äußern, so hätte sich in dem vertrauten Kreise wohl noch mehr sagen lassen, als Urteile über Musik, Theater und Malerei, zu denen Frau von Heldburg zunächst die Anregung gab. Mit seinem ausdrucksvollen Kopf ist der Herzog eine hoheitsvolle Erscheinung. Von allen deutschen Souveränen, die ich kenne, erschien er mir als der würdevollste. Etwa nur den Großherzog von Baden möchte ich ihm an die Seite stellen.

In Weimar ist es jetzt ganz einsam geworden; von einer amtlichen Tätigkeit ist keine Rede. Ich führe meinen Kampf gegen Holstein weiter und richte nunmehr meine Beschwerden an Bülow. General Graf Karl Wedel, den ich von der Sache unterrichtet habe, schreibt mir, er halte eine derartige Behandlung eines Gesandten für unerhört. Was solle aber das Amt antworten, da man doch Holstein nicht einer Niederlage aussetzen wolle?

9. August. Endlich am 4. erhielt ich, von Hohenlohe gezeichnet, zwei getrennte Mitteilungen, eine, die einen kaiserlichen Erlaß wörtlich wiedergab, und eine, in der kurz gesagt war, daß damit alle meine bezüglichen Berichte ihre Erledigung fänden. Es lag ganz offensichtlich eine neue Intrige Holsteins vor, der sich dazu der Person des Kaisers, und zwar durch Vermittlung des Begleiters Kiderlen, bedient hatte. Denn der kaiserliche Erlaß kam aus Norwegen, und der Stil war dementsprechend. „Kiderlen schreibt mit dem Zündholz", sagte mal ein Botschafter. In dem Erlaß war nämlich ausgeführt, daß der Großherzog durch seinen wiederholten Wunsch nach diplomatischen Berichten die

Prärogative des Kaisers als Leiter der Auswärtigen Politik beeinträchtige. Die tatsächliche Lage, daß vielmehr jene Mitteilungen als ein Ersatz für die Nichtberufung des von der deutschen Reichsverfassung eingeführten Ausschusses für Auswärtige Angelegenheiten zu gelten hatten und dementsprechend die Regierungen der drei Königreiche und der beiden Großherzogtümer Baden und Sachsen die Berichte seit Bestehen der Reichsverfassung erhielten, diese Tatsache war dem Kaiser vorenthalten worden.

Aber gleichzeitig mit dieser Sendung kam ein Privatbrief Bülows aus Kiel, der sehr entgegenkommend lautete und mir einen Wechsel meiner Stellung in Aussicht stellte. Ich habe eine Antwort in Form eines Privatschreibens abgefaßt, das die Art, wie der kaiserliche Erlaß entstanden sei, beleuchtet. Ich will es absenden, sobald Bülow von der Petersburger Kaiserreise zurückkehrt. Eine Freude wird sie ihm schwerlich bereiten, er müßte denn an Holsteins Beseitigung denken. Aber dazu bedarf er noch einer festeren Stellung und der Unterstützung seines Freundes Eulenburg, der sich indessen zu tief mit Holstein eingelassen hat und vor der Hand nicht so leicht von ihm loskommt.

Thielmann hat also richtig seine Ernennung zum Staatssekretär des Reichsschatzamts in der Form erhalten, daß der Reichskanzler ihm mitteilte, Seine Majestät habe ihn für den Posten ausersehen. Er wagte nicht abzulehnen, weil er sonst auch für seine gegenwärtige Stellung als Botschafter fürchtete. So wenig folgen bei uns, selbst bei ihnen ganz fremden Ämtern, die Beamten ihrem eigenen Willen und ihrer Selbsterkenntnis.

Wie viele schöne Gedanken sind doch in den Eckermannschen Gesprächen enthalten! Und welche seelische Heiterkeit und Entrücktheit von allem Gewöhnlichen!

18. August. In Reinhardsbrunn begegnete ich bei Herzog Alfred von Koburg dem Prinzen Philipp, Bruder des Bulgarenfürsten, den Leiningenschen und den Hohenlohe-Langenburgschen Herrschaften. Der Herzog langweilte mich wieder mit seinen Wünschen wegen einer Haltestelle der Eisenbahn an einem Orte, wo sich keine Vorrichtung zum Ausladen seiner Wagen und Pferde befindet. Er scheint nicht mehr erbaut von seinem Lande Gotha, schimpft auf den Kommunismus seiner Untertanen, die immer neue Wünsche hätten, ihm den Genuß des Waldes beeinträchtigten, die Pilze raubten, überall an den Bäumen Wegweiser errichten wollten usw. Er denkt eben nur an seine Jagd. „Mein Wald", war das dritte Wort. Die Verhandlungen im Landtage, in denen schwere

Vorwürfe wegen des Wildschadens erhoben wurden, und Minister Strenge sich sehr ungeschickt benahm, haben ihm alle Laune verdorben. „Wenn ich in zwei Jahren noch hier bin" und ähnliche Äußerungen deuten auf seine zunehmende Abneigung. Der Erbprinz spricht sogar von energischen Mitteln, die man anwenden müsse. Die Umgebung deutet an, der Herzog solle auf Gotha verzichten und sich auf Koburg zurückziehen. Ich erwiderte, daß das nicht so leicht sei, schon wegen der Reichsverfassung, die nur ein Herzogtum als Mitglied im Bundesrat kennt. Der Herzog ist auch sehr ärgerlich über Minister Strenges beständige Schwankungen, weiß aber nicht, wen er an seine Stelle setzen soll. Gleichzeitig war Oertzen, der bisherige Kabinettminister, aus Detmold eingeladen. Man nennt ihn den Totengräber. Er fragte mich denn auch, ob nicht Minister von Groß in Weimar zum Abgange reif sei. Er macht nämlich Jagd auf kleinstaatliche Ministerposten. Ich brachte mit ihm einen Abend in Friedrichroda zu, und er erzählte mir, daß tatsächlich er und das Schaumburgsche Regentenpaar bis wenige Tage vor der Entscheidung des Thronstreites überzeugt waren, daß der Schiedsspruch des Königs von Sachsen zu ihren Gunsten ausfallen würde. Auch der Kaiser sei des Glaubens gewesen. Er war erstaunt, als ich ihm erwiderte, daß ich schon zu Weihnachten aus zuständigen juristischen Kreisen das Gegenteil gehört hätte. Der König von Sachsen hat wenige Tage vor dem Spruch dem Prinzen angedeutet, daß die Entscheidung gegen ihn ausgefallen sei, so daß dieser rechtzeitig seine Koffer packen konnte. Oertzen meinte, Professor Kahl hätte in der Presse und auch sonst für den Biesterfelder ungemein eifrig gearbeitet. Danach ist die Sache für den Schaumburger ein rechter Reinfall.

Frau von Helldorff hat von ihrer Schwester Abschrift des Reiseberichts erhalten, den deren Freund Philipp Eulenburg auf der norwegischen Reise der „Hohenzollern" für die Kaiserin geschrieben hat. Danach war die diesjährige Seefahrt höchst unerfreulich. Nach dem Unfall des Kaisers, bei dem er sich das Auge verletzte, war er so aufgeregt, daß er mehrere Tage nur allein mit seinem Günstling sein wollte und sich völlig zurückzog. Als dann der junge Hahnke auf schreckliche Weise in einem Bergwasser ertrank, verschwieg man dies dem Kaiser. Als dieser aber zur Mahlzeit Musik befahl, sah sich Phili doch genötigt, dem Kaiser von dem Unglück Kenntnis zu geben. Auch sonst war der Verlauf bei dem stürmischen Wetter, das der Kaiser nicht verträgt, höchst ungemütlich, und seine Aufregung, deren Beruhigung die Ärzte auf der See erhofften, hatte sich eher verschlimmert.

Marschall, so melden die Blätter, ist in Begleitung des Prinzen Arenberg nach dem Rigi gegangen. Damit wird der Name genannt, der in der parlamentarischen Wirksamkeit Marschalls eine große, wenn auch stille Rolle gespielt hat. Arenberg hat ihm mit Hilfe des Zentrums zu den Triumphen im Reichstag wesentlich zu verhelfen verstanden und wurde auf anderem Gebiete dafür belohnt. Durch ihn ging dann so manche Nachricht an Graf Lerchenfeld, der sie natürlich seiner Regierung meldete. Unser Gesandter Monts in München war oft entsetzt über die Indiskretionen, die so in den Besitz der bayerischen Regierung gelangten.

Alle Welt spricht über die Zerfahrenheit unserer Regierung, aber merkwürdig, niemand sagt so recht, daß die Schuld doch auch, und zwar zum guten Teile, an der Nichtigkeit des Reichskanzlers hängt. Durch persönliche Liebenswürdigkeit hat Fürst Hohenlohe sich die Vertreter der Presse gewonnen, sein Greisentum wird aber immer deutlicher. Im Reichstag liest er fremde Ausarbeitungen ab, im Staatsministerium ist sein Verhalten ein Gegenstand des Spottes der Beteiligten, im Auswärtigen Amt verhält er sich immer nur abwartend. Jetzt hat er in Petersburg einen Besuch abgestattet und vor und nachher sich auf seinem großen Besitz in Werki aufgehalten. Aber der Umstand, daß er ein Mann aus großem Hause ist und früher mal im Staatsleben eine nicht unwichtige Rolle gespielt hat, stützt auch heute noch seinen Ruf.

Ich habe dem neuen Staatssekretär von Bülow einen deutlichen Brief über die Holsteinsche Intrige geschrieben und den Erlaß des Kaisers in seiner Entstehung beleuchtet, dabei ihm offen gesagt, daß der Kaiser falsch beraten sei.

25. August. Am 21. früh erhielt ich ein Telegramm Bülows, ich sei zum Gesandten in Lissabon „bestimmt" und solle die Zustimmung des Großherzogs für den Prinzen Natibor als meinen Nachfolger in Weimar einholen. Dies besorgte ich sogleich durch Minister von Groß. Ich schrieb sodann einen Brief an Bülow, worin ich ihn bat, von meiner Entsendung nach Lissabon Abstand zu nehmen. Mit wendender Post kam ein längeres Schreiben Bülows, als „privat und ganz vertraulich" bezeichnet, obwohl nichts Geheimes darin stand. Er empfehle mir dringend die Annahme des Postens. Die Bestimmung sei nicht abzuwenden, „nicht für ewig", Seine Majestät habe entschieden usw. Darauf neues Schreiben meinerseits, ebenfalls als „privat" bezeichnet, worin ich auf meinem Entschluß beharrte. Heute traf nun ein Telegramm Bülows ein, datiert „Neues Palais", die Bestimmung sei unabänderlich. Für eine

mündliche Rücksprache stehe er die nächsten Tage zur Verfügung. Gleich darauf kam ein Telegramm, wonach das Agrément für Lissabon eingetroffen sei und die Veröffentlichung heute Abend in der „Nordd. Allg. Ztg." erfolgen werde. Offenbar sollte diese Nachricht meine letzten Bedenken beseitigen. Ich habe darauf Bülow meine Ankunft in Berlin für nächsten Tag angekündigt. Ich bin mir in meinem Verhalten ganz sicher, weil ich die Folgen dieser Verwendung voraussehe. Lissabon würde für mich eine Art Verbannung bedeuten. Was ich in der Boykottierung hier in Weimar habe erfahren müssen, ohne daß ich dagegen in Berlin den geringsten Schutz erhalten konnte, das träte in Portugal, da dieser Staat in den Holsteinschen Arbeitskreis fällt, um so bestimmter ein. Dort wäre ich fern vom Mittelpunkte ganz außerstande, mein Recht zu erwirken.

Hier begegne ich lauten Versicherungen des Bedauerns. Der Großherzog schrieb an Groß, er solle Schritte tun, um mich festzuhalten. Dieser hat das vernünftigerweise unterlassen, aber mir schriftlich den Ausdruck des Bedauerns Seiner Königl. Hoheit „über den schweren Verlust" übermittelt. Groß las mir den Brief des alten Herrn vor, der ungemein schmeichelhaft war.

Gestern besuchte mich der Gesandte von Wäcker-Gotter und heute Derenthall, der von Lissabon nach Stuttgart versetzt ist. Der Erstere wußte nur von sich und seinen Wünschen zu reden. Solchen Leuten geht jedes Gefühl für ihre Engherzigkeit ab. Während vier Stunden entwickelte er mir alle Möglichkeiten, vor denen er stehe, ohne auch nur mit einem Wort Interesse für meine Sache zu zeigen. Da gibt sich Derenthall doch weitherziger. Er erklärt übrigens seine Versetzung nach Stuttgart für eine Zurücksetzung, unterwirft sich aber ohne Zögern. Als er meine Entschlossenheit bewunderte, konnte ich ihm nur erwidern, das erste Mal, wo die Demütigung an einen herantritt, fühle man sich noch stark, ihr Widerstand zu leisten, später finde man sich leichter damit ab und unterwerfe sich. Sehr hübsch ist, daß Bülow, der mir den Posten Lissabon besonders rühmte, zu Derenthall gelegentlich gesagt hat: „hoffentlich werden Sie bald aus Lissabon befreit", und als dieser ihm erwiderte: nicht, so lange die Klicke Holstein an der Herrschaft sei, nickte Bülow verständnisvoll. Das ist das Seltsame, daß der Staatssekretär über Holstein vollständig unterrichtet ist und sich doch von diesem beeinflussen läßt.

31. August. In der Berliner Tiergartenstraße, wo ich bei meiner Schwiegermutter abgestiegen war, fand ich eine Karte Bülows vor, die

mir seine Wohnung oder das Auswärtige Amt für eine Besprechung vorschlug. Um dem Gespräch einen mehr amtlichen Charakter zu geben, wählte ich das Amt. Vorher hatte ich mich im Zentralbüro über die letzten politischen Eingänge aus Lissabon unterrichtet und mich erkundigt, wie es mit meinen Berichten aus Weimar über die Frage der politischen Mitteilungen stehe, ob sie durch das Büro gegangen seien. Das schien nicht der Fall zu sein. Wenigstens waren Berichte, die den Namen Holsteins enthielten, im Büro nicht gesehen worden. Nur der letzte Erlaß, der mir die Entscheidung des Kaisers in der Berichtsfrage mitteilte, war den Beamten bekannt, d. h. also nur die Abfertigung, nicht die Anklage. Ich sah dann Mumm, ohne ihm über meine Absichten zu sprechen. Als ich die Frage der diplomatischen Berichte berührte, sagte er nur verlegen, „ja, ja" und sprang unvermittelt auf einen anderen Gegenstand über. Ebenso schweigsam verhielt sich Rotenhan, als Derenthall ihm von den Vorgängen sprach. Die Furcht vor Holstein legt ihnen allen Schweigen auf. Rotenhan aber zeigte sich konsterniert, als Derenthall ihm von meiner Absicht sprach, den Posten abzulehnen. Ich ging nun am 28. nachmittags zu Bülow, wo gerade Marschall vorgesprochen hatte, und obwohl der Staatssekretär sonst jeden Besuch ablehnte, hielt er mich eine volle Stunde fest, indem er sich wirkliche Mühe gab, mich von meiner Absicht abzubringen. Die Mahnung: „Bleiben Sie, gehen Sie nicht fort" wiederholte er wohl ein Dutzend mal. Er bemerkte, wenn die draußen (Holstein und Kiderlen) wüßten, wieviel Mühe er sich gäbe, mich zu halten, sie würden ihn totschlagen. Ich bereite ja diesen das größte Vergnügen. Ich erwiderte, daß ich mir das auch sage, aber ich könne eine so wichtige Entschließung nicht nach den Gefühlen von Lust und Ärger meiner Gegner fassen. Er besprach nochmals alle Punkte, die den Fall betrafen. Er habe bei dem Posten keine Wahl gehabt. „Ja", wandte ich ein, „warum haben Sie denn Derenthall von Lissabon abberufen, der noch sehr gern den Winter dort geblieben wäre", worauf Bülow bemerkte, er habe sich einen kleinen deutschen Posten gewünscht. Das bestritt ich, Derenthall sei von der neuen Bestimmung sehr wenig erbaut. „Nein", erklärte ich scharf, „Lissabon mußte eben nur für mich frei gemacht werden, als ob es nichts anderes in Europa gäbe. Man will mich auf diesen Posten verbannen, um dann schlimmer noch als bisher meine Beschwerden unberücksichtigt zu lassen." Bülow: „Nein, das soll nicht sein, Sie werden sich auch dort auszeichnen, gehen Sie hin." Ich: „Portugal gehört zum Referat Holsteins. Wenn er mir dort das amtliche Material ebenso entzieht, wie in Weimar, mich ohne Instruktion läßt —." Bülow:

„Da können Sie ruhig sein, das wird nicht geschehen, verlassen Sie sich auf mich!“ Ich: „Ganz dasselbe hat mir an dieser selben Stelle Herr von Marschall zwei oder dreimal gesagt, sich fest dafür verbürgt. Mehr noch, der Reichskanzler hat mir versprochen, die Mitteilung der politischen Berichte nach Weimar anzuordnen, vor meinen Augen wollte er die Verfügung schriftlich aufsetzen. Und was ist darauf erfolgt? Ist dieses Versagen der Autorität nicht unerhört?“ Bülow: „Ja, was wollen Sie? Der Kaiser hat die Mitteilung der Berichte als eine seiner Prärogativen angesehen.“ Ich: „Das ist eine Täuschung des Kaisers. Wenn sich hier überhaupt von einer Prärogative sprechen läßt, so ist es nach Verfassung und Herkommen eine solche der Landesregierungen.“ Bülow (ausweichend): „Ja, ich weiß wohl, aber Sie sehen —“ Ich: „Nein, man hat Seiner Majestät einen Erlaß zur Zeichnung unterbreitet, der formell und materiell unzutreffend ist. Auf diese Art wollte man nicht nur mich zum Schweigen bringen, sondern hat damit auch den Kaiser gegen den ältesten Bundesfürsten eingenommen, als erhebe dieser unberechtigte Ansprüche. Der ganze Fall ist so unglaublich —“ Bülow: „Ja, was verlangen Sie eigentlich?“ Ich: „Daß Holstein rektifiziert wird, dann wird sich vielleicht ein ähnliches Spiel nicht wiederholen.“ Bülow: „Das müssen Sie vom Reichskanzler verlangen.“ Ich: „Der Reichskanzler hat sich in diesem Falle als eine bloße Theorie erwiesen.“ Bülow schwieg; er ist geschäftserfahren genug, um sich nicht zu sagen, daß sich gegen die Anklage schwer etwas einwenden läßt. Dann sagte er: „Der (er nannte Holsteins Namen nicht) ist für Sie nicht der Schlimmste, ein anderer ist noch feindseliger.“ Ich: „Jawohl, Kiderlen! Weil jener sich scheut, direkt und offen mit mir anzubinden, hat er sich dessen Mitwirkung gesichert und läßt durch ihn, der als Begleiter des Kaisers leicht an rechter Stelle zu Wort kommt, die Arbeit verrichten.“ Bülow suchte nun diesem Thema, das auf eine Stellungnahme gegen Holstein hinauslaufen mußte, auszuweichen. „Ich bitte“, begann er von neuem, „gehen Sie ein halbes, ein bis zwei Jahre nach Lissabon, dann wird sich etwas anderes finden lassen. Dann können Sie ja immer noch den Dienst verlassen.“ Ich: „Ja, dann bin ich um so viel älter und habe die Zeit unnütz verloren. Jetzt bin ich noch arbeitsfrisch. Vielleicht gelingt mir eine neue Laufbahn.“ Bülow: „Ich zweifle nicht, daß bei ihren ausgezeichneten Fähigkeiten (sic) es Ihnen gelingen wird, aber bedenken Sie, was Sie opfern. Der Kaiser will, daß jeder das nimmt, was er ihm bietet. Es soll wie beim Militär sein.“ Ich: „Ganz so liegen die Verhältnisse nicht, bei den Regierungspräsidenten wird regelmäßig an-

gefragt, und ebenso bei den Diplomaten, soweit sie in Gunst stehen. Auch Fürst Bismarck hat regelmäßig bei höheren Verwendungen Fühlung genommen, bevor er die Entscheidung des Kaisers einholte. Sie waren außerdem gewarnt, verzeihen Sie mir den Vorwurf, warum haben Sie mir auf meine Briefe keine nähere Andeutung gemacht? Sie wußten, daß eine Intrige gesponnen wurde." In dieser Weise ging es hin und her. Er bemerkte nebenbei, seine Stellung sei viel unangenehmer, als die meine: er habe den glänzend bezahlten Posten in Rom, wo seine Frau geboren sei, für das jetzige dornenvolle Amt opfern müssen. „Verzeihung", erwiderte ich, „das läßt sich gar nicht vergleichen. Sie stehen jetzt vor den wichtigsten politischen Aufgaben, deren Erfüllung Ihnen die höchste Anerkennung sichert, daneben bedeutet auch die Botschaft in Rom sehr wenig. Die kann schließlich ein geringerer auch verwalten." Das schien ihm zu gefallen. Aber er wiederholte: „Der Kaiser wird es Ihnen nie verzeihen, wenn Sie gegen seinen Willen handeln und ablehnen. Sie kommen dann schwer wieder in den Dienst. Denken Sie an Herbert Bismarck. Seine Majestät verzeiht es ihm nie, daß er gegen seinen Wunsch den Dienst verlassen hat." Ich: „Ja, diese Möglichkeit sehe ich voraus und mache mich mit ihr vertraut. Die Umstände sprechen gegen mich." Bülow: „Was sind Sie doch für ein Pessimist! Ich bitte", sagte er, mich an die Tür begleitend, da der Wagen zum Paradediner gemeldet wurde, „bleiben Sie, sagen Sie ja." Ich: „Wünschen Sie noch eine schriftliche Mitteilung über meinen Entschluß?" Bülow: „Nein, nein, lassen Sie uns weiter reden, ich bin bis Dienstag in Berlin und jederzeit für Sie zu sprechen." Ich: „Es ist vergebens; wenn ich in mein Unglück gehe, so geschieht es sehenden Auges." Unsere letzten Worte wurden bei halb geöffneter Tür gesprochen, hinter der Rotenhan stand, der sie gehört haben muß. Ich begrüßte letzteren flüchtig, besucht habe ich diese Weiberseele nicht mehr.

Am Abend erhielt ich einen Brief Graf Karl Wedels, der mir riet, Lissabon vorübergehend anzunehmen und nicht auszuscheiden. Ich begab mich am nächsten Morgen, Sonntag, zu ihm. Vorher aber hatte ich bei Bülow ein höfliches Schreiben abgegeben des Inhalts, daß eine weitere Unterhaltung auf der heute besprochenen Grundlage zu keinem anderen Ergebnis führen werde, und ich ihn bitte, mir meine Abberufungsschreiben bald zuzusenden. Dann suchte ich General Wedel auf. Dieser teilte mir mit, er habe am Abend zuvor eine dreistündige Unterredung mit Bülow gehabt, in der sie die ganze gegenwärtige Lage eingehend besprochen hätten. Bülow wünsche mein Bleiben und habe

ihn gebeten, in diesem Sinne bei mir einzuwirken. Er, Wedel, habe Grund zu glauben, daß sich die Verhältnisse in der politischen Abteilung ändern würden. Das sei vor der Hand doch nur eine sehr schwache Hoffnung erwiderte ich, die mit der Persönlichkeit Holsteins nicht genügend rechne. Ich erzählte ihm eingehend die Weimarer Vorgänge, die seinen lauten Unwillen erregten. Auch von den wiederholten früheren Versuchen, mich nach Lissabon abzuschieben, gab ich ihm Kenntnis. Wedel machte mir hier eine als höchst vertraulich bezeichnete Mitteilung. „Holstein", so habe Bülow ihm wörtlich erklärt, „will im Dienst bleiben, aber er geht!" Solche Dinge würden sich also nicht mehr ereignen. Bülow habe die volle Unterstützung Phili Eulenburgs beim Kaiser, und ebenso könne sich Phili auf Bülow unbedingt verlassen. Beide brauchten also mit Holstein nicht mehr zu rechnen. Auch Kiderlen habe den Zenit überschritten. Seine Majestät habe jetzt den Wunsch geäußert, ihn nicht in Wilhelmshöhe zu sehen. Weiter erzählte mir Wedel, daß Prinz Reuß an Bülow geschrieben und ihm dringend geraten habe, mich nicht ziehen zu lassen. Wedel und Reuß wünschen, Bülow solle mich ins Amt berufen. Wedel selbst scheint eine Botschaft in Aussicht zu haben, wahrscheinlich Rom. Zunächst ist er dem Könige von Italien bei dessen nächstem Aufenthalt in Homburg attachiert. Ich dankte ihm lebhaft für sein Interesse, aber ich könne mich auf eine unbestimmte Zusage hin, nicht zu der Annahme des Lissaboner Postens verstehen, wenn ich nicht durch deutliche Zurechtweisung Holsteins eine Sicherheit gegen die Wiederholung ähnlicher Ränke erhielte. Es sei ein verlorener Posten, man brauche sich nur zu erinnern, mit welchen Leuten er bisher besetzt worden sei. Beamte der politischen Abteilung seien damit nie bedacht worden.

Am 30. kehrte ich nach Weimar zurück, wo ich eine Masse Briefe des Beileids über unser Scheiden vorfand

6. September. Die „Berl. N. Nachr." veröffentlichen einen Artikel, der die Wichtigkeit des Lissaboner Postens in einer Weise hervorhebt, daß man glauben könnte, Bülow hätte ihn für meinen Gebrauch schreiben lassen. Er wird aber wohl von einem Kolonialschwärmer herrühren, der von mir besondere Dinge erwartet.

Die zahlreichen Reden, die jetzt wieder der Kaiser auf seinen Reisen hält, werden selbst von großen Zeitungen nur abgekürzt wiedergegeben. Man stößt sich vielfach an der unterwürfigen Form, die einem Souverän nicht ansteht. Der Kaiser dankt für die „gnädige Aufnahme", „legt seinen Dank zu Füßen". Das fast immer wiederholte Gottesgnadentum findet

ziemlich überall Anstand. Die nächste Umgebung, selbst wenn sie es wollte, würde es kaum durchsetzen, daß der Kaiser seine Reden vorher mit seinen Räten bespricht. Ich habe vor Jahren einmal einen Versuch gemacht, glücklicherweise wurden dann keine Gesundheiten ausgebracht. Heute werden die mit dem König von Italien in Homburg gewechselten Reden veröffentlicht, mit Verspätung, wohl behufs amtlicher Korrektur des Textes. Beide Ansprachen ließen sich ohne Beeinträchtigung des Inhalts auf ein Drittel der Länge beschränken. Es geht von Feier zu Feier: Petersburg, Würzburg, Nürnberg, Homburg, Pest usw. Für nächstes Jahr wird ein Hauptstück geplant: Jerusalem. Da gibt es reiche Gelegenheit, der Phantasie die Zügel schießen zu lassen, und doch wollen wir dort ernstlich gar nichts erreichen. Es gibt genug Leute, die laut fragen, was der Reichskanzler von solcher Reise denke. Dieser ist jetzt 24 Stunden zu spät zu der Begegnung der zwei Monarchen in Homburg gekommen, aber kein Mensch fragt danach. Früher setzte ihm Holstein seinen Famulus Lindenau zur Seite, wenn er sich fern von Berlin aufhielt; auch das geschieht nicht mehr, man gibt ihm, seit Bülow da ist, fast nichts mehr zu tun.

15. September. Meine Angelegenheit steht auf demselben Fleck. Die Abberufungsschreiben sind bis jetzt trotz der Zusage, sie mir bis zum 10. zu senden, da der Großherzog dann verreisen will, nicht eingetroffen. Auch mein Nachfolger Prinz Ratibor läßt nichts von sich hören. Hier werden mir lebhafte Zeichen des Bedauerns zuteil. Der Großherzog schrieb dieser Tage an Palézieux: „Je regrette beaucoup le départ de Mr. R., que j'ai beaucoup gouté et estimé, j'ai fait tout mon possible pour le retenir, je ne peux entraver sa carrière". Einige Tage später wundert er sich, daß die Angelegenheit nicht vorwärts gehe, man wolle ihm den Gesandten rauben, ich hätte ihm une lettre plaine de regrets geschrieben. Das ist insoweit richtig, als ich ihm für seine Worte gedankt und gesagt habe, der Aufenthalt in Weimar werde mir unvergeßlich bleiben.

Kiderlen's Stern scheint wirklich im Sinken. Obgleich zuerst sein Name in der offiziellen Liste für die Kaiserreise nach Ungarn stand, ist er jetzt ausgefallen. Ebenso für Wilhelmshöhe, Homburg und Würzburg. Es wäre in der Tat ein Fortschritt, wenn diesem Spaßmacher und Intriganten das Handwerk gelegt würde. Vielleicht hat wirklich der Monarch an seinen bedenklichen Zoten genug. Graf Görtz schreibt hierher an Prinz Wittgenstein, daß er den Kaiser bei seinem damaligen Besuch sehr ernst gefunden. Die Zeit der Späße sei vorüber.

Derenthall und Gattin halten sich auf der Durchreise nach Stuttgart bei uns auf. Er hat sich, wie er selbst sagt, mit der „Demütigung" seiner Versetzung abgefunden. Er bewundert mein Verhalten, aber er streicht jetzt den Lissabonner Posten mehr heraus. Es kann ihm natürlich nicht angenehm sein, daß ich das Amt, das er drei Jahre bekleidet hat, so gering einschätze.

Iswolski, der russische Gesandte in Belgrad, so erzählt mir Prinz Wittgenstein, der mit ihm befreundet ist, hat die ihm angebotene Gesandtschaft in Peking abgelehnt. Ich erwähne es als einen meinem Fall ähnlichen Vorgang. Es ist zweifelhaft, wie der Minister Murawiew, der Iswolski gar nicht liebt, die Ablehnung behandeln wird.

Gestern Abend waren wir nach prächtiger Waldfahrt in Ettersburg bei der Erbgroßherzogin zu Tisch. Sie hatte wohl von Reuß über unsere Stellungnahme zu Lissabon gehört und redete uns sehr von dem Platz ab, fragte aber, ob sich eine Änderung zu Wege bringen ließe.

19. September. Im Nachlaß des früheren Gesandten Busch finden sich Aufzeichnungen über den Berliner Kongreß, die seine Witwe mir zu etwaiger Verwertung übergeben hat. Es dürften nur sehr wenige Mitglieder sich im Anschluß an die Sitzungen Aufzeichnungen gemacht haben. Diese Sachen sind aber nur bei genauer Kenntnis der Vorgänge und unter sorgfältiger Sichtung zu verwerten.

Gestern kamen meine Abberufungsschreiben an, und ich habe sogleich bei meinem kleinsten Potentaten, dem Rudolstädter, um eine Audienz nachgesucht. Der Erlaß des Auswärtigen Amts spricht von meiner Ernennung nach Lissabon als einer vollendeten Tatsache. Heute kam noch ein zweiter Erlaß an, ich solle die Geheimakten verschlossen dem Kanzlisten übergeben. Von solchen habe ich eigentlich nur den famosen Erlaß dieses Sommers betreffend, die diplomatischen Mitteilungen. Man hat im Berliner Amt allerdings allen Grund, sich dieses Schriftstücks nicht zu rühmen und es unberufenen Augen vorzuenthalten.

Bülow sendet mir, datiert Semmering, einen Runderlaß über seine Unterhaltung mit den italienischen Staatsmännern in Homburg. Er ist als „geheim" bezeichnet, aber mit Ausnahme der Mitteilung, daß Visconti Venosta seinen Rückzug aus dem italienischen Ministerium wegen innerer Zwistigkeiten ankündigt, enthält der Erlaß nichts, was mir neu wäre. Ich machte wieder die Probe, daß der unterrichtete Politiker keiner außerordentlichen Hilfsmittel bedarf, um über die Hauptvorgänge der auswärtigen Politik unterrichtet zu sein. Selbst wenn geheime Verträge

unter den Staaten geschlossen werden, kann er bei scharfer Beobachtung ziemlich genau erkennen, was der wesentliche Inhalt sei, vielleicht nicht sofort, aber im nächsten Verlauf der Dinge, aus Andeutungen der Staatsmänner, namentlich aus dem, was sie nicht sagen, aus Vorbehalten offiziöser Blätter usw. Was Bülow mit Visconti gesprochen, liegt auf der Oberfläche. Es erhält seinen Charakter nur durch die einfache Tatsache der Besprechung. Doch was will das besagen, wenn der Italiener in einigen Wochen seine Entlassung nimmt? Der italienische König muß sich doch seinem Ministerium beugen, sobald dieses nur ernstlich will.

Welch' grausame Ähnlichkeiten zeigen sich zwischen Friedrich Wilhelm IV. und dem jetzigen Monarchen in der Beschreibung, die Treitschke in dem fünften Bande seiner deutschen Geschichte liefert. Dasselbe Gottesgnadentum, die Fanfaronnaden, die schwankende Politik, die Selbstüberschätzung, das Paradieren und Reisen, aber auch die Schwachherzigkeit der Minister und nächsten Berater, die unglückliche Polenpolitik, das zu frühe Aufdecken aller Karten, die voreilige Gewährung von Zugeständnissen bei Verhandlungen! Und es heißt doch, daß die Geschichte dazu da sei, um daraus zu lernen.

26. September. Bei herrlichem Wetter von Bad Kösen über die Berge mit ihren Denkmälern und die Rummelsburg nach Großheringen mit meiner Frau und Fräulein von Helldorff gewandert. Ich kann nicht sagen, daß der junge Bismarck, den sie da oben als Corpsburschen in Bronze verewigt haben, besonders eindrucksvoll aussehe. Das Gesicht scheint mir mißraten. Der Holzkrug unter den Emblemen ist von zweifelhaftem Kunstwert. In Kösen besuchten wir Fräulein von Gerstenbergk, eine ältere originelle Dame, die ein kleines Häuschen am Ende des Orts, umgeben von Weinreben, bewohnt, völlig allein in studiert altdeutscher Umgebung. Sie nennt zwei so verschiedene Persönlichkeiten, wie Philipp Eulenburg und Graf Guido Henckel ihre treuen Freunde, mit denen sie in laufendem schriftlichen Verkehr steht.

Ich wünsche Herbert Bismarck Glück zu seinem ersten Söhnchen. Vielleicht bringt das in seine düstere Stimmung etwas Frieden.

Auch Radowitz rät mir dringend vom Austritt aus dem Amte ab. Würde er nicht selbst auf seinen Madrider Posten verzichten, wenn ihm seine Mittel die Freiheit der Entschließung erlaubten?

28. September. Gestern verabschiedete ich mich in Sondershausen. Der Fürst zeigte sich diesmal von der freundlichsten Seite, dankte mir

herzlich, daß ich seiner Regierung jeder Zeit die Beziehungen so angenehm gemacht hätte, machte mir viele Komplimente, erkannte meine „genügsame“ Art an usw. Die Unterhaltung bei der Tafel, an der Prinz Leopold teilnahm — er wies dabei auf den Roten Adlerorden hin, den ich ihm verschafft hatte — ging über die nächsten Tagesereignisse nicht hinaus. Dazwischen fragte mich der Fürst, ob das viele Reisen Seine Majestät nicht angreife. Ich dachte an den letzten Artikel der „Zukunft“, der über die zahllosen Ortsveränderungen des Kaisers kritische Bemerkungen gemacht hatte, und hörte später, daß in der Tat dem Fürsten diese Wochenschrift regelmäßig zugetragen, nicht von ihm abonniert wird, wie ausdrücklich zugefügt wurde. Das Blatt wird wirklich in allen hohen und höchsten Kreisen gelesen. Der fürstliche Hof lebt sehr zurückgezogen, und eine Abmeldung des Gesandten ist in Sondershausen noch ein Ereignis. Da wird jedes Glas an der Tafel von den Gästen noch völlig geleert und den Genüssen der Tafel zugesprochen. Minister Petersen meinte, es würde bezüglich der Stimmenverteilung im Bundesrat, soweit die beiden Schwarzburg in Frage kämen, eine Verständigung leicht zu erzielen sein. Man sehe ein, daß der Fürst der vereinten beiden Länder nicht zwei Stimmen besitzen könne, wenn das doppelt so große Weimar nur über eine verfüge. Es ließe sich zum Beispiel die eine Stimme an Weimar abgeben, das ja ähnliche Interessen im Reiche vertrete. So leicht, meinte ich, sei die Sache doch nicht, schon wegen der Änderung der Reichsverfassung, und dann weil andere Länder Ansprüche erheben würden. Vor der Hand hat die Sache keine Eile.

1. Oktober. Auch beim Herzog von Meiningen, von dem ich mich gestern auf Schloß Altenstein verabschiedete, machte ich wieder die Erfahrung, daß die deutschen Landesfürsten des Kaisers wenig gedenken. Sie fragen gerade nur das Nötigste, was die Höflichkeit verlangt und auch das mit einer gewissen Zurückhaltung. Seine Reiselust wird allgemein abfällig beurteilt. Man fragt, wie sie physisch auf Seine Majestät wirke, die politische Zweckmäßigkeit wird nicht weiter berührt, man bezweifelt sie von vornherein, von besonderen Fällen abgesehen. Herzog Georg erwähnte, daß der Kaiser bei unerwarteten Vorgängen sich aufrege. Er nannte den Fall Lippe, bei dem man sich in Berlin doch stark verrechnet habe. Ich wich der Unterhaltung aus, indem ich die Schuld auf den verstorbenen Fürsten Woldemar und das unglückliche Gutachten Prof. Labands schob. Aber es ist kaum zweifelhaft, daß die deutschen Fürsten sich heimlich über das Mißgeschick freuen, daß der Versuch, kaiser-

liche Hauspolitik zu treiben, erfahren hat. Wenn ich mir Nutzen für die Sache und für die Beziehungen Berlins zu den deutschen Höfen daraus verspräche, würde ich in einem warnenden Bericht den Fall vom Gesichtspunkte der deutschen Reichspolitik behandeln.

Ich begegnete in Altenstein dem Sohn des Herzogs, Prinz Friedrich und Gemahlin. Letztere fragte mich nach dem Befinden der Großherzogin von Weimar und wurde sehr verlegen, als ich ihr von deren kürzlich erfolgtem Ableben Mitteilung machte. Abends kam dann noch der ältere Sohn Ernst, der als Künstler in München lebt und mit einer bürgerlichen Dame, geb. Jensen, verheiratet ist. Der Herzog gab sich wie immer sehr freundschaftlich, leider erschwert seine Harthörigkeit die Unterhaltung. Neu war mir die Tatsache, die er mir bestimmt versicherte, die Kaiserin Augusta wäre wirklich zum katholischen Bekenntnis übergetreten, der Wechsel sei in der Schweiz erfolgt; Kardinal Hohenlohe habe es ihm mitgeteilt. Ich weiß, daß sie vor jedem Kreuze das Zeichen machte, sie ermahnte auch die Hofdame von Watzdorf in Weimar, das gleiche zu tun; sie wählte mit Vorliebe katholische Bedienung, aber sie ist doch nach evangelischem Ritus begraben, was der katholische Klerus sonst wohl nicht schweigend hingenommen hätte. Auch ihn selbst, so erzählte mir der Herzog, habe man gelegentlich einer italienischen Reise für einen Glaubenswechsel gewinnen wollen. Er kam dann auf angebliche Pläne einer gewaltsamen Verfassungsänderung im Reich zu sprechen, die ich ihm aber als gänzlich grundlos ausredete. Er war dessen zufrieden und bat mich zum Schluß mit Wärme, bei ihm nicht vorbei zu gehen, wenn ich vom Ausland die Heimat besuche. Frau von Heldburg erkannte es mit Dank an, daß ich auch diesmal meine Frau mitgebracht hatte, was bisher bei meinen Vorgängern nicht üblich war. Die morganatische Gemahlin tut, wie ich oft höre, viel Gutes, und ihr Einfluß auf den Herzog wird mir als günstig bezeichnet.

Weimar, 11. Oktober. Am 8. war hier ein großer Tag, nämlich eine vereinigte Goethe- und Shakespeare-Feier zu Ehren des Gedächtnisses der Großherzogin. Die Behandlung der Frage, ob Serenissimus dabei erscheine, oder wer ihn vertreten solle, spielte eine wichtige Rolle. Er hatte sich seit langem wegen der damit verbundenen Aufregung für Fernbleiben entschieden, aber er wollte auch keinen Angehörigen dabei sehen. Nun aber wurde der aus Heidelberg eingeladene Festredner Prof. Kuno Fischer böse. Er erklärte, dann packe er seine schöne, seit Monaten ausgearbeitete Rede wieder ein und bleibe zu Hause. Große

Aufregung und schließlich die Entscheidung, daß die Erbgroßherzogin und die Enkel beiwohnen sollten. Und so geschah es. Ich hatte nach den Fanfaren wunder was erwartet und war von der Festrede Fischers stark enttäuscht. Er ist ein Schauspieler, liest wie ein Rhapsode, scheint zeitweilig tief ergriffen und murmelt unverständliche, angeblich tiefsinnige Worte. Er gab, man weiß nicht recht warum, eine lange umständliche historische Einleitung und versäumte darüber in der Großherzogin den Charakter der politischen Frau und Fürstin zu zeichnen, ihre Stellung zu den deutschen Vorgängen 1866 und 1870, zu Bismarck, ihr großes Interesse an den evangelisch-kirchlichen Bestrebungen im Auslande, besonders in Japan und China. Als ich ihm diese Lücke nachher vorhielt, gestand er, daß ihm das alles ganz unbekannt war. Niemand habe ihm davon gesprochen. Seltsam, wie dieser Hochgelehrte außerhalb der Welt lebt und doch glaubte er, den Stoff zu beherrschen. Die Form war im übrigen gefällig, stellenweise sogar rednerisch bedeutend, auch war der fast zweistündige Vortrag für einen sechsundsiebzigjährigen Herrn eine ansehnliche Leistung.

Ich lernte den neuen Regimentskommandeur Oberst von Schwarzhoff kennen, einen hervorragenden Militär. Er schilderte mir seine Vorstellung beim Großherzog. Dieser verhielt sich dabei so unnahbar, wie Schwarzhoff es noch bei keinem Kaiser und König erlebt haben will. „Keine Ahnung von Handgeben", sagte er mir. „Ich erwartete jeden Augenblick, mit Er angeredet zu werden." Ich tröstete den Obersten mit meinen Erfahrungen und meinte, daß die Kühle sich aus dem Unwillen erkläre, den der Fürst noch über die plötzliche Abberufung des Vorgängers empfinde.

Am 9. verabschiedete ich mich in Rudolstadt. Der Fürst, von Natur schweigsam, wurde allmählig wärmer, da ich eifrig in ihn hineinsprach. Zuerst äußerte er, wir hätten uns ja kaum kennengelernt, was sicher nicht meine Schuld ist. Vom Kaiser sagte er kein Wort, obwohl ich ihm dessen Wünsche übermittelte. Es folgte ein ausgedehntes Mittagessen zu sieben Personen; die Fürstin war unpäßlich. Ich verteidigte pflichtgemäß die Marinevorlage, als der Fürst und seine Umgebung über Steuerschmerzen klagten. Der Adjutant von Priem erzählte aus Schwerin, wo die Herrschaften kürzlich der Leichenfeier für den in der See verunglückten Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg beigewohnt hatten, man fürchte dort, der Großherzog von Weimar werde Frau von Bloome heiraten; deswegen halte sich dessen Tochter Elisabeth in der Nähe. Ich erklärte das für dummes Zeug, so etwas würde schon sein Stolz nie gestatten.

In Schwerin nimmt man übrigens an, daß der junge Herzog sich hätte retten können, aber als Kommandant des Torpedoboots seine Mannschaft nicht habe verlassen wollen. So sei er als ein Opfer der Pflicht und der Ehre gestorben. Auffallend war die Ähnlichkeit des Verstorbenen mit dem Fürsten Günther. Seine Gattin habe die Stimme der Beiden kaum unterscheiden können. Nach dreistündigem Verweilen jagten wir zur Bahn zurück.

Über Murawiews Besuch in Koburg mache ich meine Glossen. Er mag wirklich nichts zu bedeuten haben, aber der Verkehr der Herzogin mit russischen Staatsmännern ist doch ziemlich lebhaft. Vor 14 Tagen war Graf Lamsdorff, Sekretär der Zarin, in Koburg. Die fremden Herren können auf diesem Wege Fragen stellen, deren Beantwortung uns nicht erwünscht ist.

14. Oktober. In Koburg bereitete man uns vorgestern einen besonders festlichen Empfang. Ein Aufgebot von Kammerherren, Lakeien und Wagen, als ob wirklich ein wichtiges Ereignis vor sich ginge. Man muß es diesen kleinen Höfen lassen, daß sie die Repräsentation ansehnlich und geschmackvoll zu gestalten wissen. Herzog Alfred freilich versteht es dabei am wenigsten, eine würdige Rolle zu spielen. Er ist schwerfällig, befangen und sieht jetzt nachgerade verfallen aus. Ein häßliches Hautleiden trägt dazu bei. Als ich die übliche Ansprache gehalten, stotterte er ein paar Worte, worauf ich etwas über Wetter und Jagd bemerkte, um über die peinliche Pause hinwegzukommen. Später beschäftigte er mich wieder mit seinen Eisenbahnplänen, nachdem ich ihm soeben seine Wünsche für den Halteplatz Reinhardsbrunn durchgesetzt hatte. Die deutsche Sprache macht ihm immer noch Schwierigkeiten. Es läßt sich begreifen, wenn seine Gemahlin häufig die Redensart gebraucht: „Schlecht erzogen wie ein englischer Prinz." Sie ist zwar auch befangen, was sie offen eingesteht, aber sie zeigt Verstand und guten Willen. Ich hatte sie zu Tisch geführt, und es entwickelte sich eine lebhafte Plauderei. Freilich konnte es mir nicht angenehm sein, daß sie über gewisse deutsche Diplomaten spottete, die alles Englische nachäfften und darüber die deutsche Art geflissentlich vergäßen. Sie nannte besonders die Grafen Leyden und Münster. „Wie kann eine Regierung nur solche Vertreter wählen?" meinte sie lebhaft. Die Herzogin und ihr Gatte sprachen sehr ungünstig von Lissabon, nachdem ich ihnen gesagt, daß meine Neigung, dorthin zu gehen, sehr gering sei. „Der unfreundlichste Hof auf der Welt", meinte der Herzog, der doch mit Dom Carlos von Portugal die Eigenschaft

als Koburger teilt. Die Herzogin erwähnte mir den Besuch Murawiews; sie hatte wohl das Gefühl, daß sie davon wie von einer natürlichen Sache mit mir reden müsse, übrigens ohne das Thema weiter zu verfolgen. Der Russe hatte den Tag zuvor Koburg verlassen. Da sie den Minister von Strenge wegen der Behandlung der Jagdfrage im Gothaer Landtage neckte, meinte ich, es wären dort sonderbare Dinge gesagt worden. „Ja", bemerkte sie lebhaft, „die Leute werden nächstens verlangen, daß alle Kreaturen zum Zählen durch ein Drehkreuz hindurch gehen." Im Theater beim Tee folgte die Verabschiedung in freundlichster Weise.

Am nächsten Morgen klagte mir Staatsrat von Wittken über die kritischen Regierungsverhältnisse; er hielt Strenge für einen verlorenen Mann. Er habe keinen einzigen Freund mehr im Lande und glaube doch alles von seinem Arbeitszimmer aus regeln zu können. Er ermangle der Voraussicht, fasse schnelle Entschließungen, um sie bald wieder rückgängig zu machen. Ich konnte ihm leider in der Hauptsache nicht Unrecht geben, enthielt mich aber eines eigenen Urteils.

Ich telegraphierte heute an Bülow, ob er mich vor seiner Abreise nach Rom, wo er sich zu verabschieden gedenkt, noch sehen könne und erhielt eine verbindliche Zusage.

18. Oktober. Am 15. begab ich mich nach Berlin und suchte sogleich den Staatssekretär auf. Er war von der früheren Liebenswürdigkeit, machte aber keinen ernsteren Versuch mehr, mich für Lissabon zu gewinnen. Prinz Reuß sei eben da gewesen, ein guter Freund von mir. Ich: „Glauben Sie nicht etwa, daß der Prinz mit meinem Vorwissen gesprochen hat, so sehr ich auch seine gute Absicht anerkenne." Bülow: „Sie sind also unerschütterlich. Reuß und Wedel haben mir den Eindruck erweckt, Sie würden den Posten doch noch annehmen und so würden 99 von 100 handeln. Sie tun Unrecht." Ich: „In solchen Fragen muß man seinem eigenen Gefühl folgen, es geschieht nicht ab irato." Bülow beharrte nicht weiter, sagte auch nicht mehr, ich solle wenigstens einen Versuch machen. „Ich will Ihrem Wunsche nachkommen, sagen Sie mir, ob Sie a. D. oder z. D. gestellt sein wollen." Ich: „Letzteres, weil ich zunächst noch gewisse amtliche Schritte tun will. Später werde ich wohl, um volle Freiheit zu haben, die andere Form wählen. Zunächst müssen Sie mir irgendeine Genugtuung verschaffen." Bülow versuchte bei keiner Gelegenheit zu behaupten, daß das Geschehene nicht ein schweres Unrecht gewesen. Aber er bat jetzt, meinen Austritt in friedlicher Weise zu gestalten. „So werden Sie die Freundschaft des Kaisers wieder er-

langen und das wird Ihnen für später nützlich sein. Ich werde Seiner Majestät sagen, Familien- oder Gesundheitsrücksichten bestimmten Sie, auf den Posten zu verzichten." Ich: „Nein, tun Sie das nicht, sondern sagen Sie, daß die Intrigen Holsteins mich nötigen, einen solchen Entschluß zu fassen. Da ich schon von Weimar aus nicht gegen die Treibereien mich hätte schützen können, wie sollte das von dem 60 Stunden entfernten Lissabon möglich sein?" Bülow: „Das werde ich dem Kaiser gewiß nicht sagen." Ich: „Dann wird er es auf andere Weise erfahren." Bülow: „Ja, was wollen Sie denn tun?" Ich: „Sobald ich mein Abberufungsschreiben dem Großherzog übergeben habe, werde ich eine Eingabe an den Reichskanzler machen. Verschaffen Sie mir also aus freien Stücken Genugtuung, oder, wenn Sie Zweifel haben, leiten Sie doch ein Disziplinarverfahren ein, gegen Holstein oder mich. Ich für meine Person habe nichts dagegen. So wird die Intrige in die rechte Beleuchtung kommen." Bülow: „Um Gottes willen, tun Sie das nicht. Sie sind Gesandter und können nicht wünschen, daß solche Dinge zur Erörterung kommen." Ich: „Warum nicht? Das kann bei verschlossenen Türen geschehen. Muß man sich solchen Verfolgungen ungeschützt aussetzen? Geben Sie Holstein einen ernsten Verweis, und die Sache ist erledigt. Wenn der aber sieht, daß ihm das alles gut abläuft, so nehmen diese Zustände kein Ende. Ich denke dem Auswärtigen Amt und dem öffentlichen Interesse einen Dienst zu erweisen, indem ich die Sache nicht auf sich beruhen lasse." Bülow: „Hören Sie, an dieser Stelle war es, wo mein Vater auf Arnim eingewirkt und ihn gewarnt hat. Schließen Sie nicht mit einem éclat ab." Ich: „Wieso éclat? Die Rolle Arnims würde ich ja nicht spielen, sondern der Mann im Nachbarzimmer. Und wer soll bei diesem Vergleich Bismarck sein?" Nun versuchte Bülow einen anderen Weg. Ich wolle ja ins Parlament, das könnte mir für die Zukunft manche Möglichkeit eröffnen, die ich mir verschließe, wenn ich jetzt Aufsehen errege. Das bestritt ich, ich wolle nur eine Sühne für ein anerkannt schweres Unrecht. „So klanglos, wie Sie das wollen, kann die Sache für mich nicht abschließen." Bülow: „Ich habe mit der ganzen Angelegenheit nichts zu tun. Sie war erledigt, als ich ins Amt trat. Mir könnte es ja gleichgültig sein, welche Aktion Sie unternehmen wollen. Ja, ich könnte mich im Stillen amüsieren, daß meinem Vorgänger so etwas passiert ist (wörtlich!). Aber ich halte es im Hinblick auf den Kaiser für nötig, daß der Fall in Ruhe beglichen wird." Ich: „Gewiß, Sie tragen nicht die Schuld, aber Sie haben beim Schluß mitgewirkt, die Versetzung nach Lissabon veranlaßt, um meiner Be-

schwerde praktisch den Boden zu entziehen. Mir wäre es ja lieber gewesen, Marschall säße noch hier, um mich an ihn halten zu können." Bülow: „So gehen Sie an den Reichskanzler." Ich: „Der würde mir wie bisher alles versprechen und das Gegenteil tun. Alle Autorität und Disziplin hört bei solchem Verfahren auf. Man scheute sich nicht, Eure Exzellenz wissen es, sogar die kaiserliche Person in die Komödie hineinzuziehen, indem man ihm die Unwahrheit von dem kaiserlichen Privileg der diplomatischen Berichte vorstellte, und jetzt appelliere ich von dem schlecht unterrichteten Kaiser an den besser zu unterrichtenden." Bülow: „Sie standen doch früher mit Holstein ganz gut. Er ist eine komplizierte Natur, die sich nicht mit zwei Worten erledigen läßt." Ich: „Ja, gewiß, ich mußte seine Arbeiten machen, aber ich rückte von ihm ab, als ich erkannte, wie die Mitarbeit gemeint sei, über die Chefs hinweg und gegen sie, und als ich die Gefahr sah, zu der das schließlich führen müsse. Leider aber fand der Mann immer den Vermittler, um an den Kaiser heranzukommen." Bülow schwieg, es war ein Schweigen vollen Verständnisses. Wir sprangen vom Thema ab. Er fragte mich, ob es leicht sei, in den Reichstag zu gelangen, er hoffe, ich werde dort Erfolg haben. Was ich von der inneren Politik denke? Sie liege ihm ganz fern. Ich schilderte ihm die augenblickliche Lage, die Notwendigkeit, der öffentlichen Meinung in der Frage der Militärstrafordnung entgegenzukommen und so Stimmung für die Flottenfrage zu machen. Das schien ihm einzuleuchten, er meinte aber, der Kaiser habe mehrere Nüsse im Sack. Wir kamen auf den Charakter des Kaisers zu sprechen, sein Temperament, seine guten Eigenschaften und solche, die deren Wirkung verhinderten. Unter anderem bemerkte ich, daß schon einige Vorsicht die Lage bessern würde, indem wir Plötzlichkeiten und Überraschungen unterlassen, die öffentliche Meinung nicht vor den Kopf stoßen u. dgl. Für seine Person war Bülow ganz einverstanden, er werde stets entgegenkommend sein und bei Seiner Majestät in diesem Sinne wirken. „Was halten Sie denn von der Gesamtlage im Innern?" Ich: „Sie kann nicht wohl ungünstiger sein. Die Person des Kaisers wird allmählich der Zielpunkt aller Angriffe, und das ist ein ganz unerhörter Zustand. Man glaubt zwar jetzt, dagegen mit dem Strafgesetz einschreiten zu können, man kommt jetzt auf das neue Mittel des Dolus eventualis und glaubt, auf diese Weise die Kritik totmachen zu können. Ich fürchte, sie wird um so stärker im Parlament laut werden und auf diesem gefährlichen Wege ungestraft in alle Zeitungen wandern. Wer soll den Kaiser schützen, wenn im Reichstage Brandreden gehalten werden? Hohenlohe mit seiner Redekunst? Bülow: „Nein, der Kanzler

kann es nicht, aber der Kaiser hält ihn, und er selbst will bleiben." Ich: „Ich weiß es: la rage des dossiers. Er vertreibt sich die Zeit mit Aktenlesen. Damit glaubt er seine Aufgabe erfüllt, aber sein persönliches Ansehen kann gar nicht mehr schlechter werden." In dem Ton ging die Unterhaltung noch einige Zeit. Ich hatte mich schon einige Male erhoben, da über eine Stunde vergangen war. Er begleitete mich zur Tür und wiederholte den Wunsch, die Trennung friedlich zu vollziehen. Ich antwortete darauf nicht mehr und wünschte ihm Glück zu seiner römischen Reise.

Nach dieser Unterhaltung kam mir der Gedanke, die Ablehnung des Postens dem Kaiser direkt zu unterbreiten. Ich hatte das Gefühl, daß auch Bülow bereits wieder in den Händen Holsteins sei und an dessen Schonung denke.

Den nächsten Tag suchte ich Miquel auf. Er war voll von dem Gedanken einer großen Polenaktion im Landtage. Es würden dort neue hundert Millionen für die deutsche Ansiedlung gefordert werden; sie fange an sich zu bewähren. Ohne Staatshilfe könnten sich die Deutschen im Osten nicht aufraffen. Es sei ein trauriges Kapitel. Wenn der Rückgang andauere, sei das Deutschtum in absehbarer Zeit verloren. Er werde im Landtag tüchtig die Wahrheit sagen. Im Kronrat sei man jetzt ganz einig gewesen, nachdem Hohenlohe lange geschwankt. Ach, welche Arbeit mit diesem Herrn! In der Frage des Vereinsgesetzes sei es seiner Zeit nicht möglich gewesen, in vier langen Sitzungen des Staatsministeriums vom Reichskanzler die kleinste Willensäußerung zu erhalten. Schließlich habe man ihm gesagt, er solle nur irgendeine Entscheidung treffen, gleichgültig welche. Jetzt sei doch so viel erreicht, daß Hohenlohe nicht mehr den Bayern herauskehre.

Ich erzählte ihm meinen Fall mit Lissabon. Er war ganz verblüfft: das seien ja ganz unglaubliche Zustände. Aber wie bringe das Holstein fertig? Er bedauerte, daß ich den Dienst verlasse, aber er verstand den Entschluß, war er doch selbst gewöhnt an den leichten Wechsel der Laufbahn. Er kam aus freien Stücken auf die Art zu sprechen, wie gegen Holstein vorgegangen werden sollte. Wie immer wurde auch diesmal des Kaisers gedacht. Ein guter Teil der ministeriellen Tätigkeit, meinte Miquel, drehe sich darum, wie man die Schwierigkeiten behebe, die der Kaiser selbst schaffe. Dabei kehre bei diesem immer die Auffassung wieder, von Militärsachen verstünden die Zivilisten nichts. Darin ließe er Miquel überhaupt nicht zum Wort kommen. Die Geheimnisse des Militärstrafverfahrens seien ihnen fremd, und sie wüßten nicht, was dem Heere

nützlich sei. In der Reichskanzlerfrage schien mir Miquel zu versagen. Er halte sich der Aufgabe nicht mehr gewachsen, die auswärtige Politik liege ihm fern, er frage sich sogar, ob er noch zu dem tauge, was er übernommen. Er wolle sich mit seinem engsten Wirkungskreise begnügen, der immer noch beträchtlich genug sei.

Nicht leicht sei die Frage, wie ich am besten zu einem Reichstagssitz kommen könne, was Miquel sehr wünscht; die Wahlkreise seien ganz unsicher. Welche Partei ich wähle, sei nicht so wichtig, das ließe sich später ändern (sic!). Aber sehr erwünscht sei es, wenn ein in auswärtigen Dingen Erfahrener dort zum Wort käme, gegebenenfalls auch im Landtage.

Graf Karl Wedel teilt mir mit, daß Saurma, die letzte aller Nullen, nach Rom und Marschall nach Konstantinopel kommen soll. Dann sprach ich Graf Bray, unseren Gesandten in Stockholm. Der Unglückliche hat bei der Jubiläumsfeier des schwedischen Königs eine Taktlosigkeit nach der anderen begangen. Dazu kam sein Geiz, der ihn nicht einmal die deutschen Prinzen einladen ließ.

22. Oktober. Mein letzter Tag in Weimar! Wir hatten wohl manches Zeichen freundlicher Teilnahme erwartet, aber daß die Zahl so groß sei, die unseren Fortgang beklagen würde, überraschte uns doch. Ein nicht geringer Teil der Gesellschaft verabschiedete sich auf dem Bahnhof. Ein reicher Blumenschmuck füllte unser Abteil, und der Zug mußte einige Augenblicke über seine Zeit warten. Das Offizierkorps des Regiments überreichte uns durch den Obersten und vier seiner Offiziere einen prächtigen Blumenstrauß mit Schleife und Anschrift. Zwischendurch machte sich das Erstaunen laut, ob es denn wahr sei, daß ich in den Ruhestand trete. Ich konnte nur mit einem Achselzucken antworten. Auch der Großherzog meinte, das sei doch unmöglich. Er stieg gestern von seiner Wartburg herab und empfing mich, um die Formen zu erleichtern, im Eisenacher Schloß. Die Zeremonien waren die üblichen, nur schien die Sicherheit der Leitung nachzulassen. Die beiden Grafen Medem und Bylandt stritten sich so lange, wer mich an der Treppe zu empfangen hätte, daß ich keinen von beiden sah. Der alte Staatsminister von Groß wußte von dem Zeremoniell in Eisenach so wenig Bescheid, daß er es versäumte, mir rechtzeitig das mir bestimmte Großkreuz zu übergeben. Die Herren erklärten selbst, daß seit dem Tode der Großherzogin die Anordnungen nicht mehr mit gleicher Sicherheit getroffen würden, aber alle zeigten sich voller Teilnahme, und besonders die „höchste Hofcharge", Rotenhan, sonst so trocken, kargte nicht mit Worten. Der Großherzog

vor allem bewies mir seine Ergriffenheit in geradezu rührender Weise. Bei der offiziellen Audienz sagte er: „Ich kann Ihnen gar nicht aussprechen, wie tief mich Ihr Weggang schmerzt. Seine Majestät hat mir eine große Freude bereitet, indem er Sie hierher sandte, und es tut mir innig leid, Sie zu verlieren. Halten Sie das nicht für bloße freundliche Worte, mein ganzes Fühlen ist dabei beteiligt." Beim nachfolgenden Essen äußerte er: „Ich bin wütend auf Berlin, daß man sie abberuft. Oder haben Sie vielleicht (indem er mit dem Finger drohte) dafür leise intrigiert? Sie mußten ja mal größere Karriere machen. Ich hoffe, Sie in Berlin als Minister zu sehen, dort ist Ihr Platz und Ihre Aufgabe." Später ließ er mich noch auf sein Zimmer bitten, wo er mich im Reiseanzug empfing und sich ganz gehen ließ. „Sie haben auch an mich und an Weimar gedacht, das habe ich oft gemerkt. Ihr Verhalten war nicht das eines Gesandten, sondern das eines Freundes. Ich bitte Sie, gedenken Sie meiner auch fernerhin, und wenn Sie mal für mein Land eintreten können — — —" Er nahm dann meine Hand in die seine und so redete er noch längere Zeit mit wirklicher Herzlichkeit, bis ihm schließlich die Tränen in die Augen kamen, er sich nach dem Hinterraum wandte und dort noch sagte: „Leben Sie recht, recht wohl, und wenn Sie Ihr Weg in meine Nähe führt, so erinnern Sie sich, daß sich Jemand sehr freuen würde, Sie wiederzusehen."

Ich konnte wirklich keinen besseren Abgang erwarten, zumal sich dieses Verhältnis gebildet hatte, ohne daß ich meinen preußischen Pflichten zu nahe getreten wäre. Sein erster Adjutant Palézieux hat mir oft gesagt: „Seit Ihrem Hiersein fühlt der Großherzog deutscher als früher."

Der alte Herr hatte wohl seine Schrullen, und ich hatte zuweilen Mühe, darüber mit Gleichmut hinwegzukommen. Er verkörpert die alte Zeit und hält, trotz der Kleinheit seines Landes, große Stücke von seiner Würde. Es ist ihm sehr schwer geworden, seine Souveränität so einzuschränken, wie es das Jahr 1866 mit sich gebracht hat, zumal er in dieser Stimmung von seiner stolzen Gattin bestärkt wurde. Auch die nahe Verwandtschaft mit den Romanows trägt dazu bei. Um so mehr ist es anzuerkennen, wie gern er trotz dieses starken Selbstbewußtseins das persönliche Verdienst anderer anerkennt, in welchem Gewande es ihm auch begegnet. Er hat damit, wie schon auch seine Vorfahren, seinem Lande und sich selbst gedient und die Entwicklung hoch bedeutender Männer in Kunst und Literatur gefördert. Das allein genügt, ihm unter den deutschen Fürsten eine hervorragende Stellung zu sichern. Es ist ein Unrecht, das die öffentliche Meinung begeht, wenn sie seinen Namen

mit allerlei mehr oder weniger geistvollen Späßen verbindet. Vielleicht, daß der Großherzog in einer gewissen Verlegenheit, die ihn besonders beim Erscheinen in größerem Kreise ergreift, und vermöge einer etwas gezierten Sprechweise hie und da Anlaß zu scherzhafter Beurteilung gegeben hat. Ich bekenne aber, daß mir in hundertfacher Begegnung nichts aufgefallen ist, was zu den bekannten Anekdoten Anlaß geben konnte, wenn man nicht eben den Umstand ihm zum Schaden anrechnen will, daß der Fürst einer vergangenen Zeit angehört, ja wohl ihre letzte hervorstechende Erscheinung bedeutet. In dem Augenblick, wo ich von ihm, wohl für immer, Abschied nehme, bewegt mich der Gedanke, daß er zu den Herrschern gehört, deren unser Volk sich rühmen darf.

Damit verließ ich Weimar, eine der kleineren deutschen Residenzen, aber geadelt durch unsere beiden größten Dichter und eine Reihe erlauchter Namen, wie sie in dieser Fülle und Bedeutung sich kaum sonst wieder zusammenfinden. Mein fast dreijähriger Aufenthalt, nach aufreibender Tätigkeit im Mittelpunkt unserer auswärtigen Beziehungen, bedeutete ein otium cum dignitate, aber auch eine körperliche und geistige Erholung und Vorbereitung für ernstere Arbeit. Ich hatte nicht mitwirken können an der Förderung größerer vaterländischer Geschicke, die mir am Herzen lagen, aber ich glaube, daß ich der mir hier obliegenden Aufgabe, die freundlichen Beziehungen zwischen deutschen Ländern zu pflegen, gerecht geworden bin. So konnte ich in dankbarem Empfinden der Dichterstadt Lebewohl sagen.

Personenverzeichnis.

A.

Abdul Hamid, Sultan der Türkei 120
Abeken, Heinrich, Geh. Legationsrat 147
Adolf, Prinz von Schaumburg-Lippe 152, 160, 162
Albert, König von Sachsen 9, 17, 58, 103, 122, 130, 152, 156, 158, 159, 163
Albrecht, Prinz von Preußen 60
Alexander I., König von Serbien 137, 160
Alexander II., Zar von Rußland 11, 158
Alexander III., Zar von Rußland 13, 27, 44, 73, 110
Alexandra Feodorowna, Zarin 101, 108, 110, 114
Alexandra, Prinzessin von Sachsen-Koburg-Gotha 11, 55, 56, 69
Alfred, Erbprinz von Koburg-Gotha 17, 125
Alfred, Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha 11, 15, 17, 18, 28, 56, 61, 69, 70, 84, 118, 119, 162, 163, 176, 177
Anastasie, Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Großfürstin v. Rußland 129
Andrassy, Graf, österr.-ungar. Außenminister 137, 148
Anna, Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt 6, 54, 175, 176
Arenberg, Prinz Franz, Abgeordneter 67, 133, 164
Arnim, Graf Harry, Botschafter 60, 178
Arnold, Maler 118, 123
Augusta, Kaiserin 112, 149, 150, 174
Auguste Viktoria, Kaiserin 3, 62, 66, 69, 101, 130, 163

B.

Batotzki, Frau v. 72
Baumann, Landgerichtspräsident 127
Bennigsen, v., Oberpräsident 81
Berlepsch, v., preußischer Minister 12
Bernhard, Erbprinz von Sachsen-Meiningen 88, 92, 93, 120, 125
Bernhard, Prinz von Sachsen-Weimar 95
Bismarck, Graf Herbert, Staatssekretär 8, 20, 32, 41, 43, 44, 45, 46, 49, 60, 83, 98, 110, 113, 140, 141, 144, 172
Bismarck, Gräfin Herbert 141
Bismarck, Fürst Otto, Reichskanzler 7, 8, 17, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 30, 31, 32, 34, 38, 40, 41, 46—51, 58, 60, 61, 66, 68, 72, 94—97, 99, 102, 105, 110, 112, 115, 119, 127, 135, 144—150, 153, 154, 156—158, 172, 175, 178
Bismarck, Graf Wilhelm, Oberpräs. 133
Blanc, Admiral 88
Bleichröder, v., Bankier 141
Bloome, Baronin 39, 103, 175
Bojanowski v., Leiter der Bibliothek in Weimar 67
Bosse, v., preußischer Kultusminister 82, 89, 115
Bothmer, v., Geheimrat im A. A. 78, 80, 81
Bothmer, Gräfin, Staatsdame in Weimar 58, 59, 79, 102
Böttticher, v., Staatsminister 9, 44, 46, 48, 52, 131, 132, 139, 140
Boxberg v., Kultuschef in Weimar 80, 88, 99
Bray, Graf, Deutscher Gesandter in Stockholm 181

Brandt, v., Deutscher Gesandter 26, 27, 93, 94
Brincken, v., Deutscher Gesandter in Kopenhagen 30
Bronsart, v., preuß. Kriegsminister 41, 42, 51, 82, 85, 89, 139
Bucher, Geheimrat im A. A. 33, 146, 148
Budberg, Baron, Russischer Gesandter in Weimar 119, 120, 151, 160
Buol, Reichstagsabgeordneter 34
Burdach, Professor 79
Busch, Deutscher Gesandter in Bern 5, 32, 33, 37, 38, 42, 146, 171
Bülow, v., Bernhard Ernst, Staatssekretär 147, 178
Bülow, Bernhard, Fürst, Reichskanzler 41, 107, 153—156, 158—161, 164—172 177—179
Bülow, v., Otto, Gesandter am Vatikan 43, 92
Bylandt, Graf, Adjutant in Weimar 100, 181

C.

Caprivi, Graf v., Reichskanzler 5, 26, 34, 41, 44, 88, 157
Carlos, Don, König von Portugal 176
Carolath, Prinz, Abgeordneter 143
Carol, König von Rumänien 147
Charlotte, Erbprinzessin von Meiningen, Prinzessin von Preußen 13, 14, 92, 93
Crailsheim, v., Minister in Bayern 87

D.

Dagmar, Zarinmutter, Prinzessin von Dänemark 40, 110, 114, 115
Deines, v., General 15
Derenthall, v., General 80
Derenthall, v., Gesandter in Lissabon 85, 160, 165, 166, 171
Dönhoff, Graf, preußischer Gesandter in Dresden 113

E.

Eberstein, v., Oberst 88, 123, 154, 155, 159
Eduard, Prinz von Sachsen-Weimar 29
Egloffstein, Frhr. v., Kammerjunker 95
Eichhorn, v., Personalrat im A. A. 90
Einsiedel, Frl. v., Hofdame in Weimar 114
Elisabeth, Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg, Prinzessin von Sachsen-Weimar 4, 66, 68, 70, 109, 123, 152, 175
Elisabeth, Kaiserin von Österreich 32
Engelbrecht, v., Militärattaché in Rom 52
Erckert, v., General 51
Ernst, Erbprinz von Sachsen-Altenburg 68
Ernst, Prinz von Meiningen 174
Ernst, Prinz von Sachsen-Weimar 122
Ernst Günther, Herzog von Holstein 130
Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen 69, 77, 100
Eulenburg, Graf August, Oberhofmarschall 44, 62, 65, 78, 126
Eulenburg, Graf Botho, Staatsminister 9, 33, 78, 141, 143
Eulenburg, Graf Phillipp 7, 13, 20, 22, 27, 45, 60, 62, 79, 85, 103, 105, 108, 118, 153, 154, 155, 162, 163, 169, 172

F.

Fabrice, Gräfin 79
Fabrice, Graf, sächsischer Minister 122
Faure, Felix, französischer Präsident 11, 47, 48, 89, 106, 144
Feodora, Prinzessin von Meiningen 160
Ferdinand, Fürst von Bulgarien 31, 131, 162
Ferdinand, Kronprinz von Rumänien 64, 138
Fischer, Justizrat 107, 154
Fischer, Kuno, Professor 107, 154
Franz Josef, Kaiser von Österreich-Ungarn 31, 68, 126, 127, 134, 135, 148
Friedberg, preuß. Minister 90
Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin 129
Friedrich I., Großherzog von Baden 20, 21, 48, 56, 58, 73, 91, 125, 161
Friedrich III., Deutscher Kaiser 41
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 50

Friedrich Wilhelm IV., Königg von Preußen 23, 51, 133, 172
Friedrich Wilhelm, Herzog von Mecklenburg 175, 176

G.

Georg, Fürst zu Schaumburg-Lippe 75, 76
Georg II., Herzog zu Sachsen-Meiningen 4, 5, 14, 63, 88, 92, 120, 122, 160, 161, 173, 174
Gerstenbergk, Fräulein v., 22, 62, 155, 163
Giers, russischer Minister 97, 99
Gleichen-Rußwurm, Frhr. v., Schriftsteller 111
Gleichen-Rußwurm, Frhr. v., Landschaftsmaler 7, 78, 111
Goering, Chef der Reichskanzlei 13, 15, 16, 81, 90
Görtz-Schlitz, Graf 13, 19, 102, 112, 170
Goethe, Joh. Wolfgang 19, 37, 38, 53, 79, 110, 115, 117, 119, 121, 128
Goltz, v., Admiral 131
Goluchowski, Graf, österreichischer Minister 68
Gortschakow, Fürst, russischer Reichskanzler 147, 148
Grancey, französischer Militärattaché 62
Groeben, Graf und Gräfin 113
Groß, v., Staatsminister in Weimar 7, 8, 9, 17, 18, 61, 67, 88, 95, 104, 124, 127, 152, 163—165, 181
Günther, Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt 6, 12, 54, 74, 80, 171—173, 175, 176
Gutschmied, Frhr. v., deutscher Gesandter in Japan 147, 148

H.

Hahnke, v., General 35, 73, 88, 119, 139, 159, 163
Hammann, Pressereferent im Ausw. Amt 9, 95, 151
Hammerstein, Frhr. v., preuß. Landwirtschaftsminister 9
Harden (Wittkowski), Schriftsteller 113, 120, 124, 125
Hatzfeldt, Graf, deutscher Botschafter 73, 115, 146
Heim, v., Minister in Meiningen 5, 14, 18, 49, 63, 64, 83, 92
Heinrich, Prinz von Preußen, Bruder Kaiser Wilhelms II. 77, 113, 133
Heinrich VII., Prinz, Reuß 3, 7, 12, 13, 22, 67—69, 111, 115, 124—126, 131, 136, 169, 171
Heldburg, Frau v. 4, 62, 63, 120, 161, 174
Helene, Königin von Italien 16
Helldorf, Frhr. v., Oberschenk in Weimar 5, 79, 99, 102
Helldorf, Freifrau v. 7, 22, 31, 60, 62, 155, 163, 172
Hellwig, Dierktor im Ausw. Amt 106
Henckel von Donnersmarck, Graf, Generaladjutant in Weimar 7, 30, 53
Henckel von Donnersmarck, Graf, Sohn des Vor. Diplomat 57
Henckel von Donnersmarck, Graf Guido 7, 66, 143, 172
Herbette, französischer Botschafter in Berlin 62
Heyse, Paul, Dichter 115
Hinzpeter, Geheimrat, Erzieher Kaiser Wilhelms 73, 74
Hoeltzke, russischer Ministerresident in Weimar 17, 68, 117
Hoensbroich, Graf, Schriftsteller 101
Hohenlohe-Schillingsfürst, Fürst, Reichskanzler 7, 8, 12, 15, 16, 21, 25, 30, 32—35, 37, 40, 42, 45, 46, 61, 64—67, 74, 75, 79, 82, 85, 88, 89, 91, 95—98, 105—108, 111, 115, 116, 122, 124, 130—132, 134, 139, 140, 143—145, 150—152, 154—157, 161, 164, 167, 170, 178—180
Hohenlohe, Prinz Gustav Adolf, Kardinal 174
Hohenlohe, Prinz Ernst (Sohn des Kanzlers) 151
Hohenlohe-Langenburg, Prinz Ernst 55, 69
Holleuffer, v., Geheimrat 84, 85, 131
Hollmann, Admiral 122, 133

Holstein, v., Geheimrat im A. A. 4, 7, 8, 12, 13, 20, 27—29, 33, 34, 43, 45, 46, 52, 60, 63, 65, 78, 81, 83, 85, 89, 90, 95—98, 103, 105, 107—109, 111, 113, 122, 132, 153—155, 160, 161, 164—167, 169, 170, 178, 179
Hönig, Hauptmann 161
Humbert, Geheimrat im A. A. 12, 46, 81, 90, 105
Hülsen, v., Georg, Theaterintendant 72
Hülsen, Graf Dietrich, General 128

J.

Iswolski, russischer Vertreter beim Papst 43, 171

J.

Jacobi, Schriftleiter der Berl. Nachr. 7
Jacobi, v., Militärattaché in Rom 70
Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg 66—69, 109, 110, 129

K.

Kahl, Professor 163
Kainz, Schauspieler 115
Kanitz, Graf, Hans 20, 24
Kardorff, v., Reichstagsabgeordneter 42
Karl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar 3, 5, 10, 15, 17, 21—24, 26—32, 36, 67, 68, 70, 80, 83, 84, 90, 91, 95, 99—104, 106, 109—112, 114, 116, 118, 119, 122—124, 126, 127, 129—131, 142—144, 151—153, 157 bis 159, 161, 164, 165, 170, 174, 175, 178, 181, 182, 183
Karl August, Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar 3, 28, 29, 99
Karl Günther, Fürst von Schwarzburg-Sondershausen 11, 12, 58, 59, 64, 156, 157
Kayser, Kolonialdirektor im Ausw. Amt 8, 16, 60, 66, 78, 90, 93, 96, 105, 106
Kessel, v., General 128
Ketelhodt, v., Hausminister in Koburg 61
Keudell, Robert, v., Gesandter 147
Kiderlen-Wächter, v., preußischer Gesandter in Hamburg 20, 105, 140, 141, 154, 161, 166, 167, 169, 170
Kiliani, Deutscher Konsul 9, 137
Klehmet, Legationsrat im Ausw. Amt 78
Klüber, v., Hofmarschall in Schwarzburg-Rudolstadt 6
Knackfuß, Maler 36
Königsmarck, Gräfin 111
Köller, v., preußischer Minister des Innern 9, 40—45, 144
Körte, Dr., Chirurg 30
Kotze, v., Kammerherr 70
Kriege, Geheimrat im Ausw. Amt 94
Krüger, Präsident von Transvaal 54 55, 73
Krupp, Hüttenbesitzer 140

L.

Laband, Professor 173
Labanow, Fürst, russischer Botschafter in Wien 13, 26, 37
Lambsdorff, Graf, russischer Minister 132, 176
Lascelles, Sir Frank, britischer Botschafter in Berlin 66, 108, 126
Lassen, Komponist 28, 96
Lebbin, Frau v. 132
Leckert, Journalist 103, 104
Lenbach, v., Maler 31
Lenthe, Frhr. v., Mitglied des Reichsjustizamts 152
Leo XIII., Papst 42, 43, 82, 101
Leopold, Prinz von Schwarzburg-Sondershausen 11, 12, 77, 173
Lerchenfeld, Graf, sächsischer Gesandter 164
Lesseps, Frau v. 6
Lessing, Geheimrat, Besitzer der Voss. Zeitung 16
L'Estocq, v., Major 78
Leutenberg, Prinz Sizzo 54, 61, 74, 157
Leyden, Graf, deutscher Gesandter in Bukarest 92, 137, 176
Lichnowsky, Prinz, Botschaftsrat 136
Liebenau, v., Hofmarschall 72, 73

Lieber, Abgeordneter 142, 143
Liebert, v., General 109
Limburg Stirum, Graf 33
Lindau, Paul, Schriftsteller 63, 92, 93, 120
Lindenau, v., Legationsrat, 170
Lindequist, v., General 65
Lippe-Biesterfeld, Graf zur 152
Liszt, Franz, Komponist 91
Lucanus, Chef des Geh. Zivilkabinetts 38, 43, 71, 73, 74, 78, 85, 126, 132
Ludwig, Prinz von Bayern 76, 77, 80
Luise, Großherzogin von Baden 20, 152
Luise, Prinzessin von Preußen 124
Lützow, Journalist 103, 104

M.

Magnus, Frau 81, 93
Magnus, Valerie v. 113
Mallet, Sir Edward, britischer Botschafter in Berlin 15, 40, 45
Manteuffel, Frhr. v., Abgeordneter 81
Maria, Kronprinzessin von Rumänien 138
Marie Alexandrine, Prinzessin Reuß VII., Prinzessin von Sachsen-Weimar 4, 7, 57, 67, 115, 152
Marie, Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen 58, 77
Marie, Großfürstin Wladimir 69, 70
Marie, Herzogin von Sachsen-Koburg-Gotha, Großfürstin von Rußland 11, 13—15, 29, 55, 56, 69, 118, 119, 176, 177
Marie, Prinzessin von Meiningen 69
Marschall von Bieberstein, Frhr., Staatssekretär 8, 9, 12, 15, 25, 27—29, 37, 43, 44, 46, 48, 49 62, 67, 74, 78, 82, 83, 88—90, 93, 94, 98, 102—107, 113, 115, 119, 127, 129, 130, 132, 133, 136, 139—143, 151, 153—155, 164, 166, 167, 178, 179, 181
Mathilde, Prinzessin-Mutter von Schwarzburg-Rudolstadt 54
Mechler, Bürochef im Ausw. Amt 65
Meded, Graf, Oberhofmarschall in Weimar 88, 109 181
Meiendorff, Frau v. 92
Mendelssohn, v., Bankier 35
Michael, Nikolajewitsch, russischer Großfürst 114
Minckwitz, v., sächsischer Gesandter 7, 17, 39, 79, 104
Minckwitz, Frau v., Gemahlin des Vor. 54
Miquel, v., preußischer Minister 9, 33, 45, 46, 50, 65, 81, 83, 89, 102, 106, 108, 133, 143, 156—158, 180, 181
Mirbach, v., Oberhofmeister der Kaiserin 69
Mirbach, v., Graf, Abgeordneter 81
Mohl, v., Geh. Legationsrat 126
Mohrenheim, russischer Botschafter in Paris 41, 89
Moltke, Graf, Kuno, Flügeladjutant 27, 36
Monkswell, Mr. 103
Monts, Graf, preuß. Gesandter 86, 164
Mumm, v., Legationsrat 83, 166
Mühlberg, v., Geheimrat im Ausw. Amt 46, 140
Münster, Fürst, deutscher Botschafter 70, 73, 92, 106, 115, 142, 145, 150, 176
Murawiew, russischer Gesandter 112, 115, 129, 171, 176, 177

N.

Neergaard, v., Kammerherr 59
Nieberding, Staatssekretär des Reichsjustizamts 90, 91, 96
Nikolaus, Fürst von Montenegro 86
Nikolaus II., Zar von Rußland 25, 35, 36, 47, 87, 89, 92, 100, 101, 103, 108
Nostitz, v., Oberstleutnant 95, 109

O.

Oertzen, v., Kabinettsminister in Koburg 163
Öhlschläger, Präsident des Reichsgerichts 90, 91, 93
Olga, Königin von Griechenland 118
Osten-Sacken, Graf, russischer Botschafter in Berlin 44, 45

P.

Pabst, Oberbürgermeister von Weimar 123
Palézieux-Falconnet, v., Oberst 22, 24, 27, 30, 42, 60, 63, 80, 106, 114, 142, 156, 170, 182
Paul, Zar von Rußland 17, 29, 100
Pauline, Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar 22, 39, 40, 58, 59, 102, 103, 111, 115, 116, 118, 127, 171, 175
Peter, Großherzog von Oldenburg 56, 119
Peters, Dr., Karl, Kolonialpolitiker 66 bis 68, 90
Petersen, Staatsminister in Schwarzburg-Sondershausen 12, 61, 64, 156, 157, 173
Pfeiffer, Dr., Leibarzt in Weimar 123
Philipp, Prinz von Koburg 162
Podewils, bayerischer Gesandter 136
Posadowsky, Graf, Staatssekretär des Innern 82
Poschinges, v., Geheimrat, Schriftsteller 23
Pourtalès, Graf, Friedrich, Diplomat 12, 15, 29, 46
Priem, v., Adjutant in Rudolstadt 175
Puttkamer, Fräulein v., Hofdame 121

R.

Radolin, Graf, Botschafter in Konstantinopel 23, 37, 60, 92, 109, 110, 115, 131, 160
Radowitz, v., Botschafter in Madrid 5, 38, 74, 146, 172
Rampolla, Kardinal, Staatssekretär des Papstes 43
Rantzau, Graf, Schwiegersohn Bismarcks 50, 146, 148
Rantzau, Gräfin, Marie 145
Ratibor, Prinz, Hofmarschall in Gotha 61, 164, 170
Ratibor, Prinzessin 13, 14, 55
Recke, Frhr. v. d., preußischer Minister des Innern 52, 131, 134
Reichenau, v., Gesandtschaftsrat 51, 52
Reichold, Professor, in Jena 159
Richter, Eugen, Reichstagsabgeordneter 139
Richter, v., russischer General 101
Richthofen, Frhr., v., Vertreter in der ägyptischen Schuldenkommission 27, 91, 93, 106, 126, 131
Richthofen, Freifrau v. 8, 28
Roon, Graf, preuß. Kriegsminister 150
Rotenhan, Frhr. v., Präsident des Weimarer Landtages 10, 11, 181
Rotenhan, Frhr. v., Unterstaatssekretär 13, 78, 115, 129, 151, 154, 160, 166, 168
Rothe, Chef des Finanzamts in Weimar 123
Rothe, Frau 114
Ruland, Geh. Hofrat 37, 43, 121, 122

S.

Salisbury, Lord, britischer Ministerpräsident 55
Sandham, Mrs. 103
Satler, Nationalliberaler Abgeordneter 142
Saurma, Graf, Gesandter 60, 160, 181
Schiemann, Dr., Universitätsprofessor 46, 65, 97, 109, 112, 113, 132, 133, 150, 151
Schiller, Friedrich, v., 79, 111
Schischkin, russischer Diplomat 89
Schlichting, v., General 73
Schlözer, v., preuß. Gesandter in Rom 63, 92
Schmidt, Erich, Professor 79
Schön, v., Hofmarschall in Koburg 69, 116, 119
Schönborn, Gräfin 143
Schönstedt, v., Justizminister 9, 93
Schrader, v., Kammerherr 70, 108
Schütte, Polizeipräsident 72
Schuwalow, Graf, russischer Botschafter in Berlin 15, 22, 44, 45, 141
Schwabach, v., Bankier 35
Schwarzhoff, v., Oberst 175
Schwarzkoppen, v., Militärattaché 106
Schweinitz, v., deutscher Botschafter 40, 41, 141
Seckendorff, Graf, Hofmarschall 66

Senden, v., Admiral 85
Senden, v., Oberst 124
Serra, spanischer Maler 110
Sincere, Lord 103
Singer, sozialdemokratischer Abgeordneter 140
Soden, v., Konsul 90
Sophie, Großherzogin von Sachsen-Weimar, Prinzessin der Niederlande 3, 10, 16, 22, 30, 31, 36—40, 43, 53, 54, 56, 59, 60, 78, 79, 91, 102, 109, 111, 112, 114, 118, 120, 121—130, 142, 152, 156, 174, 181, 182
Sophie, Kronprinzessin von Griechenland 131
Spitz, v., General 76
Stambulow, Stephan, bulgarischer Staatsmann 31
Stark, v., Staatsminister in Schwarzburg-Rudolstadt 6, 64
Stein, Frau v. 38, 43, 122
Stephan, v., Staatssekretär des Reichspostamts 46, 52
Stichling, Frau 98
Stier, Geheimrat in Weimar 36, 37
Strauch, Exzellenz v. 39
Strenge, v., Minister in Koburg 163, 177
Stumm, Frhr. v., Abgeordneter 73, 133
Suphan, Schriftsteller 122
Sybold, Frhr. v. 117
Szögenyi, Graf, österreichisch-ungarischer Botschafter 126, 132

T.

Tattenbach, Graf, deutscher Gesandter in Marokko 30
Tausch, v., Polizeikommissar 106, 107, 109, 111, 127, 132, 141, 143, 149
Tepper-Laski, v., Regierungspräsident 72
Thekla, Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt 54
Thädi, Maler 110
Thielmann, v., Botschafter 155, 162
Tiedemann-Seeheim, v., Major 46
Treitschke, v., Professor 23, 50, 60, 133, 172
Tschirschky, v., Diplomat 131
Tümpling, v., Legationsrat 60, 81, 116, 159

U.

Umberto, König von Italien 86, 169, 170

V.

Victoria, Kaiserin Friedrich 45, 65, 66, 131
Victoria, Königin von Großbritannien 15, 28, 29, 45, 55, 67, 70, 116, 153
Victoria, Kronprinzessin von Schweden 84
Vignau, v., Theater-Intendant 101
Villaume, v., Militärattaché 73
Visconti Venosta, italienischer Minister 171, 172

W.

Waagen, v., General 76
Waecker-Gotter, v., deutscher Gesandter 136, 137, 165
Waldersee, Graf, Chef des Generalstabes 48, 107, 139, 143
Wangenheim, Frhr. v., Hofmarschall 124, 125
Watzdorf, Fräulein v., Hofdame 174
Wedel, Graf Georg, Diplomat 113
Wedel, Graf Karl, deutscher Gesandter 8, 48, 113, 133, 142, 161, 168, 169, 177, 181
Wedel, Graf, Oberstallmeister 7, 30, 113
Wedel, Graf Oskar, Oberhofmarschall in Weimar 23, 36, 59, 69
Wedel, Gräfin, Gattin des Vor. 39, 95
Wedle, v., preuß. Hausminister 113, 115
Welck, Fräulein v., Hofdame 102
Werder, v., deutscher Botschafter 22, 35, 40, 44, 110
Werner, Anton v., Maler 110
Werthern, Graf, preuß. Gesandter 80
Werthern, Gräfin 59, 62, 76, 80, 118
Wiecke, Schauspieler 115
Wildenbruch, v., Legationsrat 80, 119, 123, 126
Wilhelm, Herzog von Württemberg 99

Wilhelm I., Deutscher Kaiser 27, 29, 56, 57, 112, 113, 118 123—125, 127, 131, 150, 153
Wilhelm II., Deutscher Kaiser 3—10, 13—15, 18—21, 23—27, 30, 31, 34—37, 40—48, 51, 52, 54—65, 68—74, 77—79, 83, 85, 88—90, 92—94, 100—102, 105—109, 111—114, 116, 118—120, 122—128, 130—133, 138—142 144, 145, 149, 152—154, 156—161, 163, 164, 166—170, 172, 173, 175, 177—180, 182
Wilhelm II., König von Württemberg 8, 9, 58, 122
Wilhelm Ernst, Thronfolger in Sachsen-Weimar 10, 57—59, 67, 68, 109, 125, 127, 128, 155, 156
Wilhelmina, Königin der Niederlande 112
Wilmowski, v., Chef der Reichskanzlei 143, 150, 151
Windheim, v., Polizeipräsident 126, 127
Windthorst, Abgeordneter 143
Wißmann, v., Afrikareisender 106
Witte, v., Russischer Minister 35
Wittich, v., General 30, 41, 42
Wittgenstein, Prinz, Flügeladjutant 101, 111, 116, 117, 170, 171
Wittgenstein, Prinzessin Lori 126, 127
Wittken, v., Staatsrat 177
Wladimir, Russischer Großfürst 44, 67, 110, 131
Woldemar, Fürst zur Lippe 157, 173
Wrochem, v., Major 39
Wüllner, Dr., Schauspieler 101.

Von Ludwig Raschdau sind ferner erschienen:

Unter Bismarck und Caprivi

Erinnerungen eines deutschen Diplomaten aus den Jahren 1885—1894. 2. Auflage. RM 6,50, Ganzleinen RM 8,—.

Den mit den Verhältnissen des alten Auswärtigen Amtes Vertrauten ist Ludwig Raschdau kein Fremder. Als ein Arbeiter von eisernem Fleiß und bekannter Gründlichkeit spielte er im Auswärtigen Amt unter Bismarck und seinen unmittelbaren Amtsnachfolgern eine gewichtige Rolle. Trotzdem — oder gerade weil — der Verfasser sich durchaus einer schlichten sachlichen Darstellung befleißigt und sich von jedem Superlativ ängstlich fernhält, gewinnt man aus dem Buche einen sehr guten Eindruck von der Atmosphäre der Zeit und von dem fast über Nacht in die Rolle einer internationalen Großmacht hineingewachsenen Deutschland. Die Zahl deutscher Memoirenwerke aus der Zeit der Reichsgründung ist nicht groß. Um so begrüßenswerter ist es, wenn ein Mann wie Raschdau, der, auf einer umfassenden Bildung fußend, offenen Auges seine Zeit erlebt hat, der Nachwelt ein Bild des Geschauten vermittelt. *(Frankfurter Zeitung)*

Wie ich Diplomat wurde

Aus dem Leben erzählt. Mit einem Titelbild. RM 2,50, Ganzleinen RM 3,80.

Der im 90. Lebensjahr stehende ehemalige Kaiserliche Gesandte Raschdau hat ein sehr interessantes, vielfach amüsantes und recht kritisches Buch geschrieben, das seine Jugendjahre und die Zeit seiner Tätigkeit als deutscher Konsul behandelt. Es schließt mit dem Jahre 1885 ab. Wer sich über eine für die Entwicklung Deutschlands keineswegs bedeutungslose Geschichtsperiode unterrichten will, möge dieses fesselnde, von einem klugen und weitsichtigen Beobachter geschriebene Buch in die Hand nehmen. *(Militär-Wochenblatt)*

Ein sinkendes Reich

Erlebnisse eines deutschen Diplomaten im Orient 1877—1879. Mit einer Kartenskizze von Konstantinopel und Umgebung und einem Bildnis des Verfassers. RM 6,—, gebunden RM 8,—.

Das vorliegende Buch bereichert unsere Kenntnis in erheblichem Maße. Willkommenes Licht verbreitet der vortrefflich unterrichtete Verfasser namentlich über die Zustände in der Türkei, über die damalige, wenig zielklare Orientpolitik Englands, über die Politik der Großmächte und die Tätigkeit der zur Durchführung der Berliner Beschlüsse geschaffenen internationalen Kommissionen, deren Arbeiten sich bisher näherer Kenntnis entzogen haben.

Der Weg in die Weltkrise

Betrachtungen eines deutschen Diplomaten aus den Jahren 1912 bis 1919. Herausgegeben von Arthur Dix. RM 5,—, gebunden RM 6,50.

Diese politischen Augenblicksbilder, aufgenommen von einem scharfsichtigen Diplomaten, reihen sich zusammen zu einem historischen Mosaik von plastischer Wirkung, die es dem aufmerksamen Beschauer wesentlich erleichtert, die weitere Gestaltung des politischen Weltbildes ursächlich zu begreifen.

VERLAG E. S. MITTLER & SOHN / BERLIN SW 68

BIBLIOTEKA WAP LUKOWA
323041
2